

Yali Gao

## **Analogie und Wortbildung**

Eine wortbildungstheoretische Anwendung des Analogiebegriffs  
Wilhelm v. Humboldts

Universität Passau  
September 2000

## **Vorwort**

Die vorliegende Arbeit wurde im Sommersemester 2000 von der Philosophischen Fakultät der Universität Passau als Dissertation angenommen.

Für das Zustandekommen der vorliegenden Arbeit möchte ich zunächst der Leitung der Universität Passau, die mich finanziell unterstützt hat, meine Dankbarkeit aussprechen. Bedanken möchte ich mich auch bei Herrn Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger für seine Betreuungen, Geduld und die anregungsreichen Gespräche. Dank schulde ich auch Herrn Prof. Dr. Walter Seifert, der mir Vorschläge gegeben hat, und Herrn Prof. Dr. Jürgen Trabant, der wegen einer Humboldt-Rezeption meinen Brief beantwortet hat. Für die sprachliche Korrektur und die Layout-Gestaltung danke ich Frau Franziska Jackisch. Meinem Mann William Ho danke ich für seine Hilfe bei der graphischen Gestaltung. Nicht zuletzt möchte ich mich noch bei allen, die irgendwie auf ihre Weise zur Entstehung der vorliegenden Arbeit beigetragen haben, herzlich bedanken.

# VORWORT

## INHALTSVERZEICHNIS

0	Einleitung.....	3
1	ZUM BEGRIFF DER ANALOGIE IN DER SPRACHBETRACHTUNG UND DER WORTBILDUNGSBESCHREIBUNG .....	5
1.1	ZUM BEGRIFF DER ANALOGIE IN DER GESCHICHTE DER SPRACHBETRACHTUNG: EIN KURZER HISTORISCHER ÜBERBLICK.....	5
1.2	ANALOGIE ALS PRINZIP DER WORTBILDUNGSBESCHREIBUNG .....	9
1.2.1	Zum Konzept der Proportionsanalogie von H. Paul (1975).....	9
1.2.2	Zum Begriff der Analogie in der gegenwärtigen Wortbildungsbeschreibung.....	15
1.3	EINE NEUE SICHT DES ANALOGIEBEGRIFFS IM HINBLICK AUF DIE WORTBILDUNG .....	25
2	DAS KONZEPT DER ANALOGIE IN DER SPRACHTHEORIE W. V. HUMBOLDTS 27	
2.1	FORSCHUNGSERGEBNISSE VON CHRISTMANN UND DI CESARE .....	27
2.2	EINE INTERPRETATION DES KONZEPTS DER ANALOGIE HUMBOLDTS .....	34
2.2.1	Organismus der Sprachen: Zur Sprachbetrachtung Humboldts.....	34
2.2.2	Form und Analogie .....	40
2.2.3	Zu den methodischen Implikationen der Form/Analogie- Darstellung .....	43
2.2.4	Die Analogie als der einheitliche Grundsatz der Sprachbildung .....	44
2.2.5	Sprachindividualität als Ergebnis des Zusammenwirkens von Macht der Sprache und Gewalt des Individuums .....	47
2.3	ÜBERLEGUNGEN ÜBER DIE KONSEQUENZEN FÜR EINE WORTBILDUNGSBESCHREIBUNG 53	
3	EINIGE THEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN ÜBER EINE ANWENDUNG DES ANALOGIEBEGRIFFS HUMBOLDTS AUF DIE WORTBILDUNGSBESCHREIBUNG 54	
3.1	DREI SPRACHTHEORETISCHE ANHALTSPUNKTE .....	54
3.1.1	Drei getrennte Ebenen der Sprachbildung .....	54
3.1.2	Die Analogie als der einheitliche Grundsatz der Sprachbildung .....	55
3.1.3	Sprachindividualität als individuelle Analogiebildung bzw. augenblickliche Gegenwart des Sprachorganismus.....	55
3.2	ABDUKTION: ZUR LOGIK DES HYPOTHESENAUFSTELLENS BZW. STRUKTUR DER INDIVIDUELL-SPRACHLICHEN ANALOGIEBILDUNG.....	56
3.2.1	Deduktion, Induktion und Abduktion .....	57
3.2.2	Zur Charakteristik der Abduktion .....	59
3.2.3	Typen der Abduktionen .....	61
3.2.4	Die abduktive Struktur der individuell-sprachlichen Analogiebildung .....	65
3.3	EINE STUFENWEISE DIFFERENZIERUNG DER WISSENSBASIS NACH DEM KRITERIUM DER CODIERUNGSART .....	66
3.3.1	Zum Begriff Wissen.....	66
3.3.2	Prädikatlogisch-übercodiertes Wissen .....	70
3.3.3	Grammatisch-untercodiertes Wissen .....	73
3.3.4	Kreativ codiertes Wissen .....	77
4	ASPEKTE EINES MODELLS DER WORTBILDUNGSBESCHREIBUNG.....	86

4.1	ZUR BASIS EINER WORTBILDUNGSBESCHREIBUNG .....	86
4.2	ZUR ABDUKTIVEN STRUKTUR DER WORTBILDUNGEN .....	96
4.3	PRÄDIKATLOGISCH-ÜBERCODIERTE WORTBILDUNGEN .....	99
4.4	GRAMMATISCH-UNTERCODIERTE WORTBILDUNGEN .....	100
4.5	KREATIVE WORTBILDUNGEN.....	106
4.6	EINIGE ÜBERLEGUNGEN ZUM AKZEPTABILITÄTSPROBLEM.....	112
5	EINE ANALYSE AUSGEWÄHLTER DEUTSCHER MARKENNAMEN (MN).....	114
5.1	ZUR SPRACHWISSENSCHAFTLICHEN MN-UNTERSUCHUNG.....	114
5.2	MN ALS GEGENSTAND EINER WORTBILDUNGSBESCHREIBUNG .....	123
5.3	ZUM SITUATIV-REFERENTIELLEN KONTEXT DER MN-ERFINDUNG: FUNKTIONEN DER MN.....	123
5.4	EINE TYPOLOGIE VON MN NACH DEM KRITERIUM DER ERFINDUNGSTECHNIK .....	128
5.5	EINE MN-ANALYSE.....	129
5.5.1	MN mit phonetischer Technik .....	130
5.5.2	MN mit intellektueller Technik.....	133
5.5.3	MN mit gemischter Technik .....	137
5.6	BEMERKUNGEN ZUR KONZEPTUELLEN STRUKTUR KREATIVER BILDUNG.....	141
6	ZUSAMMENFASSUNG.....	143
7	LITERATURVERZEICHNIS.....	149

## 0 Einleitung

Die vorliegende Arbeit versteht sich als ein Versuch, den Analogiebegriff Wilhelm von Humboldts mit Konzepten der modernen Wissenschaften zu interpretieren und auf eine Wortbildungsbeschreibung anzuwenden.

Die Verwendungen des Analogiebegriffs in den gegenwärtigen Wortbildungsbeschreibungen stehen grundsätzlich in der Tradition Hermann Pauls. Die erweiterte, jedoch sprachinterne Analogieauffassung von Paul scheint die Grundlage zu sein, die die zwei gegensätzlichen Wortbildungsmodelle, nämlich das syntaktische und das lexikalistische bzw. das *kompositionell-reguläre* und das *analog-holistische* (Fleischer/Barz 1995: 58) gleichermaßen legitimiert. Die Wortbildungsbeschreibung ist heutzutage zu einem *Methodenpluralismus* (Toman 1983: 2) gekommen, der nicht nur den gesamten Bereich der Wortbildungen abzudecken scheint, sondern auch die besondere Stellung der Wortbildung im Gesamtsystem der Sprache bestätigt. Bei näherer Betrachtung lässt sich jedoch feststellen, dass es noch unklar ist, ob und in welchem Zusammenhang die verschiedenen Beschreibungsmethoden zueinander stehen. Diese Unklarheit ist meiner Ansicht nach darauf zurückzuführen, dass eine sprachinterne Analogieauffassung der lebendigen, geistigen Sprachtätigkeit des wortbildenden Individuums nicht gerecht werden kann. Es scheint, dass das Licht eines vorhandenen Sprachsystems zwar die sprachinternen Erscheinungen einigermaßen beleuchten kann, es erzeugt aber in seinem eigenen Standpunkt einen Schattenbereich. Dies drückt sich auch dadurch aus, dass der kreative, sprachverändernde Aspekt der Wortbildung grundsätzlich unbeschrieben bleibt. In diesem Zusammenhang ist es notwendig, den statischen sprachinternen Standpunkt zu verlassen und den traditionsreichen Begriff der Analogie in einer *sprachexternen* Hinsicht zu betrachten.

Sprachextern zeichnet sich der Analogiebegriff durch seine geistigen bzw. erkenntnisfunktionalen Implikationen aus, die man v.a. in dem Analogieverständnis Wilhelm von Humboldts finden kann. Aufgrund der allgemein bekannten „Dunkelheit“ Humboldtscher Begriffe kann eine Humboldt-Rezeption durchaus von Mutmaßungen geprägt sein. Jedoch bin ich von der Erklärungskraft des Analogiebegriffs Humboldts überzeugt und gehe das Risiko eines gewagten Versuchs bewusst ein. Mit der vorliegenden Lesart des Analogiebegriffs Humboldts wird intendiert, eine einheitliche Beschreibungsgrundlage für Wortbildungen herauszuarbeiten, die zum einen den inneren Zusammenhang zwischen den scheinbar

gegensätzlichen Beschreibungsmodellen sichtbar macht, zum anderen den kreativen Aspekt der Wortbildungen in gewisser Hinsicht beschreiben kann.

Von dieser Zielsetzung ausgehend wird in Kapitel 1 zunächst ein kurzer historischer Überblick über den Analogiebegriff gegeben. Anschließend werden die an Hermann Paul anzuschließenden Verwendungen des Analogieprinzips in der gegenwärtigen Wortbildungsbeschreibung erörtert und damit die Motivation für eine neue Analogiebetrachtung erklärt. In Kapitel 2 wird der Analogiebegriff Humboldts auf der Grundlage einiger Forschungsergebnisse von Christmann und Di Cesare in dem Textzusammenhang Humboldts interpretiert. In Kapitel 3 werden zur Anwendung des Humboldtschen Analogiebegriffs auf die Wortbildungsbeschreibung einige theoretische Überlegungen gemacht, wobei ich das Konzept der Abduktion als eine sinnvolle Lösung des methodischen Problems einer Humboldt-Anwendung betrachte. Aufgrund dieser Überlegungen wird in Kapitel 4 ein Modell der Wortbildungsbeschreibung formuliert, das schließlich auf eine Analyse ausgewählter deutscher Markennamen angewendet wird (Kapitel 5). In Kapitel 6 werden die Hauptgedanken und Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zusammengefasst.

## 1 Zum Begriff der Analogie in der Sprachbetrachtung und der Wortbildungsbeschreibung

### 1.1 Zum Begriff der Analogie in der Geschichte der Sprachbetrachtung: Ein kurzer historischer Überblick

Der Begriff der Analogie ist auf die antike Tradition zurückzuführen. Ursprünglich wird er in der griechischen Mathematik als eine proportionale Verknüpfung von Zahlen definiert.<sup>1</sup> Dieses Verständnis der Analogie als Proportionsverhältnis wird später in Philosophie, Justiz und Biologie verwendet, wobei v.a. Aristoteles eine wichtige Rolle gespielt hat. Aristoteles überträgt den Analogiebegriff von der mathematischen Zahlenlehre auf ganz allgemeine Zusammenhänge. Für ihn ist Proportionalität *eine Gleichheit der Verhältnisse und verlangt mindestens vier Glieder* (zitiert nach Tiemann 1993: 6). Er versucht, mit Analogie z.B. die Gattungen von Lebewesen unter morphologisch-phänomenologischen Gesichtspunkten zu klassifizieren. Der Flügel des Vogels ist z. B. ein Analogon zur Flosse des Fisches. Zwischen den zwei Paaren Flügel/Vogel und Flosse/Fisch besteht eine analoge Gemeinsamkeit: Beiden ist die Beziehung *dient zur Fortbewegung von* gemeinsam, es gilt also Flügel/Vogel = Flosse/Fisch (Tiemann 1993: 17).

Die Übertragung des Analogiebegriffs in die Grammatik erfolgt zunächst durch die Stoiker, die jedoch nicht im eigentlichen grammatischen, sondern im sprachphilosophischen Sinne unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses des Wortes zur bezeichneten Sache das Wesen der Dinge zu ergründen versuchen.<sup>2</sup> Dort bezeichnet Analogie Fälle, wo der Name der Sache entsprechend bzw. analog ist. Den Gegensatz zu Analogie bildet Anomalie, die sich beispielsweise in dem Widerspruch zwischen dem sprachlich ausgedrückten Geschlecht und dem natürlichen zeigt. Ohne Analogie als Fachausdruck für ihre sprachlichen Untersuchungen anzuwenden, betrachten die alexandrinischen Grammatiker das Analogieverfahren als *einen grammatischen Weg zur Auffindung des Sprachgebrauchs* (Rogge 1925: 446). Für sie bezeichnet die Analogie nicht nur die gleiche Flexionsweise der Wörter, das Verhältnis einer Wortform zur andern, sondern v.a. die Hervorrufung der analogen Form durch eine zugrundeliegende *Sinnähnlichkeit* (Rogge 1925: 446ff).

Das Analogieverständnis der antiken Grammatiker kann man nach Christmann (1980) v.a. auf drei Aspekte reduzieren:

(1) Kriterium der regelmäßigen Formenbildung in Flexion und Wortableitung;

---

<sup>1</sup>Vgl. Tiemann: 1993: 1.

(2) eine gewisse Entsprechung von Bedeutung und Form;

(3) Proportionsgleichung.<sup>3</sup>

Die Proportionsgleichung, die in der Antike eher als Methode zur Nachprüfung der Regelmäßigkeit einer schon vorhandenen Form gedacht wird, wird von den Renaissancephilologen im 16. Jahrhundert als Verfahren verwendet, neue Flexionsformen und Wörter „regelrecht“ zu bilden.<sup>4</sup> Nach Christmann gewinnt der Begriff der Analogie seit dem französischen Philologen Henri Estienne endgültig den Status eines Fachausdrucks der Sprachbetrachtung und wird als ein Kriterium für die Bildung und Beurteilung neuer Wörter angewendet.<sup>5</sup> Jedoch wird die Bedeutung der Analogie im 17. Jh. wieder auf die Funktion als Kriterium zur Beurteilung bzw. Verurteilung bereits existierender Sprachformen eingeschränkt. Dies drückt sich v.a. in dem für die französische Grammatik des 17. Jh. maßgebenden Werk *Remarques* von Vaugelas aus. Mit Vaugelas geht es den Grammatikern weniger um die Entscheidung unklarer oder strittiger Fälle als um den Versuch, die Regelmäßigkeiten der Sprache rational zu begründen.<sup>6</sup> Im 18. Jh. wird dem Begriff der Analogie von Condillac eine philosophische Basis geliefert. Nach Christmann bedeutet für Condillac die Analogie zunächst eine Entsprechung des Zusammenhangs, der jeweils auf der Seite der sprachlichen Zeichen und auf der Seite der Gedanken besteht. *Wie ein Gedanke mit dem anderen zusammenhängt, so evoziert ein Zeichen das andere*, erklärt Christmann (Christmann 1980: 525-526). Diese Entsprechung ist aber genetischer Natur. Condillacs Verständnis der Analogie ist weitgehend in seinen Theorien vom Sprachursprung bzw. von der Sprachentwicklung formuliert. Christmann hat Condillacs Theorien folgendermaßen dargestellt: Die ersten Zeichen der Sprache seien naturgegeben, die späteren seien entsprechend den ersten, also in Analogie zu den ersten weitergebildet. Sprachregeln seien nichts anderes als die fortgesetzten Analogien. Solche Analogien werden gestört, wenn eine Sprache mit anderen vermischt wird, was für die modernen Sprachen allgemein der Fall ist. So ist für jede der uns bekannten Sprachen nur eine unvollständige Analogie anzunehmen. In gemischten Sprachen bilden sich die Regeln der Analogie langsam neu. Eine moderne Sprache mit perfekter Analogie sei nur die Algebra (Christmann 1980: 526ff). Condillacs

---

<sup>2</sup> Vgl. Rogge 1925:445.

<sup>3</sup> Vgl. Christmann 1980: 520

<sup>4</sup> Vgl. Christmann 1980: 521

<sup>5</sup> Vgl. Christmann 1980: 523

<sup>6</sup> Vgl. Christmann 1980: 524.



Theorien werden nach Christmann von Humboldt direkt fortgesetzt, was im 2. Kapitel ausführlicher erörtert wird.

Der Begriff der Analogie wird auch in der deutschen historisch-vergleichenden Grammatik thematisiert. Franz Bopp verwendet den Analogiebegriff auf zweierlei Weise: zum einen im Sinne von *analogisch gebildeten Reihen*, innerhalb deren gleiche Laute gleiche Formen bezeichnen; zum anderen verwendet Bopp den Analogiebegriff auch für Fälle, wo eine Form sich verändert, indem sie dem Muster anderer Formen innerhalb ihrer Reihe folgt.<sup>7</sup> Zu dem Übergang einer Form von der einen Analogiereihe in die andere äußert sich auch Jacob Grimm. Solche Übergänge, wie man in der historisch-vergleichenden Grammatik z. B. bei starker und schwacher Deklination feststellen kann, nennt Grimm *unorganisch*, was später dem geläufig gewordenen Ausdruck *falscher Analogie* von August Friedrich Pott entspricht.<sup>8</sup> Mit *unorganisch* bzw. *falsch* wird der Verstoß gegen die Ordnung des ursprünglichen Formensystems bzw. eine Abweichung vom ursprünglichen Lautsystem bezeichnet. Das Lautgesetz als Zusammenfassung der Regelmäßigkeiten in der Veränderung der *Buchstaben* wird von Christmann als eine große Errungenschaft der historisch-vergleichenden Grammatik bezeichnet, die auch Humboldt dazu anregte, phonetische Gesetze in seiner Theorie über die Sprachbildung zu berücksichtigen.<sup>9</sup>

Der Begriff der Analogie wird im 19. Jh. v.a. in dreierlei Weise verwendet.<sup>10</sup> In einem ersten Stadium dominiert die Verwendungsweise von Franz Bopp, der sowohl die analogisch gebildeten Reihen, als auch die Übergänge in eine andere Reihe, also Reihenbildungen und *falsche* Analogie, als Analogiebildungen betrachtet. In einem zweiten Stadium wird der Analogiebegriff ausschließlich im Sinne der *falschen Analogie* für solche morphologischen Umwandlungen verwendet, die gegen das Lautgesetz verstoßen.<sup>11</sup> Lautgesetz und Analogie werden beispielsweise von August Schleicher als zwei Kräfte angesehen, die die Umgestaltungen der Sprache bestimmen, wobei das Lautgesetz ausnahmslos wirkte und die Analogie als Störung des Lautgesetzes falsch sei.<sup>12</sup> Diese strenge Trennung zwischen Lautgesetz und Analogie macht das Attribut *falsch* überflüssig. Es wird schließlich in einem dritten Stadium gestrichen, wo die nachfolgenden Junggrammatiker wie Karl Brugmann und

---

<sup>7</sup> Vgl. Christmann 1980: 529ff.

<sup>8</sup> Vgl. Christmann 1980: 530.

<sup>9</sup> Vgl. Christmann 1980: 530.

<sup>10</sup> Vgl. Christmann 1979: 110.

<sup>11</sup> Vgl. Christmann 1980: 531.

<sup>12</sup> Vgl. Christmann 1979: 108.

Hermann Paul eine subjektive Wertung sprachlicher Phänomene ablehnen.<sup>13</sup> Lautgesetz und Analogie werden nun als gleichrangig bewertet. Formenbildungen, die durch Lautgesetze nicht erklärt werden können, werden als Analogiebildungen anerkannt, und zwar genau so *richtig* wie Lautgesetz-Bildungen. Richtig ist also jetzt nach H. Paul, *wenn der Sprechende mensch nach analogie eine form < schafft >, die schon vor ihm in der sprache üblich gewesen ist, oder die sich nach den lautgesetzen correct aus einer form [...] einer älteren sprachperiode hätte entwickeln können* (zitiert nach Christmann 1979: 109). Christmann weist mit Bezug auf E. Cassirer darauf hin, dass die Gleichwertigkeit von Lautgesetz und Analogie auch bedeutet, dass die Analogie im Gegensatz zu dem Analogiebegriff von Humboldt bei den Junggrammatikern nichts Geistiges mehr an sich hat. Die Analogie wird genau so mechanisch wie das Lautgesetz angesehen.<sup>14</sup> Grundsätzlich gilt es, dass mit dem Terminus *Analogie* in der Junggrammatik das gemeint ist, was früher einmal als *falsche Analogie* bezeichnet wird.<sup>15</sup>

Im 20. Jahrhundert gibt es Versuche, den Dualismus bzw. die Antithese von Analogie und Lautgesetz zu überwinden. Eduard Hermann teilt die These von Hugo Schuchart, dass zwischen Lautgesetz und Analogie eine innere, nicht antithetische Beziehung besteht. Er unterscheidet zwischen lautlicher und begrifflicher Analogie und kritisiert an dem mechanischen Charakter der Analogieauffassung der Junggrammatiker.<sup>16</sup> Noch weiter in Humboldts Richtung geht Heinrich Lausberg, indem er das Lautgesetz unter einen noch weiter gefassten Analogiebegriff subsumiert. Er kritisiert, dass die junggrammatische Terminologie die *Analogie* auf den Formenbau, Wortkörperbau und Satzbau eingeschränkt hat. Für ihn stellt der traditionelle Terminus *Lautgesetz* nur die phonologische Analogie dar, während die Analogie als ein umfassender Begriff in allen Bereichen der Sprache wirksam ist.<sup>17</sup>

Auch die modernen Analogieforschungen hat keine einheitliche Richtung zu verzeichnen. Der Analogiebegriff wird von verschiedenen Ansätzen je nach ihren sprachwissenschaftlichen Interessen unterschiedlich interpretiert.<sup>18</sup> Wie Christmann schreibt, stünde trotz allem eines

---

<sup>13</sup> Vgl. Christmann 1979: 110.

<sup>14</sup> Vgl. Christmann 1979: 111.

<sup>15</sup> Vgl. Christmann 1979: 112.

<sup>16</sup> Vgl. Christmann 1979: 114; Hermann 1931: 72f.

<sup>17</sup> Vgl. Christmann 1979: 114.

<sup>18</sup> Vgl. Christmann 1979: 115; Bußmann 1990: 78ff.

fest, dass der Analogiebegriff für sprachwissenschaftliche Untersuchungen nach wie vor große Attraktivität besitze (Christmann 1979: 115).

## 1.2 Analogie als Prinzip der Wortbildungsbeschreibung

### 1.2.1 Zum Konzept der Proportionsanalogie von H. Paul (1975)

Hinsichtlich des Analogiebegriffs in der Wortbildung ist zunächst das Konzept der Proportionsanalogie von Hermann Paul zu nennen. Das Konzept der Proportionsanalogie von Paul hat in der modernen Wortbildungsforschung große Nachwirkungen, so ist motiviert, die traditionelle Grundlage des Analogiebegriffs in der Wortbildungsforschung genauer zu betrachten.

Wörter können nach Paul aufgrund einer partiellen Übereinstimmung des Lautes oder der Bedeutung oder des Lautes und der Bedeutung zugleich Gruppen bilden. Größere Gruppen schließen kleinere Gruppen ein, und es besteht eine gegenseitige Durchkreuzung der Gruppen. Paul unterscheidet zwischen zwei Hauptarten der Gruppen, den stofflichen und den formalen Gruppen.<sup>19</sup> Parallel zu diesem Prinzip entstehen auch Proportionengruppen von Wörtern, die zugleich eine Proportionengleichung bilden.<sup>20</sup> Die Festigkeit der Verbindungen von einzelnen Wörtern in einer Proportionengruppe ist von der Gebrauchshäufigkeit der einzelnen Wörter und der Anzahl der möglichen analogen Proportionen abhängig.<sup>21</sup> Die Existenz von festen Proportionengruppen ist nach Paul *für alle Sprechfähigkeit und für alle Entwicklungen der Sprache von eminenter Bedeutung* (ebd.). Die *eminente Bedeutung* der Proportionengruppen hat Paul wie folgt betont:

*Man wird diesem Faktor des Sprachlebens nicht gerecht, wenn man ihn erst da zu beachten anfängt, wo er eine Veränderung im Sprachusus hervorruft. Es war ein Grundirrtum der älteren Sprachwissenschaft, dass sie alles Gesprochene, so lange es von dem bestehenden Usus nicht abweicht, als etwas bloss gedächtnismässig Reproduziertes behandelt hat, und die Folge davon ist gewesen, dass man sich auch von dem Anteil der Proportionengruppen an der Umgestaltung der Sprache keine rechte Vorstellung hat machen können. Zwar hat schon W. v. Humboldt nachdrücklich betont, dass das Sprechen ein immerwährendes Schaffen ist. Aber noch heute stößt man auf lebhaften und oft*

---

<sup>19</sup> Vgl. Paul 1975: 106.

<sup>20</sup> Vgl. a.a.O.: 107.

<sup>21</sup> Vgl. a.a.O.: 109.

*unverständigen Widerspruch, wenn man die Konsequenzen dieser Anschauungsweise zu ziehen sucht (Paul 1975: 109-110).*

Mit Bezug auf Humboldt erkennt Paul offensichtlich den schöpferischen und individuellen Charakter der Sprachtätigkeit. Paul weist darauf hin, dass die Sätze, die wir aussprechen, meistens erst im Augenblick der Anwendung zusammengesetzt werden.<sup>22</sup> Nach Paul sind die Wörter in der Sprachtätigkeit nur zum Teil *bloße gedächtnismäßige Reproduktion des früher Aufgenommenen*, der andere Anteil stellt *eine kombinatorische Tätigkeit* dar, *welche auf der Existenz der Proportionengruppen basiert ist* (ebd.). Davon ausgehend hat Paul die Analogiebildung wie folgt definiert:

*Die Kombination besteht dabei gewissermassen in der Auflösung einer Proportionengleichung, indem nach dem Muster von schon geläufig gewordenen analogen Proportionen zu einem gleichfalls geläufigen Worte ein zweites Proportionsglied freigeschaffen wird. Diesen Vorgang nennen wir Analogiebildung* (ebd.).

Der schöpferische und individuelle Charakter der proportionalen Analogiebildung ist dadurch gekennzeichnet, dass es *für die Natur dieses Vorganges ganz gleichgültig [ist], ob dabei etwas herauskommt, was schon früher in der Sprache üblich gewesen ist oder etwas vorher nicht Dagewesenes. Es macht an und für sich nichts aus, ob das Neue mit dem bisher Üblichen in Widerspruch steht* (ebd.). Bei der Analogiebildung zählen nach Paul nur die sprachlichen Erfahrungen des betreffenden Individuums bzw. das individuelle Sprachgefühl. Er schreibt:

*[...] es genügt, dass das betreffende Individuum keinen Widerspruch mit dem bisher Erlernten empfindet* (ebd.).

Im Gegensatz zu Schleicher vertritt Paul offensichtlich einen erweiterten Analogiebegriff. Analogiebildungen schließen nicht aus, *dass mit Hilfe der Proportionen häufig Formen geschaffen werden müssen, die schon vorher in der Sprache üblich waren*. In dieser Hinsicht weichen Analogiebildungen *von dem bestehenden Usus* nicht ab. Auf der anderen Seite können sie *eine Veränderung im Sprachusus* hervorrufen. Gegenüber dem Gesichtspunkt der unmittelbaren Reproduktion *der älteren Sprachwissenschaft* (Paul 1975: 113) ist die Analogiebildung für Paul ein wichtiger Faktor der individuellen Sprachtätigkeit.

Von diesem erweiterten Analogiebegriff zieht Paul auch Konsequenzen für die Betrachtung der Sprachentwicklung. Paul bezeichnet die Analogiebildung als *die schöpferische Tätigkeit*

*des Individuums* (Paul 1975: 112). Da zu bestimmter Funktion durch Proportionenbildungen Formen hervorgebracht werden können, die mit den bisherigen usuellen Formen zu derselben Funktion im Widerspruch stehen, muss nach Paul eine *Harmonie des Formensystems* bestehen, *wo verschiedene Bildungsweisen neben einander bestehen* (a.a.O.: 113). Es ist nach Paul sehr gut möglich, dass eine Form ihrer Gestalt nach mehreren Proportionengruppen angehört (ebd.). So ist es auch möglich, von einer Form ausgehend verschiedene Proportionen zu bilden.<sup>23</sup> Ob eine Form *im Augenblicke der Anwendung* gedächtnismäßig oder mit Hilfe einer Proportionen gebildet wird, ist nach Paul *eine Machtfrage* (ebd.). Eine augenblickliche Proportionenbildung wird am leichtesten akzeptiert, *wenn für die Funktion, für welche sie geschaffen wird, bisher überhaupt noch kein Ausdruck vorhanden gewesen ist* (ebd.). Paul schreibt mit Nachdruck:

*Durch die Wirksamkeit der Gruppen ist also jedem Einzelnen die Möglichkeit und die Veranlassung über das bereits in der Sprache Übliche hinauszugehen in reichlichem Masse gegeben* (Paul 1975: 114).

Eine analogische, augenblickliche Neubildung eines Individuums kann eine früher bestehende gleichbedeutende Form jedoch nicht mit einem Schlag verdrängen:

*Erst nach einem längeren Kampfe zwischen beiden Formen kann die Neubildung zur Alleinherrschaft gelangen* (Paul 1975: 116).

Wiederholung bzw. Gebrauchshäufigkeit kann dazu führen, dass das, was anfangs als Fehler erscheint, an Autorität und Anerkennung gewinnt. Paul weist darauf hin, dass Laut- und Bedeutungswandel sich ähnlich verhalten wie die Ersetzung des bisher Üblichen durch etwas Neues.<sup>24</sup>

Analogiebildungen spielen nach Paul v.a. in der Flexion eine wichtige Rolle, aber auch im Lautwechsel und in der Wortbildung.<sup>25</sup> Die Bedingung einer Analogiebildung ist nach Paul die Existenz von mindestens drei sprachlichen Gliedern, die sich für eine Proportionengleichung einsetzen sind.<sup>26</sup> In einer Proportionengleichung muss ein Glied *mit dem einen im stofflichen, mit dem anderen im formalen Elemente eine Übereinstimmung zeigen* (a.a.O. 117), erst dann kann eine neue Form als Lösung dieser Proportionengleichung

---

<sup>22</sup> Vgl. Paul 1975: 110.

<sup>23</sup> Vgl. Paul 1975: 114.

<sup>24</sup> Vgl. Paul 1975: 114-115.

<sup>25</sup> Vgl. Paul 1975: 112,117.

<sup>26</sup> Vgl. a.a.O. 116.

gebildet werden.<sup>27</sup> Proportionengleichungen sind beispielsweise Tag: Tages: Tage = Arm: Armes: Arme = Fisch: Fisches: Fische; führen: Führer:Führung= erziehen: Erzieher: Erziehung<sup>28</sup>; animus:animi = senatus: x, x = senati<sup>29</sup>. Die schöpferische Kraft der Analogie für Wortbildungen drückt sich nach Paul auch dadurch aus, dass manche ursprünglich selbständigen Wörter aufgrund analogischer Reihenbildungen zu Ableitungssuffixen entwickelt sind.

*Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Ableitungssuffixe ebenso wie die Flexionssuffixe aus ursprünglich selbständigen Wörtern entstanden sind. [...] Die Schöpfung neuer Wörter vollzog sich dann auch nicht mehr durch eine Zusammensetzung von Stamm- und Ableitungssilbe, sondern nach Analogie des Verhältnisses der schon vorhandenen Ableitungen zu ihren Grundwörtern (Paul 1920: 46-47).*

Trotz eines umfassenderen Verständnisses sieht Paul Analogiebildungen grundsätzlich als *Fähigkeit des überlieferten Stoffes*, d.h. als Fähigkeit der sprachlichen Mittel. Paul ist der Meinung, dass Analogiebildung auf dem Gebiet der Wortbildung beschränkter sei als auf dem Gebiet der Flexion:

*Manche Bildungsweisen allerdings erzeugen sich analogisch ebenso leicht und unbefangen wie die Flexionsformen [...] Bei anderen rufen die überlieferten Wörter nur in beschränktem Masse Analogiebildungen hervor, wieder bei andern gar keine. Dieses verschiedene Verhältnis ist einfach bedingt durch die verschiedene Fähigkeit des überlieferten Stoffes zur Gruppenbildung (Paul 1975: 113).*

Indem Paul Analogiebildungen als *Fähigkeit des überlieferten Stoffes* betrachtet, isoliert er die individuellen sprachlichen Tätigkeiten von den geistigen Tätigkeiten des Menschen. Dadurch unterscheidet sich die Analogieauffassung Pauls von der Humboldts. Der Unterschied zwischen Paul und Humboldt liegt v.a. darin, dass Humboldt den individuellen Geist als die der Sprachtätigkeit zugrundeliegende Kraft ansieht, während Paul Proportionengruppen im Sprachsystem annimmt und sie als Mechanismen der Analogiebildung bzw. der individuellen Sprachtätigkeit betrachtet. Obwohl Paul im Gegensatz zu anderen Junggrammatikern wie Schleicher eine erweiterte Analogieauffassung vertritt, ist sein Analogiebegriff, wie Christmann schon schreibt (vgl. Kap. 1.1), vom

---

<sup>27</sup> Vgl. a.a.O.116.

<sup>28</sup> Vgl. a.a.O. 107.

<sup>29</sup> Vgl. a.a.O. 117.

mechanischen Charakter. Diesbezüglich hat v.a. Rogge (1925) das Konzept der Proportionsanalogie von Paul kritisiert.

In seinem Aufsatz *Analogie im Sprachleben* macht Rogge zunächst eine begriffsgeschichtliche Darstellung. Hinsichtlich des Bedeutungswandels des Analogiebegriffs betont Rogge, dass von Aristarch zu den nachfolgenden Grammatikern eine Grammatik entsteht, die *bei allen Kulturvölkern des Westens noch heute gilt* (Rogge 1925: 447). Rogge unterscheidet Aristarch, der eine Grammatik in diesem Sinne nicht kennt, von den *zünftigen Grammatikern* in den folgenden zwei Punkten:

- (1) Aristarch vergleicht immer die einzelne Form mit einer anderen und bildet ein Wort nach dem Muster eines anderen, während die Grammatiker fragen, wie sich eine Wortform einem grammatischen Schema subsumieren lässt.
- (2) Aristarch folgt seinem eigenen Sprachgefühl und beschreibt aufgrund der zusammengehörig erscheinenden Sachbedeutung die einzelnen Bildungen, während die Grammatiker für Abweichungen von einer Regel ein neues Schema bzw. Paradigma aufstellen.<sup>30</sup>

Die Betonung der individuellen Einzelfälle und der Sachbedeutung bei Aristarch auf der einen Seite und die Betonung des allgemeinen Schemas und Nicht-Berücksichtigung der Sachbedeutung bei Grammatikern auf der anderen Seite kennzeichnen also zwei unterschiedliche Positionen der Sprach- bzw. Analogiebetrachtung, wobei die letztere v.a. für die Junggrammatiker repräsentativ ist.

Die Junggrammatiker betrachten die Analogie zunächst als abstrakte und allgemeine Regel und Norm. Anomalie bzw. Abweichungen von der Regel werden dann als falsche Analogie eingestuft.<sup>31</sup> Später wird lediglich von Regel und Analogie gesprochen, wobei Analogie ausschließlich die *falsche Analogie* bezeichnet. Rogge ist der Meinung, dass sich die meisten Junggrammatikern über das Analogieprinzip nicht im klaren seien, und dass es auch H. Paul nicht gelungen sei, Klarheit zu schaffen (Rogge 1925: 452).

Hinsichtlich der Analogiekonzeption von H. Paul schreibt Rogge, dass Paul in Anlehnung an Steinthal die Analogie als eine mathematische Proportionengleichung auffasse (Rogge 1925: 449). Die Beschreibung des Vorgangs der Sprachtätigkeit als Auflösung einer Proportionengleichung ist aufgrund des mathematischen Charakters sogar noch abstrakter als

---

<sup>30</sup> Vgl. Rogge 1925: 448.

<sup>31</sup> Vgl. Rogge 1925: 449.

die Auffassung der Analogie als Regel und Schema (ebd.). Es handelt sich nach Rogge bei der Proportionsanalogie um eine abstrakte Allgemeinheit, die in Wirklichkeit gleichbedeutend ist wie die Auffassung der Analogie als Regel und Schema, demzufolge ein Wort nach einem Paradigma flektiert wird (ebd.). Die Ursache dieses Fehlers liegt nach Rogge darin, dass Paul die Analogie *als eine bloße Sache der sprachlichen Formgebung* ansieht, also sprachintern, und dabei die Rolle der Sachvorstellung eines Wortes, die im *individuellen Einzelfall, wie ihn das Leben und die Erfahrung der Sprachschöpfer mit sich bringt* (Rogge 1925: 452), liegt, nicht berücksichtigt. Rogge wirft den Junggrammatikern vor, dass sie die Analogie von einer *Sachlehre* zu einer *bloßen Wortlehre* (ebd.) gemacht haben.

In Anlehnung an Plato, der für Rogge zu denjenigen Philosophen gehören, die *dem Grundgesetz des menschlichen Denkens und Empfindens auf der Spur* (Rogge 1925: 453) sind, definiert Rogge Analogiebildungen als *Sprachvorgänge, bei denen auf Grund psychologischer Verknüpfung ein Wort an ein anderes angeglichen wird* (ebd.). Rogge unterscheidet zwischen typenschaffender und typenwahrender bzw. ursprünglicher und abgeleiteter Analogie. Typenschaffende Analogie liegt vor, wenn eine neue Wortform *eine wirkliche Neuschöpfung ist und nach Umständen andere gleichartige Bildungen hervorruft und eine Reihe schafft* (Rogge 1925: 459). Typenwahrende Analogie bezieht sich auf eine neue Wortform, die an ein geschaffenes Muster angelehnt ist und innerhalb einer Reihe erscheint.<sup>32</sup> Die sog. *falsche Analogie* ist nach Rogge in Wirklichkeit typenschaffende Analogie (ebd.). Rogge lehnt u. a. die Einteilung der Wörter in stoffliche und formale Gruppen ab, weil solche Unterscheidung nicht von der individuellen Sachvorstellung ausgehe (Rogge 1925: 454). Er weist darauf hin, dass nicht die einzelnen Wörter als solche sich attrahieren, sondern zuerst die Sachen und dann erst die Wörter (Rogge 1925:453). Er schreibt:

*Der Mensch aber setzt je nach seinem Erleben die Dinge und Vorgänge immer in neue Beziehungen, weil er sie wieder und wieder anders und in gewandeltem Lichte sieht, was dann ohne weiteres auch ein verändertes Verhältnis der Wörter zueinander mit sich bringt* (ebd.).

Hinsichtlich der Proportionengleichung von Paul, Tag: Tages: Tage = Arm: Armes: Arme = Fisch: Fisches: Fische, kritisiert Rogge, dass Paul dabei psychologische Verknüpfungen voraussetze, die keine Wirklichkeit haben (Rogge 1925: 455). Auch die Auflösung von *senati* aus der Proportionsgleichung *animus: animi = senatus: x* hält Rogge für falsch. Er erkennt



den Sachzusammenhang für *senati* in einer Äußerung von Plautus, wo Senat und Volk als Gegensatz von Regierung und Regierten betrachtet sind, und meint, dass das Wort *senati* aufgrund des Sachzusammenhangs nach *populi* gebildet ist.<sup>33</sup> Man darf nach Rogge das Paradigma nicht als das Ursprüngliche ansehen.<sup>34</sup> Er schlägt dem Sprachforscher vor, *sich möglichst vom Paradigma loszumachen und vielmehr seine Aufmerksamkeit auf den individuellen Einzelfall und seine psychologische Verflechtung zu richten.*<sup>35</sup>

Die Kritik Rogges, dass Paul Formen- bzw. Wortbildungen mechanisch durch Proportionengleichungen interpretiere, ist als berechtigt anzusehen. Der mechanische Charakter der Proportionen analogie liegt aber weniger in dem mathematischen Charakter einer Gleichung, weil man in der Tradition Aristoteles mit Proportionen auch allgemeine Verhältnisse bezeichnen kann. Er liegt viel mehr in der paradigmatischen Anwendung einer Proportionengleichung als allgemeine Regel, ohne dabei die sachliche bzw. erkenntnisfunktionale Grundlage zu berücksichtigen. Die von Rogge, einem Sprachpsychologen, stammenden Kritiken haben in der nachfolgenden sprachwissenschaftlichen Wortbildungsforschung allerdings wenig Beachtung gefunden - erwähnt werden sie jedoch von Henzen (1965: 13). Die Anwendungen des Analogiebegriffs in der gegenwärtigen Wortbildungsforschung vollziehen sich grundsätzlich in einem Rahmen, den Paul mit seiner erweiterten, jedoch mechanischen Analogieauffassung abgesteckt hat. Als zwei repräsentative Beispiele werden in den folgenden Ausführungen Motsch (1979) und Olsen (1988) erörtert.

## 1.2.2 Zum Begriff der Analogie in der gegenwärtigen Wortbildungsbeschreibung

### 1.2.2.1 W. Motsch (1979)

Motsch hat das Phänomen beobachtet, dass die Beziehungen der einzelnen Wortbildungen zu syntaktischen Fügungen von Fall zu Fall unterschiedlich sind und dass nicht alle Bildungen mit generellen Regeln beschrieben werden können.<sup>36</sup> Für Motsch gibt es generelle, beschränkt generelle und individuelle Neubildungen.<sup>37</sup> Daher muss man nach Motsch bei der

---

<sup>32</sup> Vgl. Rogge 1925: 453.

<sup>33</sup> Vgl. Rogge 1925: 455.

<sup>34</sup> Vgl. Rogge 1925: 456.

<sup>35</sup> Vgl. Rogge 1925: 457.

<sup>36</sup> Vgl. Motsch 1979: 15ff.

<sup>37</sup> Vgl. Motsch 1979: 29.

Beschreibung von Wortbildungen auf die allgemeine Generalität von Regeln bzw. auf die Forderung nach scharfen Regeln verzichten und *Analogieprozesse zur Erklärung der kritischen Fakten* heranziehen (Motsch 1979:6). Zur Beschreibung von Wortbildungsregeln (WbR) macht Motsch zwei Hypothesen:

- (1) *Der Status von Wortbildungsregularitäten hängt von der Funktion der Ausdrücke ab, die durch entsprechende Wortbildungsprozesse geschaffen werden.*
- (2) *Man muß zwischen scharfen und unscharfen Mustern unterscheiden* (Motsch 1979:17).

Hinsichtlich der Funktion von Wortbildungen unterscheidet Motsch zwischen der syntaktischen Umkategorisierungsfunktion und der Begriffsbenennungsfunktion.<sup>38</sup> Die Zuordnung eines Wortbildungsmusters zu einer dieser beiden Funktionen ist teils eindeutig, teils nur graduell zu treffen.<sup>39</sup>

Im Rahmen der syntaktischen Umkategorisierung sind Wortbildungsregeln als Umkategorisierungsregeln zu betrachten. Wortbildungen mit der Funktion der syntaktischen Umkategorisierung dienen entweder zur Erweiterung der syntaktischen Verwendbarkeit der zugrunde liegenden semantischen Struktur oder zur stilistischen Variation.<sup>40</sup> Der Unterschied zwischen einer Wortbildung und der jeweiligen syntaktischen Konstruktion liegt in diesem Fall lediglich im syntaktischen Bereich. Hinsichtlich der syntaktischen Paraphrasierung stellt Motsch fest, dass Komposita sich im allgemeinen durch solche syntaktische Fügungen am besten paraphrasieren ließen, in denen die grammatischen Kategorien in generischer oder neutraler Form ausgedrückt seien, z. B. Bärenfell → Fell eines Bären, Bienenhonig → Honig, den Bienen erzeugen.<sup>41</sup> Motsch kommt zu dem Ergebnis, *daß eine Umkategorisierungsregel umso genereller ist, je weniger semantische Zusätze gegenüber der korrespondierenden syntaktischen Fügung hinzukommen* (Motsch 1979: 19-20).

Wortbildungen, die in den Bereich der Funktion von Begriffsbenennung fallen, sind nach Motsch *solche Bildungen, die als Bereicherung des Wortschatzes einer Sprache in Frage kommen [...] (Motsch 1979:20)*. Wortbildungen, die der Funktion der syntaktischen Umkategorisierung dienen, und Wortbildungen, die die Funktion der Begriffsbezeichnung haben, unterscheiden sich nach Motsch v.a. in den folgenden drei Punkten:

---

<sup>38</sup> Vgl. Motsch 1979: 18.

<sup>39</sup> Vgl. ebd.

<sup>40</sup> Vgl. Motsch 1979: 18.

<sup>41</sup> Vgl. Motsch 1979:16.

- (1) *Begriffsbezeichnende Bildungen sind Kandidaten für den festen Wortbestand und in vielen Fällen eng mit den semantischen Beziehungen des Wortschatzes einer Sprache verbunden. Das gilt für die umkategorisierenden Bildungen nicht in gleichem Maße.*
- (2) *Begriffsbezeichnende Bildungen lassen sich, wenn überhaupt, nur in einer sehr komplizierten Weise paraphrasieren. Paraphrasen sind hier nicht wirkliche Alternativen mit spezifischen syntaktischen oder stilistischen Vorzügen.*
- (3) *Wortbildungsregeln, die für umkategorisierende Bildungen gelten, sind schärfer und genereller als Regeln, die für begriffsbezeichnende Bildungen gelten*  
(Motsch 1979: 20-21).

Unter unscharfen Regeln versteht Motsch *Regularitäten, die sich entweder in bezug auf den Anwendungsbereich oder in bezug auf den Effekt einer Regel oder in bezug auf beide Aspekte nicht als homogene Klassen beschreiben lassen, sondern nur durch Ähnlichkeitsbeziehungen* (Motsch 1979:25-26). Mit dem Begriff *homogene Klassen* geht Motsch bei seiner Betrachtung der Wortbildungsregeln stillschweigend von der semantischen Homogenität aus. Mit der unscharfen Regel intendiert Motsch offensichtlich, der semantischen Variabilität gerecht zu werden. Die Existenz der semantischen Variabilität von Wortkonstituenten stellt für Motsch die Motivation dar, für solche Fälle eine Lexikonbeschreibung anzunehmen:

*Neubildungen werden nach dem Vorbild existierender Wörter mit Affixen gebildet und nicht nach Regeln für die Umformung semantisch-syntaktischer oder rein semantischer Strukturen in Wörter* (Motsch 1979: 26).

Das heißt, dass der Bildungsprozess durch Analogie bzw. durch Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen dem jeweiligen lexikalischen Musterbeispiel und dem gebildeten Wort gesteuert wird. Motsch versucht, unscharfe Regeln zu formulieren. Dabei geht er von einer möglichst generellen Charakterisierung einer WbR aus, die Anwendung einer solchen Regel könnte dann durch Akzeptabilitätsbedingungen eingeschränkt werden. Die Funktionen der generellen Regel und der Akzeptabilitätsbedingungen hat Motsch wie folgt definiert:

*Die generelle Formulierung legt die äußere Grenze fest, die Akzeptabilitätsbedingungen bestimmen, welche in diesem Rahmen liegende mögliche Bildung akzeptabler als andere ist* (Motsch 1979: 28).

Die Adjektivbildungen auf -sam, die Persönlichkeits- oder Verhaltenseigenschaft ausdrücken, beschreibt Motsch beispielsweise mit der folgenden unscharfen Regel:

WbR -sam:

sem/ ((PR)v<Sem = ((-KÖRPERLICH)VERHALTEN)MENSCH,

syn> sam)adj < ..., Syn>

---> V-t ÜBERNORMAL

Akzeptabilitätsbedingungen:

Eine durch WbR -sam als möglich gekennzeichnete Bildung ist akzeptabel, wenn sie zum festen Wortbestand gehört; sie ist um so akzeptabler:

(1) je enger sie mit einem der angegebenen Untertypen verbunden ist,

(2) je umfangreicher dieser Untertyp ist, d.h. je mehr belegte Wörter dazu gehören,

(3) je mehr das Verhalten als positiv zu bewerten ist,

(4) je mehr das Verb als stilistisch „gehoben“ bewertet wird,

(5) je schwächer konkurrierende mögliche oder belegte Bildungen mit anderen Suffixen oder andere Wörter mit gleicher Bedeutung im Lexikon sind.<sup>42</sup>

Auf der anderen Seite hat Motsch die problematische Seite der Annahme der unscharfen Regeln auch nicht übersehen. Er schreibt, dass die psychologische Existenz einer relativ generellen Regel nicht vorausgesetzt werden dürfe und dass eine genaue Formulierung von Akzeptabilitätsbedingungen mit vielen Problemen verbunden sei (Motsch 1979: 27f.). Es scheint, dass Motsch trotzdem an der prinzipiellen Angemessenheit der Annahme der unscharfen Regel glaubt. Die Kombination von einer generellen Regel und Akzeptabilitätsbedingungen ist offensichtlich auf die Auffassung von Motsch zurückzuführen, dass Analogie und Regel nicht als Alternativen betrachtet werden sollen.<sup>43</sup> Er plädiert dafür, ein Kontinuum der Regelmäßigkeit anzunehmen. Es ist nach Motsch prinzipiell schwer, zwischen Regel und Analogie zu unterscheiden, denn beide liegen auf einem Kontinuum, wobei Analogien zu einem Exemplar an einem Ende und Regeln, die aus zahlreichen Fällen abstrahiert sind, am anderen Ende stehen (Motsch 1979: 32). Damit ist Motsch der Auffassung: Analogien können von Einzelfällen bis zu Regeln reichen. Regeln sind gewissermaßen die generellste Form von Analogien (Motsch 1979: 31). Diese Idee ist nach Motsch schon bei H. Paul angelegt. Dabei bezieht sich Motsch auf das Konzept der Proportionsanalogie von Paul und zitiert dessen Definition der Analogiebildung sowie dessen Bemerkungen über Regeln und die Analogiewirkung im Bereich der Wortbildung.<sup>44</sup> Damit

---

<sup>42</sup> Vgl. Motsch 1979: 26-27.

<sup>43</sup> Vgl. Motsch 1979:30.

<sup>44</sup> Vgl.(Motsch 1979: 30-31.

wird deutlich, dass Motsch die erweiterte Analogieauffassung von H. Paul übernimmt und mit der Annahme der unscharfen Regel intendiert, *daß die Beschreibung insgesamt den Spielraum für Neubildung absteckt* (Motsch 1979: 28). Er bemerkt zum Schluss seines Aufsatzes:

*Von einer Klärung des Analogiebegriffs sind u. U. Argumente für eine Entscheidung zwischen lexikalischer und transformationalistischer Beschreibung ableitbar, sicher aber für den Begriff unscharfer Regeln und für eine Erklärung der Produktivität eines Wortbildungsmusters* (Motsch 1979: 32).

Würde der erweiterte Analogiebegriff von H. Paul und W. Motsch tatsächlich den gesamten Spielraum der Wortbildungen angemessen beschreiben? Bei einer genaueren Betrachtung kann man einen kleinen Unterschied zwischen Paul und Motsch feststellen: Während Paul in einer Sprache Proportionengruppen von Wörtern annimmt und eine neue Bildung als Auflösung einer bestimmten Proportionsgleichung von mindestens drei Gliedern ansieht, betrachtet Motsch direkt das Lexikon als maßgebliche Grundlage für neue Bildungen. In der Annahme der unscharfen Regel wird dem Lexikon ein normativer Charakter zugeschrieben. Das Lexikon stellt dort ein Kriterium dar, das über die Akzeptabilität einer Wortbildung beurteilt, und zwar in dem Sinne, ob sie zum festen Wortbestand gehört oder ob sie als Element einer Reihenbildung angesehen und damit akzeptiert werden darf. Dies impliziert, dass Wortbildungen sich ausschließlich im akzeptierten Rahmen des Lexikons vollziehen würden. Die wesentliche Gemeinsamkeit zwischen Paul und Motsch liegt aber darin, dass beide die Analogieprozesse als ein internes Phänomen des isolierten Sprachsystems ansehen, wobei der individuelle Sprecher bzw. der individuelle Geist keine Rolle spielt. In diesem Zusammenhang kann man schon behaupten, dass die an Paul anlehrende Annahme der unscharfen Regel bzw. die analogisch gerichtete Lexikonbeschreibung die Produktivität von Wortbildungen, wenn man dabei an ihren geistigen Charakter denkt, nicht angemessen beschreiben kann.

#### 1.2.2.2 S. Olsen (1988)

In ihrer Studie zur Analogie in der Wortbildung hat sich Olsen im Vordergrund mit dem Begriff *Affixoid* (Präfixoid und Suffixoid) auseinandergesetzt. Auf der Basis der x-bar-Theorie, die komplexe Wortstrukturen als binär verzweigende, rekursive und endozentrische Gebilde definiert<sup>45</sup>, hat Olsen das folgende Wortbildungsmodell eingeführt:

---

<sup>45</sup> Vgl. Olsen 1988: 95, Anmerkung 4.

### Wortbildungskomponente

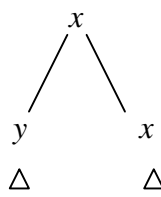
#### Wortstrukturschema

$x \dashrightarrow y x$

a) analytisch:

$\langle N \langle N \text{ Gott} \rangle \langle N \text{ Wesen} \rangle \rangle$

b) synthetisch:



#### Lexikon

Wortbestand der Sprache

gebundene Morpheme

lexikalisierte Syntagmen



Morpholexikalische

Einsetzung



Nach Olsen (1988:79) besteht die Wortbildungskomponente aus einem Wortstrukturschema, das zwei Funktionen hat: eine analytische und eine synthetische. Die analytische Funktion ermöglicht es, komplexe Wörter jeweils auf eine weniger komplexe Einheit des Lexikons zurückzuführen. Das komplexe Wort *bettelarm* lässt sich z. B. analytisch in zwei strukturelle Bestandteile, nämlich in den Verbalstamm *bettel-* und den Adjektivstamm *arm* zerlegen. Die Gesamtbedeutung des komplexen Worts ist dann kompositionell aus der Semantik der Bestandteile *bettel-* und *arm* zu erschließen, und zwar in dem Sinne, *so arm, daß man betteln muß* (Olsen:1988:81). Die synthetische Funktion definiert das Wortstrukturschema als Operationsmodus, der weitere Bildungen generieren kann, wobei lexikalische Elemente aufgrund ihrer kategoriellen Übereinstimmung mit den strukturellen Bestandteilen der neuen Wortstruktur eingesetzt werden können, z. B. *Knecht* und *arm*  $\rightarrow$  *knechtarm* (Olsen 1988: 81). Das Lexikon wird als eine Gesamtheit von usuellen Wörtern, gebundenen Elementen (Affixen und gebundenen Wurzeln) sowie lexikalisierten Syntagmen aufgefasst. Jedes lexikalische Element hat einen Lexikoneintrag, der eine phonologische, eine kategoriale, d.h. syntaktische, und eine semantische Charakterisierung enthält. In der semantischen Charakterisierung wird ein Lexikoneintrag in seinen verschiedenen Bedeutungsvarianten intensional dargestellt, wobei relationale Bedeutungsvarianten ihrerseits wiederum durch eine syntaktische Subkategorisierung und eine thematische Struktur beschrieben werden.<sup>46</sup> Zu

<sup>46</sup> Vgl. Olsen 1988: 80.

Prinzipien der semantischen Interpretation gehören v.a. das Kompositionsprinzip und die Zuweisung thematischer Rollen durch lexikalische Heads.<sup>47</sup>

Olsen (1988: 82ff.) hat zeigen können, dass die reihenhaften Adjektivbildungen auf *-arm*, *voll*, *-frei* und *-reich* auf ihre jeweiligen relationalen Bedeutungsvarianten zurückzuführen sind. Sie weist darauf hin, dass Reihenbildung keine affixspezifische Eigenschaft ist, welche *affixartige* Elemente identifiziert.<sup>48</sup> Eine *affixartige* Zwischenkategorie ist daher als überflüssig anzusehen, die reihenhaften Bildungen auf *-arm*, *-reich*, *-voll* und *-frei* sind Adjektivkomposita, analysierbar und bildbar durch den üblichen Wortbildungsmechanismus, also durch das Wortstrukturschema und die damit verbundenen semantischen Interpretationsregeln.<sup>49</sup>

Auch bei den substantivischen *Suffixoid*-Bildungen kann Olsen (1988: 90) am Beispiel von Bildungen auf *-zeug* zeigen, daß der Lexikoneintrag für das Simplex *Zeig* sowohl an der Analyse usualisierter Bildungen auf *-zeug* als auch an der Bildung neuer okkasioneller Komposita beteiligt ist. Hinsichtlich der Frage, ob zur Behandlung der Reihenbildung neben dem oben eingeführten Wortbildungsmodell noch weiterer Mechanismus benötigt wird, hat Olsen (1988: 90) die Reihenbildung in einer anderen Hinsicht betrachtet und *analogische Reihenbildung in der Wortbildung* entdeckt.

Die semantische Komponente, die für eine semantisch einheitliche Reihe von Bildungen auf *-zeug* konstitutiv ist, charakterisiert Olsen als eine semantische Redundanzregel, die mit der Zweckrelation: Gegenstände, die man zum V/N braucht“ beschrieben werden kann.<sup>50</sup> Das Nomen *Zeug* hat im Gegensatz zu *arm*, *frei*, *reich* und *voll* im Lexikon aber keine relationale Bedeutungsvariante, erst aufgrund der Zweckrelation, die *Zeug* als Zweitglied mit einem Erstglied verbindet, kommen reihenhafte Bildungen auf *-zeug* zustande, z. B. *Waschzeug*, *Schulzeug* usw.. Die Zweckrelation stellt zwar eine häufig zu beobachtende Relation zwischen den Bestandteilen von VN-Komposita dar, z.B. *Lesebuch*, *Trinkwasser*, *Schreibmaschine*, jedoch hat sich die Zweckrelation im Falle von *Zeug* für Olsen *aber analogisch ausgebildet*. (Olsen 1988: 91). Dieser analogische Reihenbildung schreibt Olsen *eine eigenständige Wortbildungskraft* zu, und zwar in dem Sinne, dass die Zweckrelation unabhängig vom Lexikoneintrag des Simplex *Zeug* existiert und trotzdem weitere *Zeug*-Bildungen generieren kann. Daher muss diese Relation nach Olsen (1988: 91) *irgendwo in*

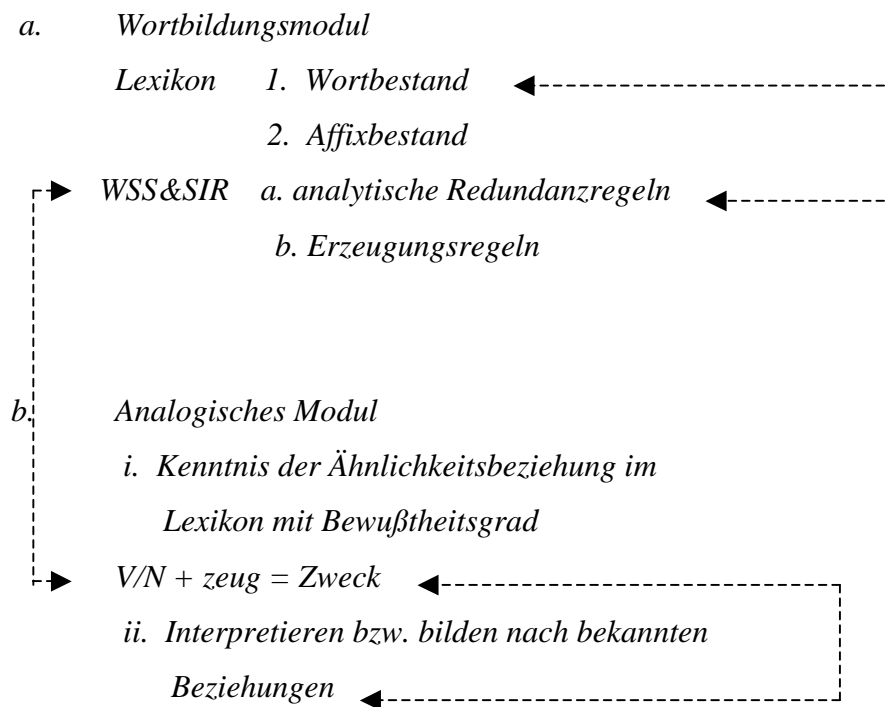
---

<sup>47</sup> Vgl. Olsen 1988: 81,84.

<sup>48</sup> Vgl. Olsen 1988: 83.

<sup>49</sup> Vgl. Olsen 1988: 84.

der Grammatik festgehalten werden. Da diese Zweckrelation im Gegensatz zu Wörtern und Affixen nicht als eine arbiträre Verbindung von Ausdruck und Inhalt, die oft eine bestimmte syntaktische Kategorie aufweist, im Lexikon festgehalten werden kann, schlägt Olsen im Einklang mit der Annahme einer modularen Grammatik *ein von dem Wortbildungsmodul getrenntes, aber damit interagierendes analogisches Modul* vor (Olsen 1988: 93).



Dieses analogische Modul speichert mit Bewußtheitsgrad Kenntnis über die als semantische Redundanzregel aufzufassende Ähnlichkeitsbeziehung zwischen den im Lexikon registrierten komplexen Wörtern einer Kompositionsreihe, z. B. V/N +zeug = Zweck. Damit ist solch eine Reihe bzw. die jeweilige semantische Redundanzregeln nach Olsen für den Sprecher *mental präsent*, so dass der Sprecher aufgrund dieser Kenntnis Zeug-Bildungen interpretieren und erzeugen kann.<sup>51</sup> Als Interpretations- bzw. Bildungsmittel für den Sprecher ist die Verwendung der einheitlichen Relation von dem Umfang der Reihenbildung bzw. von dem Bewußtheitsgrad abhängig. Olsen ist der Auffassung, dass eine stark ausgeprägte analogische Reihe imstande wäre, das Simplex im Lexikon - z. B. *Zeug* - aus dem Sprachgebrauch zu verdrängen. Die bekannte Relation (V/N + zeug = Zweck) kann dem Simplex *Zeug* gegenüber bevorzugt werden, so dass das Simplex *in dem Maße ihre Selbstständigkeit einbüßen, wie sie*

<sup>50</sup> Vgl. Olsen 1988: 88.

<sup>51</sup> Vgl. Olsen 1988: 93.



*an Fruchtbarkeit zunehmen* (Henzen 1965: 110, zitiert nach Olsen 1988: 94). Mit dieser Annahme kann nach Olsen ein Anhaltspunkt gefunden werden, der eine *Klärung des Einflusses synchronischer Reihenbildung auf die historische Entwicklung morphologischer Form bieten kann* (Olsen 1988: 94). Hinsichtlich der Lokalisierung des analogischen Modells in der Grammatik lässt Olsen die Frage offen, *ob das analogische Modul als Teil der Grammatik im engen Sinne anzusehen ist, oder ob es eventuell sogar im System der weiteren kognitiven Fähigkeiten des Menschen verankert ist und von dort aus einen Einfluß auf das Sprachsystem ausüben kann* (Olsen 1988:93).

Bezüglich der synthetischen Funktion des Wortstrukturschemas von Olsen ist zunächst folgendes zu bemerken: Die Übereinstimmung in syntaktischer Kategorie zwischen lexikalischen Elementen und strukturellen Bestandteilen einer neuen Bildung ist nach Olsen konstitutiv für die Generierung weiterer Bildung durch das Wortstrukturschema. Olsen schreibt , dass *arm* in seiner relationalen Bedeutung *immer mit einem Nomen zusammen auftreten, das seine Relationalität ergänzt* (Olsen 1988: 83). Tatsache ist aber, dass eine Übereinstimmung in der syntaktischen Kategorie nicht die notwendige Bedingung für eine semantisch homogene Klasse ist. Als Beispiel seien *bettelarm* und *knechtarm* genannt. *Betteln* und *Knecht* weisen als Lexikoneinträge syntaktisch unterschiedliche Kategorien (Verb und Nomen) auf; trotzdem gehören *bettelarm* und *knechtarm* zu einer semantisch homogenen Klasse, wobei *arm* in der Bedeutung ‚mittellos, wenig besitzend‘ verwendet wird. Auf der anderen Seite gehören *knechtarm* und *abgasarm* trotz der syntaktisch-kategoriellen Übereinstimmung zwischen *Knecht* und *Abgas* nicht zu der selben Klasse, wo *arm* die Bedeutung ‚wenig von etwas habend‘ aufweist. Das Problem liegt darin, dass die syntaktisch-morphologisch orientierte Wortbildungsbeschreibung unbeachtet der semantischen Variabilität versucht, Form und Inhalt gleichzeitig kompositionell zu beschreiben.<sup>52</sup> Dies ist aber kein Hauptthema der vorliegenden Arbeit.

Dass Olsen im Gegensatz zu anderen Zweckrelation-Bildungen die Reihenbildung auf *-zeug* als Analogiebildungen betrachtet, macht es deutlich, dass Analogiebildungen für Olsen eine Reihenbildung voraussetzen. Es stellt sich nun die Frage, ob die Reihenbildungen auf *-arm*, *-voll*, *-frei* und *-reich* als Analogiebildungen zu betrachten sind. Für Olsen sind solche Bildungen offensichtlich keine Analogiebildungen, weil sie im Rahmen des von ihr konzipierten Wortbildungsmodells analytisch und synthetisch beschrieben werden können

---

<sup>52</sup> Vgl. Rickheit 1993: 35.

und ein sogenanntes analogisches Modul nicht mehr benötigen. Damit wird deutlich, dass das analogische Modul für Olsen nur eine Alternative bzw. eine Ergänzung für das als Wortbildungsregel fungierende Wortbildungsmodul ist. In dieser Hinsicht kann man eine wesentliche Gemeinsamkeit zwischen dem Ansatz von Olsen und dem von Motsch feststellen - die methodischen Überlegungen bei Ihnen sind also gleich: für Bildungen, die man mit generellen Regeln nicht beschreiben kann, schlägt man eine Analogiebeschreibung vor. Eine andere Gemeinsamkeit zwischen dem Analogieverständnis von Olsen und dem von Motsch ist, dass das Lexikon für beide Ansätze eine Basisfunktion spielt. Es gilt für beide Autoren, dass Wörter nach dem Vorbild existierender Wörter im Lexikon gebildet werden. In diesem gemeinsamen Rahmen liegt der Unterschied nur darin, dass das lexikalische Vorbild für Motsch sowohl ein einziges Wort als auch eine Reihenbildung sein kann, während Olsen nur die Reihenbildung als Voraussetzung bzw. Muster für eine Analogiebildung betrachtet.

Wenn Olsen ein Wortbildungsmodul, das als generelle Wortbildungsregel fungiert, und ein analogisches Modul, das Analogiebildungen erklären soll, zusammen für eine grammatische Wortbildungsbeschreibung vorschlägt, dann ist diese Idee im wesentlichen dem erweiterten Analogiebegriff von H. Paul ähnlich, an den sich Motsch ausdrücklich anlehnt. Unbeachtet der oberflächlich unterschiedlichen Modellformulierungen kann man bei Motsch und Olsen das gleiche Prinzip für Regel und Analogie feststellen, das letztendlich auf H. Paul zurückzuführen ist.

Die Bemerkung von Olsen, dass das analogische Modul möglicherweise im System der weiteren kognitiven Fähigkeiten des Menschen verankert ist und von dort aus einen Einfluss auf das Sprachsystem ausüben kann, ist sicherlich als sehr konstruktiv einzuschätzen. Jedoch fällt es schwer, von dem Standpunkt aus, den Olsen auf der Basis des Lexikons das analogische Modul illustriert, die kognitive Natur der Analogieprozesse zu erfassen. Wenn Analogiebildungen, wie Olsen behauptet, eine Reihenbildung im Lexikon voraussetzen, wie kann man beispielsweise die erste relationale komplexe Bildung auf *-zeug* beschreiben? Da das Simplex *Zeug* im Lexikon keine relationale Bedeutungskomponente aufweist, kann man die relationale *x-zeug*-Bildungen nicht mit dem Wortbildungsmodul beschreiben. Auf der anderen Seite besteht für die erste relationale *x-zeug*-Bildung im Lexikon auch keine Reihenbildung, die mit bestimmtem Bewußtheitsgrad für den individuellen Sprecher *mental präsent* ist und als analogisches Muster fungieren kann. Offensichtlich ist nicht die Reihenbildung im Lexikon, sondern die Zweckrelation selbst, die im allgemeinen kognitiven

System des Menschen verankert ist, für eine Bildung auf *-zeug* in relationaler Bedeutung konstitutiv.

Daraus kann man mindestens die Konsequenz ziehen, dass das Lexikon nicht die allumfassende Basis ist, auf der man alle Wortbildungen angemessen beschreiben kann. Olsen hat vermutlich deshalb einen möglichen kognitiven Charakter der Analogieprozesse vorgenommen, weil eine Reihenbildung im Lexikon aufgrund ihres relativ größeren Umfangs im Gegensatz zu einer Einzelbildung einen höheren Bewußtheitsgrad besitzen kann und dadurch für den Sprecher mental leichter abzurufen ist. Wenn diese Vermutung richtig ist, dann ist der von Olsen vorgenommene kognitive Charakter des analogischen Moduls mit dem geistigen Charakter der Analogie als des menschlichen Instinkts der Weltinterpretation nicht gleich. Der Tatbestand, dass die relationalen *x-zeug*-Bildungen eine Reihenbildung ausmachen, ist natürlich ein Phänomen, das im Rahmen eines erkenntnisfunktional ausgerichteten Analogiekonzepts erklärt werden muss. Offensichtlich kann man sagen, dass die reihenhaften, relationalen *x-zeug*-Bildungen als typenbewahrende Bildungen im Sinne Rogges zu betrachten sind.

### 1.3 Eine neue Sicht des Analogiebegriffs im Hinblick auf die Wortbildung

Die vorangegangenen Darstellungen zeigen, dass der Analogiebegriff in der gegenwärtigen Wortbildungsbeschreibung grundsätzlich im Rahmen der Tradition von H. Paul verwendet wird. Das erweiterte Analogieverständnis, dass Regel und Analogie zwei Pole eines Kontinuums darstellen, spielt für die Auffassung der Wortbildung eine grundlegende Rolle, die sich u.a. an der gängigen Annahme über die Eigentümlichkeit der Wortbildung erkennen lässt. Es ist in der Wortbildungsforschung allgemein akzeptiert, dass die Wortbildungen einen *Doppelcharakter* aufweist: Strukturcharakter und Wortcharakter.<sup>53</sup> Damit verbunden ist auch die Unterscheidung von Motsch zwischen den zwei Funktionen der Wortbildungen. Von diesem Doppelcharakter ausgehend, kann man hinsichtlich der Produktivität der Wortbildung je nach seinem Forschungsinteresse und Beschreibungsbereich beliebig an dem Strukturcharakter oder dem Wortcharakter ansetzen und dabei syntaktisch orientierte oder lexikon-analogische Methoden verwenden.<sup>54</sup> Es scheint, dass die Diskussionen zwischen den verschiedenen Methoden und damit verbunden über die Stellung der Wortbildung im

---

<sup>53</sup> Vgl. Fleischer/Barz 1992: 1.

<sup>54</sup> Vgl. Fleischer/Barz 1995: 58.

gesamten Sprachsystem<sup>55</sup> nach und nach darin einen Kompromiss finden, dass man einen *Methodenpluralismus* (Toman 1983: 2) als eine notwendige Folge der Eigentümlichkeit der Wortbildung akzeptiert.

Die vorhandenen Forschungsmethoden und Beschreibungsmodelle abzulehnen, ist nicht Ziel der vorliegenden Arbeit. Man kann sich aber überlegen, ob es etwas gibt, das dem sog. Doppelcharakter der Wortbildung zugrunde liegt. Wenn Regel und Analogie sich in einem Kontinuum befinden, muss es etwas geben, was als eine einheitliche Grundlage für beide bzw. für den Doppelcharakter der Wortbildungen fungiert.

Eine Analogieauffassung im Sinne von H. Paul, auch wenn sie erweitert ist, kann offensichtlich das Phänomen der Wortbildungen nicht angemessen beschreiben, was bereits durch die einen oder die anderen Grenzen der syntaktisch oder analog-lexikalisch orientierten Methoden bestätigt ist. Solche Grenzen und Probleme haben systematische Gründe. Das heißt, dass das Problem in dem sprachinternen Standpunkt und den damit verbundenen Grundannahmen liegt. Ein Beispiel dafür ist der Morphembegriff.<sup>56</sup> Es ist nicht zu leugnen, dass die Sprache ein lebendiges Phänomen ist. Es ist auch nicht zu leugnen, dass der lebendige Charakter der Sprache sich am deutlichsten durch Wortbildungen ausdrückt. Dies spricht dafür, Wortbildungen einmal in der Hinsicht der Sprachlebendigkeit bzw. der geistigen Natur der Sprache zu betrachten. Wenn man den sprachinternen Standpunkt verlässt und den Analogiebegriff nicht isoliert, sondern in seinen geistigen bzw. erkenntnisfunktionalen Implikationen betrachtet, dann würden sich vielleicht neue Perspektiven öffnen, die zu einem besseren Verständnis des sprachlichen Phänomens der Wortbildung beitragen können. Eine Hauptaufgabe der vorliegenden Arbeit ist daher der Versuch, die geistigen bzw. erkenntnisfunktionalen Implikationen des Analogiebegriffs im Sinne von W. v. Humboldt zu explizieren und auf dieser Basis experimentell nach einer einheitlichen Beschreibungsgrundlage zu suchen.

---

<sup>55</sup> Vgl. Brekle/Kastovsky 1977: 12f; Luukkainen 1984: 478ff.

<sup>56</sup> Vgl. Rickheit 1993:26f.

## 2 Das Konzept der Analogie in der Sprachtheorie W. v. Humboldts

### 2.0 Vorbemerkung

Es ist in der Humboldt-Rezeption allgemein bekannt, dass Humboldt seine Sprachtheorie in einem im wissenschaftlichen Sinne unsystematischen Stil verfasst hat. Aufgrund des problematischen Humboldt-Stils war und ist die Humboldt-Rezeption besonders schwierig und nicht weniger problematisch. Nach einer jahrelangen Auseinandersetzung mit Humboldt habe ich jedoch den Eindruck, dass Humboldtsche Begriffe zugunsten eines einheitlichen Sprachbildes auf mehreren Ebenen sich gegenseitig ergänzen und erklären, so dass für die Sprachtheorie Humboldts eine gewisse Systematik auf einer tieferen Ebene annehmbar wäre. Wichtig ist, Humboldtsche Begriffe vor dem Hintergrund seiner gesamten Sprachbetrachtung aufzufassen und über den oberflächlich unsystematischen Textstil Humboldts hinaus die systematischen Implikationen und Zusammenhänge herauszuarbeiten. Die vorliegende Interpretation des Begriffs der Analogie Humboldts versteht sich als ein Versuch in diese Richtung. Sie basiert hauptsächlich auf einigen Forschungsergebnissen von Christmann und Di Cesare sowie einer intensiven Lektüre ausgewählter Abschnitte der *Kawi-Einleitung*. Zu erwähnen ist, dass Böhler (1973) und Trabant (1986: 6. Kapitel) mir bei meiner Humboldt-Lektüre begriffliche Orientierungshilfe bzw. theoretischen Überblick gegeben haben. Die in dieser Arbeit nur mit einer Seitenzahl angegebenen Anmerkungen beziehen sich auf Humboldt (1963b).

### 2.1 Forschungsergebnisse von Christmann und Di Cesare

In seiner Arbeit zum Begriff der Analogie in der Sprachbetrachtung des 16. bis 19. Jahrhunderts schreibt Christmann im Jahr 1980, dass die Konzeption der Analogie von Humboldt eine direkte Fortsetzung der Lehre Condillacs ist.<sup>57</sup> In einem Aufsatz aus dem Jahr 1984 äußert sich Christmann wieder über den Zusammenhang zwischen Condillac und Humboldt und fasst die wesentlichen Prinzipien Condillacs, die man auch bei Humboldt finden kann, folgendermaßen zusammen:

*Willkürlichkeit der ersten Zeichen, Weiterbildung der Sprache durch Analogie, Störung der Analogie durch Sprachmischung und danach jeweils Neubildung der Analogie* (Christmann 1984: 86).

---

<sup>57</sup> Vgl. Christmann 1980: 528.

Was die ersten Zeichen der Sprache betrifft, hat Christmann bei Condillac noch eine andere Position festgestellt. Für Condillac sind *die ersten Zeichen* nach Christmann (1980) *naturgegeben*. Christmann zitiert in seinem Aufsatz einen Abschnitt von Condillac und stellt fest, dass Condillac hinsichtlich der ersten Zeichen sich von dem im 18. Jahrhundert geläufigen Prinzip der Arbiträrheit der Sprache distanzieren, obwohl Condillac die Willkürlichkeit der ersten Zeichen in einer anderen Arbeit noch gelten ließe (Christmann 1980: 527). Humboldt hat offensichtlich diese andere Position Condillacs vertreten. Er schreibt:

*Man erfand nicht willkürliche Zeichen, um ein äußeres Bedürfnis zu befriedigen, sondern aus dem inneren Bedürfnis, [...] schuf man den vorher nie rein gedachten Begriff in einem Wort, und aus diesem Wort, als dem Resultat der menschlichen Denk- und Empfindungsgesetze, entwickelte man notwendig nach Analogie derselben Gesetze neu und abermals neu.* (zitiert nach Christmann 1984: 86).

Diese Äußerung Humboldts zeigt, dass für Humboldt die ersten Zeichen nicht willkürlich, sondern aus dem inneren Bedürfnis des Menschen als Resultat der menschlichen Denk- und Empfindungsgesetze erfunden wurden. Das bedeutet, dass für Humboldt schon die ersten Zeichen bzw. die Spracherfindung durch eine Analogie zum menschlichen Geist gekennzeichnet ist.

In seinen Untersuchungen über den Humboldtschen Begriff der Analogie hat Christmann v.a. die folgenden Arbeiten Humboldts berücksichtigt: *Fragmenten der Monographie über die Basken* (1801-1802), *Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation* (1812), *Essai sur les langues du nouveau Continent* (1812), *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* (1827-1829) und die *Kawi-Einleitung* (1830-1835).<sup>58</sup>

Humboldt, wie Condillac, betrachtet die Analogie auch als Prinzip der Spracherweiterung<sup>59</sup>. Diesbezüglich zitiert Christmann eine Äußerung Humboldts in der *Ankündigung*: *Man kann es als einen festen Grundsatz annehmen, dass ihr Bau, bis in seine feinsten Theile hinein, ein organischer Bau ist* (zitiert nach Christmann 1980: 529). Diese Analogie, d.h. der organische Bau sei durch Sprachmischung gestört, *so besteht jede Sprache auf der einen Seite aus einer großen Menge analogisch gebildeter Reihen, auf der andern aus Grundstoffen, von denen sich weiter keine Rechenschaft geben läßt* (zitiert nach Christmann 1980: 529). Die Sprache

---

<sup>58</sup> Vgl. Christmann 1984, 1980.

<sup>59</sup> Vgl. Christmann 1984: 529.

kann aber fremde Elemente teilweise analogisch assimilieren. Hinsichtlich der Störung der Analogie durch Sprachmischung und der *assimilirenden Thätigkeit* der Sprache schreibt Humboldt:

*Nur wo die Sprachbildung bei einer Nation Störungen erleidet, wo ein Volk Sprachelemente von einem andern entlehnt, oder gezwungen wird, sich einer fremden Sprache ganz oder zum Teil zu bedienen, finden Ausnahmen von dieser Regel statt. Dieser Fall tritt nun zwar wohl bei allen, uns jetzt bekannten Sprachen ein [...] Allein wo eine Sprache ein fremdes Element in sich aufnimmt, oder sich mit einer andern vermischt, da beginnt auch sogleich ihre assimilirende Thätigkeit, und ihr Bemühen, nach und nach denjenigen Stoff, welcher in der Vermischung den kürzern zieht, so viel als möglich, in die, dem andern eigenthümliche analogische Bildung zu verwandeln, so dass durch diese Mischungen zwar kürzere und längere analogische Reihen entstehen, nicht leicht aber ganz unorganische Masse zurückbleibt (zitiert nach Christmann 1984: 88).*

Man ist also in der Lage, *nach Analogie derselben Gesetze neu und abermals neu* zu entwickeln. Die Störung der vorhandenen Analogie führt schließlich zu einer neuen Bildung der Analogie. Christmann macht auf eine Stelle in der *Kawi-Einleitung* aufmerksam, wo Humboldt die Analogie im Sinne von Condillac, d.h. in dem Sinn, *wie ein Gedanke mit dem anderen zusammenhängt, so evoziert ein Zeichen das andere* (Christmann 1980: 525-526), verwendet:

*Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; [...]. Man kann diese Bezeichnung, in welcher die Analogie der Begriffe und der Laute, jeder in ihrem eignen Gebiete, dergestalt verfolgt wird, daß beide gleichen Schritt halten müssen, die analogische nennen (zitiert nach Christmann 1980: 529).*

Christmann (1979: 108ff.) stellt fest, dass die Analogie für Humboldt ein umfassendes sprachliches Prinzip darstellt, das sowohl eine spracherhaltende als auch eine sprachverändernde Kraft hat.

Während Christmann hinsichtlich des Analogiebegriffs Humboldts v.a. den Zusammenhang zwischen Condillac und Humboldt zeigt, betrachtet Di Cesare den Humboldtschen Begriff der Analogie direkt unter dem Gesichtspunkt des Sprachorganismus. Di Cesare stellt fest, dass Humboldt einerseits an den alten Analogiebegriff der grammatischen Tradition anknüpfe, indem er die Analogie als eine Beziehung bzw. eine Verbindung verstünde, andererseits distanzieren sich Humboldt von der äußeren Auffassung

der Analogie als normatives Proportionalitätskriterium (Di Cesare 1989: 68). Die Sprache ist für Humboldt kein Aggregat, kein *Chaos von Wörtern und Regeln, sondern ein organisches Ganzes, in dem jedes einzelne Element nur durch die innere Verbindung mit den übrigen bestehen kann* (zitiert nach Di Cesare 1989: 67-68). Der Sprachorganismus wird von Humboldt als *ein zusammenhängendes Gewebe von Analogieen* (zitiert nach Di Cesare 1989: 69) definiert. Die Analogie ist für Humboldt *eine der Struktur der Sprache innere Beziehung, die den Zusammenhang ihrer Teile garantiert* (Di Cesare 1989: 68). Die Ganzheit des Sprachorganismus beruht gerade auf dem inneren Zusammenhang, der die Sprachelemente miteinander verbindet.<sup>60</sup> Di Cesare schreibt:

*Ohne Analogie gäbe es auch keine Sprache: sie verleiht ihr zugleich die Einheit, die sie zu einem organischen Ganzen macht, und die Individualität, die sie bestimmt und von jeder anderen unterscheidet* (Di Cesare 1989: 69).

Die Humboldtsche Analogie wird von Di Cesare als *Prinzip der Strukturierung und Modalität der Bildung einer Sprache* interpretiert.<sup>61</sup> Nach Di Cesare weist Humboldt der Analogie deshalb eine so wichtige Rolle zu, weil er die Erkenntnisfunktion der Analogie eingesehen hat.<sup>62</sup> Damit knüpft Humboldt nach Di Cesare an die philosophische Tradition an, die *von Aristoteles bis zu Kant, die Analogie als eine Art, die Welt zu interpretieren, und das analogische Erkennen – das einzige, das einen schöpferischen Charakter besitzt – als erste unentbehrliche Stufe jedes weiteren Erkenntnisvorgangs aufgefasst hatte* (ebd.). Die von Humboldt eingesehene Erkenntnisfunktion der Analogie lässt sich folgendermaßen charakterisieren: Das analogische Denken ist ein Bedürfnis des menschlichen Geistes.<sup>63</sup> Alles in der Welt kann nur *unter der Bedingung eines durchgängigen inneren Zusammenhanges gedacht werden* (zitiert nach Di Cesare 1989: 70), unser Denken *behandelt nie einen Gegenstand isoliert, und braucht ihn nie in dem Ganzen seiner Realität. Es schöpft nur Beziehungen, Verhältnisse, Ansichten ab, und verknüpft sie* (zitiert nach Di Cesare 1989: 70). Der durch Analogie geschaffene Zusammenhang besteht darin, *dass die Einbildungskraft das Ähnliche mit dem Ähnlichen verknüpft und selbst zwischen das Unähnliche noch verbindende Mittelglieder einschiebt* (zitiert nach Di Cesare 1989: 70). Auf diese Weise versucht der Mensch, die Wirklichkeit zu gestalten und die *ungeheure Masse einzelner und abgerissener Erscheinungen in eine ungetrennte Einheit und ein organisiertes Ganzes zu verwandeln*

---

<sup>60</sup> Vgl. Di Cesare 1989:68

<sup>61</sup> Vgl. Di Cesare 1989:77

<sup>62</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 69.



(zitiert nach Di Cesare 1989: 70). Das heißt, dass das instinkthafte Denken des Menschen immer ein analogisches Denken ist. Das Ergebnis dieses Denkens ist *eine erste hypothetische Organisation der Welt* (Di Cesare 1989: 70). Diesbezüglich macht Di Cesare auf Aristoteles' Unterscheidung zwischen der durch die Analogie gebildeten Einheit und der durch den Begriff gebildeten Einheit aufmerksam. Im Gegensatz zur begrifflichen Einheit in Aristoteles' Sinne ist die Einheit der Analogie eine offene Prädikation. Das bedeutet konkret, dass die Analogie zwar den zwei Gegenständen gemeinsamen Charakter anzeigt, jedoch dabei ihre Unterschiede nicht verhüllt.<sup>64</sup> So ist die analogische Weltordnung immer eine vorlogische Organisation mit einem hypothetischen Charakter.<sup>65</sup>

Hinsichtlich des Analogiebegriffs hat sich Di Cesare auf die folgenden Werke Humboldts bezogen: *Essai, Völker Amerikas, Vergleichendes Sprachstudium, Verschiedenheiten, Kawi-Einleitung, Fragmente über die Basken, Von dem grammatischen Baue* sowie *Dualis*. Für eine Beschreibung der Sprachbildung ist nach Humboldt grundsätzlich zwischen Spracherfindung und Spracherweiterung zu unterscheiden. Die Phase ursprünglicher Sprachgestaltung der Welt durch die Analogie entzieht sich aber unserer Betrachtung.<sup>66</sup> Der Vorgang der Spracherfindung gipfelt in dem Punkt

*der vollendeten Organisation, von dem an der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. [...] Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muss in jedem Augenblick ihres Daseyns dasjenige Besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. [...] Es versteht sich von selbst, dass die neue Sprache ihre eigene Analogie hat und in dieser wieder durch die ihr eigentümliche Konsequenz ein Ganzes bilde* ( zitiert nach Di Cesare 1989: 71-72).

Di Cesare erklärt, dass eine Sprache nach der Phase der Spracherfindung schon eine eigentümliche und bestimmte Analogie hat, die die ersten hypothetischen Gestaltungen der Wirklichkeit einer Nation darstellt.<sup>67</sup> Die Spracherweiterung vollzieht sich wie die Spracherfindung ebenfalls gemäß der Analogie. Der Unterschied liegt darin, dass man in der Fortbildung der Sprache aus einem schon organisierten Ganzen ausgeht.<sup>68</sup> Die Gründe, gegebener Analogie zu folgen, liegen nach Di Cesare sowohl in dem natürlichen Instinkt des

---

<sup>63</sup> Vgl. Di Cesare 1989:69.

<sup>64</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 70.

<sup>65</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 71.

<sup>66</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 71.

<sup>67</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 72.

<sup>68</sup> Vgl. ebd.

Menschen, Unbekannte auf das Bekannte zurückzuführen, als auch in dem Bedürfnis der Sprache, sich als organisches Ganzes zu erhalten.<sup>69</sup> Die Analogie ist, so Di Cesare, die der Sprache enthaltene Beziehung, die sich immer wieder herstellen lässt, um ihre Einheit zu bewahren und ihre Fortbildung zu regeln.<sup>70</sup>

Die analogische Verbindung sprachlicher Elemente wirkt nach Humboldt ohne Ausnahme, bezüglich einzelner Elemente der Sprache zeigt sie jedoch eine Graduietheit. Sie *leuchtet sogar vorzugsweise aus dem grammatischen Bau*, während die Wörter *oft immer Fremdlinge in der Sprache* (zitiert nach Di Cesare 1989: 74) bleiben. Hinsichtlich der Existenz der Anomalie bzw. der sog. *unorganischen Masse*, die oft durch Sprachmischungen entsteht, stellt Di Cesare fest, dass es nach Humboldt dafür zwei Gründe gibt: entweder auf Grund dessen, dass die Spuren ihrer Strukturierung wegen des Verschwindens der Mittelglieder der analogischen Reihen nicht mehr zu erkennen sind, oder weil die assimilierende Tätigkeit der Sprache auf sie noch nicht ausgeübt worden ist.<sup>71</sup> Di Cesare betont, dass die Analogie nach Humboldt das innere Grundphänomen der Sprachbildung ist.<sup>72</sup> Der Gegensatz zwischen analogischer und anomaler Art der Spracherzeugung stellt nach Di Cesare einen jeder Sprache inneren Gegensatz dar.<sup>73</sup>

Dieses drückt sich nach Di Cesare u. a. in dem Gegensatz zwischen Sprachsinne der Nation und Einbildungskraft des Individuums aus.<sup>74</sup> Dabei handelt es sich um den Einfluss der Sprache, indem sie als eine Weltansicht bzw. ein analogisches Netz wirkt, auf das Individuum auf der einen Seite und den Versuch des Individuums, sich bei der Spracherzeugung von diesem Netz zu befreien, auf der anderen Seite.<sup>75</sup> Der Einfluss der Sprache auf das Individuum bewirkt, dass das Individuum den vorhandenen Analogien der Sprache aus zwei Gründen folgt: einerseits braucht das Individuum ein gegebenes Netz von Analogien, weil es ein Regelmäßigkeitsbedürfnis und eine Begierde, sich zu verständigen, hat. Andererseits wird das Individuum in dem zusammenhängenden Gewebe von Analogien vernetzt. Die vorhandenen Analogien hindern das Individuum daran, eine unmittelbare Beziehung zur

---

<sup>69</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 73, 77.

<sup>70</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 73.

<sup>71</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 74ff.

<sup>72</sup> *Die Anomalie ist eigentlich die Form, in der die Analogie auftritt, wenn sie aus dem Zusammenhang, in dem sie entstanden ist, enturzelt und in einen anderen hineinverpflanzt wird* (Di Cesare 1989: 75).

<sup>73</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 77.

<sup>74</sup> Vgl. ebd.

<sup>75</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 78.

Wirklichkeit herzustellen und somit neue Analogien zu finden.<sup>76</sup> Die Befreiung aus dem vorhandenen Netz der Analogien kann aber nur eine relative sein. Mit der Einbildungskraft wird jedem Individuum eine Befreiungsmöglichkeit, auch in begrenzter Weise, gegeben. Die Einbildungskraft stellt die Kraft dar, die die vorhandenen Analogien verletzen kann. Sie ermöglicht dem Individuum eine unmittelbare, d.h. nicht von den vorhandenen Sprachanalogien vermittelte Beziehung zur Wirklichkeit, so dass das Individuum neue, noch nicht aufgedeckte Analogien zwischen den Dingen erblicken und somit neue Analogien herstellen kann. Im Gegensatz zum Sprachsinn, der das schon Gegebene bewahrt, ermöglicht die Einbildungskraft die aus dem Innern der Sprache selbst hervorgehende Erneuerung.<sup>77</sup> Damit kommt Di Cesare zu folgendem Schluss:

*Zwischen Sprachsinn und Einbildungskraft vollzieht sich die in jedem Individuum immer anders geartete Arbeit des Geistes, die darin besteht, die Welt durch die Analogie sprachlich zu gestalten (Di Cesare 1989: 79).*

Die vorangegangene Darstellung zeigt, dass zwischen den Forschungsergebnissen von Christmann und Di Cesare durchaus Übereinstimmungen bestehen. Ganz deutlich ist der Konsens, dass es sich bei Humboldts Sprachtheorie um eine Theorie der Sprachbildung handelt, wobei die Analogie das umfassende, der Sprache inhärente Bildungsprinzip ist. Wenn man die Forschungsergebnisse von Christmann und Di Cesare miteinander verbindet, dann hat man hinsichtlich des Humboldtschen Begriffs der Analogie das folgende Bild: Die Sprache stellt eine organische Ganzheit bzw. Einheit dar, deren innere Zusammenhang durch Analogie gekennzeichnet ist. Die Analogie als analogisches Denken ist der geistige Instinkt des Menschen und das Grundprinzip der Sprachbildung bzw. -strukturierung. Zur Darstellung der Sprachbildung ist von der Unterscheidung zwischen Spracherfindung und -erweiterung auszugehen. In der Phase der ersten Zeichen<sup>78</sup> ist die Analogie in der Sprache nicht äußerlich und willkürlich, sondern stellt die ersten hypothetischen Sprachgestaltungen der Welt bzw. die ersten unmittelbaren Beziehungen des Menschen zur Wirklichkeit dar. Diese Analogien können in der Phase der Spracherweiterung fortwirken, indem das Individuum ihnen bei seiner sprachbildenden Tätigkeit folgt. Die in der Sprache vorhandenen Analogien sind als Sprachsinn einer Nation zu betrachten und stehen der Einbildungskraft des Individuums gegenüber. Die Einbildungskraft stellt eine Kraft dar, die es ermöglicht, Sprachbildungen auf

---

<sup>76</sup> Vgl. ebd..

<sup>77</sup> Vgl. Di Cesare 1989: 78f.

<sup>78</sup> bzw. der Spracherfindung

eine Weise auszuführen, die im Vergleich mit den vorhandenen Analogien als anomal zu bezeichnen ist. Diese Besonderheit der Sprachbildung liegt darin, dass sich das Individuum aus dem Netz der vorhandenen Analogien teilweise befreit und eine direkte, nicht durch die vorhandenen Analogien vermittelte Beziehung zur Wirklichkeit herstellt. Die anomale Art der Sprachbildung bewirkt eine Spracherneuerung, d.h. die Bildung einer neuen Analogie. Somit kann man mit Christmann sagen, dass die Analogie ein umfassendes Prinzip der Sprache darstellt, das sowohl eine sprachbewahrende als auch eine sprachverändernde Kraft hat; oder mit Di Cesare gesprochen, dass die Analogie das Prinzip darstellt, nach dem die in jedem Individuum immer anders geartete Arbeit des Geistes, die sich zwischen Sprachsinn und Einbildungskraft vollzieht, die Welt sprachlich gestaltet.

Die Forschungsergebnisse von Christmann und Di Cesare haben offensichtlich die Grundlage für eine Rezeption des Analogiebegriffs Humboldts festgelegt. Darauf aufbauend wird in Kapitel 2.2 versucht, anhand einer Lektüre ausgewählter Abschnitte der *Kawi-Einleitung* die Implikationen des Humboldtschen Analogiebegriffs, die Christmann und Di Cesare allgemein dargestellt haben, vor dem Hintergrund der gesamten Sprachbetrachtung Humboldts zu explizieren. Christmann und Di Cesare haben in ihren Arbeiten über den Humboldtschen Begriff der Analogie die *Kawi-Einleitung* wenig berücksichtigt. So versteht sich die nachfolgende Lektüre zunächst als eine Ergänzung der Primärliteratur. Darüber hinaus handelt es sich dabei v.a. um die Suche nach einer sinnvollen Antwort auf die Frage, was die Analogie als Grundsatz der Sprachbildung konkret für das jedesmalige individuelle Sprechen bedeutet. Es wird intendiert, vom Humboldtschen Begriff der Analogie nützliche Konsequenzen für eine Wortbildungsbeschreibung zu ziehen.

## 2.2 Eine Interpretation des Konzepts der Analogie Humboldts

### 2.2.1 Organismus der Sprachen: Zur Sprachbetrachtung Humboldts

Die Sprachtheorie Humboldts ist eine Theorie der Sprachbildung und Spracherzeugung, wobei die Sprache für Humboldt *in unmittelbarem Zusammenhang mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist* (S. 476). Der Begriff des Sprachorganismus ist in der Geschichte der Sprachwissenschaft natürlich nicht nur von Humboldt geprägt.<sup>79</sup> Über den Humboldtschen Begriff des Sprachorganismus ist zunächst folgendes zu bemerken:

---

<sup>79</sup> Vgl. Kucharczik 1998.

Humboldt sieht ein Verhältnis zwischen Geist und Sprache, das man auf drei Ebenen explizieren kann. Auf der **Ebene der Erscheinung** bzw. **des Erzeugnisses** weisen Geist und Sprache zwei Unterschiede auf. Geist als geistige Tätigkeit bzw. geistige Kraft wirkt *lebendig* bzw. *selbsttätig*, während Sprache dagegen nur an ihm haftet (S. 415). Sprache als sprachliche Laute befindet sich auf dem Gebiet der Erscheinung, und zwar in ihrer materiellen Beschaffenheit als sinnlich wahrnehmbare Laute bzw. Grapheme. Dagegen gehört der Geist zur ideellen Welt und weist ein ideales Wesen auf (ebd.). Mit anderen Worten kann man sagen, dass Sprache als Laut oder Graphem eine äußere Erscheinung hat, während Geist als Idee bzw. Gedanke eine innere Erscheinung besitzt.

Auf der **Ebene der Bildung** bzw. **Erzeugung** sind Geist und Sprache identisch bzw. äquivalent. Die Identität bzw. Äquivalenz ist auf die *Identität der Gedanken- und Spracheerzeugenden Kraft* (S. 477) zurückzuführen. Es handelt sich dabei um ein- und dieselbe geistige Kraft, die zugleich Gedanken (Ideen) und Sprache (Laute) erzeugt bzw. miteinander verbindet. Dabei werden einerseits die geistigen, innerlichen und gewissermaßen spurlos vorübergehenden Gedanken durch den sprachlichen Laut äußerlich wahrnehmbar festgehalten. Andererseits werden die Gedanken, die bisher als Vorstellungen nicht deutlich sind, durch die Verbindung mit einem sprachlichen Laut zum klaren Begriff gemacht (vgl. S. 426). Statisch gesehen besteht auf der Ebene der Erscheinung dann eine strukturelle *Übereinstimmung zwischen sprachlichen Lauten und Gedanken*; dynamisch gesehen ist die Sprache auf der Ebene der Bildung bzw. Erzeugung mit dem Geist identisch. Die Sprache ist *Energia* bzw. *Arbeit des Geistes* (S. 418).

Auf der **Ebene des Ursprungs bzw. der Quelle** der Gedanken- und Spracherzeugung sind Geist und Sprache eins. Sprache hat einen *mit der inneren Geistestätigkeit eng verwebten Ursprung* (S. 416). Geist und Sprache kommen *miteinander in einem und eben derselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle* (S. 415) zusammen und sind nicht voneinander getrennt zu betrachten: *Ursprünglich in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes darf man sich, was den Laut angeht und was der innere Sprachzweck erfordert, die bezeichnenden und die das zu Bezeichnende erzeugenden Kräfte auf keine Weise geschieden denken* (S. 460f.).

Dieser Ursprung bzw. diese Quelle ist für Humboldt die *Tiefe des menschlichen Wesens* (S. 433) bzw. die nicht weiter zu erklärende Einrichtung der menschlichen Natur (vgl. S. 426).

Das Verhältnis zwischen Geist und Sprache kennzeichnet Humboldts Standpunkt der Sprachbetrachtung, wo *eine richtige und würdige Ansicht der Sprache, der Tiefe ihres*

*Ursprungs und der Weite ihres Umfangs* (S. 426) ermöglicht ist. Die *richtige und würdige Ansicht der Sprache* liegt darin, dass Humboldt die Sprache nicht in ihrer statischen Erscheinungsform als *ein todes Erzeugtes*, sondern dynamisch ihrer geistigen Natur nach als *eine Erzeugung* (S. 416) ansieht. Die Sprache ist *die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen* (S. 418) bzw. *die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu gießen* (Humboldt 1963a: 13). Die Tiefe des Ursprungs der Spracherzeugung, d.h. *die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur* (S. 426). Und die Weite des Umfangs der Spracherzeugung erstreckt sich über die ganze Menschheit: *Die Sprache hat diese anfangs- und endlose Unendlichkeit für uns [...] mit dem ganzen Daseyn des Menschengeschlechts gemein* (S. 437). Eine so umfassende und komplexe Auffassung der Sprache als eines geistigen Organismus lässt sich in drei zusammenhängenden Aspekten näher interpretieren: **Spracheinheit, Sprachlebendigkeit** und **Sprachindividualität**.

Die **Spracheinheit** weist v.a. zwei Aspekte auf: die Sprachtotalität und den einheitlichen Grundsatz der Sprachbildung. Die Sprachtotalität bezeichnet den gesamten Umfang der Sprachbildung, der *mit dem ganzen Daseyn des Menschengeschlechts gemein* (S. 437) ist. Humboldt betrachtet die Welt bzw. die Natur *als eine [...] unerklärliche Entwicklung geistiger Kräfte* (S. 436). Die Welt bzw. die Natur an sich bildet den Grenzwert der erkennenden Tätigkeiten des Menschen und entspricht der ganzen unendlichen Entwicklung des menschlichen Geistes. Auf dieser Ebene besteht eine Welt-Mensch-Sprache-Einheit, die den Grenzwert der Sprachbildung darstellt. Der einheitliche Grundsatz der Sprachbildung liegt in der einheitlichen Sprachlichkeit bzw. der einheitlichen geistigen Natur des Menschen, die man mit dem Begriff der Analogie im allgemeinen Sinne charakterisieren kann. Die Analogie im allgemeinen Sinne bedeutet den geistigen Instinkt des Menschen, die Welt analogisch zu interpretieren, d.h. eine analogische Beziehung zwischen Welt, Geist und Sprache (Laut) herzustellen. Der Mensch kann mit der Welt nicht so umgehen, wie sie *wirklich* ist, sondern nur so, wie sie ihm geistig zugänglich ist. Die analogische Beziehung zwischen Welt, Geist und Sprache liegt darin, dass die Gesetzmäßigkeit der Welt der Geistesform des Menschen entspricht, die wiederum in der Sprache eine analoge Struktur findet. Diese Idee lässt sich u.a. in den folgenden zwei Stellen feststellen:

*Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach alles sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannigfaltigkeit [...] unser Nachdenken entdeckt in ihr nur unsrer Geistesform zusagende Gesetzmässigkeit [...] Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgehende; mit der Gesetzmässigkeit der Natur ist die ihres eignen Baues verwandt (S. 435).*

*Denn der Mensch naht sich auffassend der äusseren Natur und entwickelt selbsttätig seine inneren Empfindungen nach der Art, wie seine geistigen Kräfte sich in verschiedenen Verhältnisse gegen einander abstufen, und dies prägt sich ebenso in der Spracherzeugung aus, insofern sie innerlich die Begriffe dem Worte entgegenbildet (S. 469).*

Unter dem Gesichtspunkt der Sprachtotalität als des gemeinsamen Grenzwertes geistiger Tätigkeiten des Menschen und der Analogie als des einheitlichen Grundsatzes der Sprachbildungen ist es verständlich, wenn Humboldt schreibt, dass das ganze Menschengeschlecht nur *Eine Sprache* (S. 424) hat und eine *Übereinstimmung aller menschlichen Sprachen* (S. 433) existiert.

Die **Sprachlebendigkeit** bezieht sich auf die Dynamik der Sprachbildung. Zum einen ist sie von der geistigen Natur der Sprache bestimmt, zum anderen ist die Dynamik der Sprachbildung auf das Zusammenwirken zweier gegensätzlicher Kräfte zurückzuführen. Hinsichtlich der geistigen Natur der Sprache schreibt Humboldt:

*Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht (S. 418).*

*Die Sprache kann ja nicht als ein da liegender, in seinem Ganzen übersehbarer oder nach und nach mittheilbarer Stoff, sondern muss als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und gewissermaßen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben (S. 431).*

Diese ewige Erzeugung beruht auf der Wechselwirkung zweier gegensätzlicher Kräfte: *Macht der Sprache* und *Kraft des Einzelnen* (S. 438). Mit der Bildung der Lautform einer Sprache wächst die Sprache mit *einem Vorrath von Wörtern und einem System von Regeln [...] in der Folge der Jahrtausende zu einer selbstständigen Macht* (S. 437) an. Die in der Lautform herrschende Macht der Sprache ist auf *eine gleichartige Subjektivität und eine eigenthümliche*

*Weltansicht* einer Nation zurückzuführen (S. 434) und stellt *ein physiologisches Wirken* dar (S. 439). Indem die Lautform einer Sprache, die sich durch *alle vorigen Jahrhunderte hindurch* entwickelt hat, dem einzelnen Individuum einer Sprachgemeinschaft vorgegeben ist, wirkt die Macht der Sprache *bildend* (S. 438) auf das Sprachverhalten des einzelnen Individuums ein und beeinflusst damit seine persönliche geistige Entwicklung. Die Sprache ist *die nothwendige Grundlage der Fortbildung des menschlichen Geistes* (S. 475). Die *Kraft des Einzelnen* bzw. die Gewalt des Geistes des Individuums ist nach Humboldt *ein rein dynamisches Wirken* und übt eine *Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache* (S. 439) aus. In der auf das Individuum ausgeübten Macht liegen *die Gesetzmässigkeit der Sprache und ihrer Formen*, und in der auf die Sprache ausgeübten Rückwirkung herrscht *ein Princip der Freiheit* (S. 439). *Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag* (S. 439-440). Der Gegensatz zwischen der *Macht der Sprache* und der *Kraft des Einzelnen* entspricht offensichtlich dem von Di Cesare festgestellten Gegensatz zwischen dem Sprachsinne einer Nation und der Einbildungskraft des Individuums. Die Wechselwirkung dieser zwei gegensätzlichen Sprachkräfte stellt *die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung* dar, und *die Sprachuntersuchung muss die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Grenzen nachspüren* (S. 440).

Hinsichtlich der **Sprachindividualität** unterscheidet Humboldt zwischen der *Individualität einer Sprache* und der *wahren Individualität* (S. 439). Seine Konzeption der Sprachindividualität ist dadurch gekennzeichnet, dass Individualität nicht isoliert und absolut genommen wird. Sprachindividualität wird immer aufgrund der Sprachlebendigkeit in ihrer Anknüpfung mit der Spracheinheit betrachtet. Einheit und Individualität sind bei Humboldt Begriffskorrelate. Individualitäten beruhen auf der Einheit und stellen die individuellen Auffassungen der Einheit dar (vgl. S. 421). Wenn man die *Eine Sprache* der ganzen Menschheit als die höchste Spracheinheit betrachtet, dann sind die einzelnen Sprachen ihre unmittelbaren Individualitäten bzw. *Individualität einer Sprache* (S. 430), wobei die höchste Spracheinheit, d.h. die Wirklichkeit als solche sprachlich auf eine national eigentümliche Weise aufgefasst wird. Die Individualität einer Sprache ist ihrerseits wieder als eine Spracheinheit zu betrachten, die im jedesmaligen Sprechen des einzelnen Individuums bzw. in der *wahren Individualität* individuell vergegenwärtigt wird. Humboldt betont ausdrücklich, dass *die Individualität einer Sprache [...] nur vergleichsweise eine solche ist*, während *die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. [...] Erst im Individuum erhält*



*die Sprache ihre letzte Bestimmtheit* (S. 439). Mit dieser Hervorhebung der wahren Individualität wird die geistige Natur der Sprache betont. Erst das jedesmalige individuelle Sprechen macht die Sprache aus, und erst im Individuum erfährt das Zusammenwirken von Sprachsinne und Einbildungskraft eine Bestimmtheit.

Für Humboldt hat der Sprachorganismus *ein eigenthümliches Daseyn* (S. 437). Die Sprache *ist wahrhaft ein Eigenthum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches Daseyn, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, dass die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr und machen die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. [...] Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der Einheit der menschlichen Natur. [...] Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur* (S. 437-438).

Was Humboldt hier mit *Einheit der menschlichen Natur* meint, ist offensichtlich die Spracheinheit als die einheitliche geistige Natur des Menschen überhaupt. Diese geistige Einheit verbindet zwei gegensätzliche Kräfte und realisiert sich im jedesmaligen Denken bzw. Sprechen. In diesem Zusammenhang ist auch die Rede von Seele und Instinkt zu verstehen: *Die Sprache ist [...] der Seele in ihrer Totalität gegenwärtig* (S. 458). *[...] jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre ihr zugleich instinctartig das ganze Gewebe, zu dem das Einzelne gehört, gegenwärtig* (S. 457). So kann man wohl behaupten, dass das eigentümliche Dasein des Sprachorganismus in den augenblicklichen, individuellen Wirkungen der geistigen Einheit des Menschen als der einheitlichen Grundlage des Zusammenwirkens zweier gegensätzlicher Kräfte liegt. Dies bedeutet, dass die wahre Sprachindividualität zugleich die augenblickliche Gegenwart des Sprachorganismus darstellt, die aber durch das Zusammenwirken von Macht der Sprache und Gewalt des Individuums determiniert ist. **Spracheinheit, Sprachlebendigkeit** und **Sprachindividualität** existieren also nicht unabhängig voneinander, sondern hängen als drei Aspekte des einheitlichen Sprachorganismus eng zusammen.

## 2.2.2 Form und Analogie

Unter dem Gesichtspunkt des Sprachorganismus steht die Sprachwissenschaft nach Humboldt vor der Aufgabe, kein *totdes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung* zu liefern, sondern *die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen und ein wahres Bild der lebendigen Sprache zu geben* (S. 418f.). Das bedeutet, dass die Sprachwissenschaft die Aufgabe hat, die Sprachindividualität bzw. das eigentümliche Dasein des Sprachorganismus zu beschreiben. Dazu ist aber der Sprachforscher mit einem methodischen Problem konfrontiert: Während der Sprachorganismus bzw. die Sprachbildung einen unendlichen Prozess darstellt, befindet sich der Sprachforscher nur in einem bestimmten Zeitpunkt, *dass wir uns [...] mit unsrem Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt befinden* (S. 419). Dieses Dilemma zieht Humboldt offensichtlich in Betracht und stellt den allgemeinen Begriff der Form auf.

*Darum ist aber dem Sprachforscher durch diesen Begriff nicht minder die Bahn vorgezeichnet, in welcher er den Geheimnissen der Sprache nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen muss. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, muss sehr vieles wirklich Erklärbares unerklärt lassen und hält für isoliert dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist* (S. 421).

Welche Qualitäten besitzt aber der Begriff der Form, so dass er eine so wichtige Rolle spielen kann? Der Begriff der Form der Sprache wird von Humboldt zunächst als ein *tote[r] allgemeine[r] Begriff* (S. 420) definiert:

*Das in dieser Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig, als möglich, in seinem Zusammenhange aufgefasst und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus* (S. 419f.).

Humboldt bezeichnet die Form einer Sprache als die spezifische *Methode der Sprachbildung* einer Nation und *den specifischen Weg* (S. 423), welchen eine Nation zum Gedanken- und Empfindungsausdruck einschlägt. Er betont zugleich, dass der Terminus der Form in der Tat der lebendige, als Einheit wirkende, individuelle Drang ist (vgl. S. 420). Mit diesem individuellen Drang ist offensichtlich der individuelle Geist gemeint. Warum der Begriff der Form als einen *toten allgemeinen Begriff* bezeichnet wird, versucht Humboldt mit dem folgenden Argument zu rechtfertigen:

*weil uns nie gegeben ist, diesen Drang in der ungetrennten Gesamtheit seines Strebens, sondern nur in seinen jedesmal einzelnen Wirkungen zu sehen, so bleibt uns auch bloss übrig, die Gleichartigkeit seines Wirkens in einen todten allgemeinen Begriff zusammenzufassen. In sich ist jener Drang Eins und lebendig (S. 420).*

Damit wird deutlich, dass die Form nur eine terminologische Bezeichnung des sprachbildenden menschlichen Geistes bzw. des Sprachorganismus ist. Wie der Sprachorganismus lässt sich die Form ebenfalls dreifach charakterisieren: **einheitlich**, **lebendig** und **individuell wirkend**.

So ist die Form in ihrer geistigen Natur als Sprachformung bzw. Sprachbildung aufzufassen. Die Form als Sprachformung setzt Stoffe zur Formung voraus.

*Um aber den Stoff der Sprachform zu finden, muss man über die Grenzen der Sprache hinausgehen. [...] Absolut betrachtet kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist..... Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite der Laut überhaupt, auf der andren die Gesamtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen (S. 422).*

In dieser Bemerkung über den Sprachstoff sind zwei wichtige Punkte festzustellen: Erstens ist jede historisch gebildete einzelne Sprache, d.h. die Lautform einer Sprache kein wirklicher Stoff mehr, sondern geformter Sprachstoff, weil sie bereits mit bestimmten Gedanken bzw. mit bestimmter Geistesform verbunden ist und *eine eigenthümliche Weltansicht* (S. 432) darstellt. Zweitens unterscheidet Humboldt zwischen zwei Arten von wirklichem Sprachstoff: dem Laut überhaupt und der *Gesamtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistsbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen* (S. 422), also Lautstoff und Ideenstoff. Die Unterscheidung zwischen diesen zwei Arten des wirklichen Sprachstoffs impliziert, dass Form als Sprachbildung bzw. Sprachformung eine doppelte Formung darstellt, die aus der Formung des Lautstoffs zum artikulierte Laut und der Formung des Ideenstoffs zur Ideenform besteht. Der unartikulierte Laut ist Lautstoff der Sprache, aber kein sprachlicher Laut. Der sprachliche Laut wird von Humboldt im Unterschied auf der einen Seite zum tierischen Geschrei, auf der anderen Seite zum musikalischen Ton (vgl. S. 440) als artikulierter Laut aufgefasst.

*Die Artikulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seinen Wirkens entsprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen (S. 441).*

Der artikulierte bzw. sprachliche Laut *kann nicht seiner Beschaffenheit, sondern seiner Erzeugung nach beschrieben werden* (S. 440), und zwar hinsichtlich der eigentümlichen Natur des artikulierten Lautes als Hervorgebrachtes *des absichtlichen Verfahrens der Seele* (ebd.). Das heißt, dass der sprachliche Laut immer beim jedesmaligen Sprechen entsteht. Nicht artikulierte bzw. ungesprochene Laute weisen nur eine *Beschaffenheit* auf und können in diesem Sinne nicht als sprachliche Laute betrachtet werden. Der sprachliche Laut als artikulierter Laut ist geistig geformter Laut und hat in Wirklichkeit nur eine augenblickliche geistige Existenz. Die Gesamtheit der sinnlichen Eindrücke und der selbsttätigen Geistesbewegungen sind Ideenstoff in dem Sinne, dass sie die ideelle *Materie der Erscheinungswelt* (Humboldt 1963a: 13) ausmachen. Der Ideestoff geht *der Bildung des Begriffe mit Hilfe der Sprache* (S. 422) voraus, und die Ideenform ist die geistige Auffassung des Ideenstoffs bzw. der Erscheinungswelt, die ein Individuum augenblicklich wahrnimmt. Man kann wohl behaupten, dass Lautstoff und Ideenstoff der Ebene der Sprachtotalität entsprechen, wo eine Kongruenz zwischen Welt, Menschen und Sprache zu postulieren ist. Im Gegensatz dazu entsprechen der artikulierte Laut und die Ideenform der Ebene der Sprachindividualität. Die Ideenform stellt die geistige Struktur dar, die analytisch *dem Artikulationssinne vorausgehend angesehen werden muss* (S. 468). Diese doppelte Formung, die aus der ideellen bzw. geistigen Auffassung der Welt und der geistigen Formung bzw. ideellen Auswahl eines bezeichnenden Lautes besteht, macht den Prozess der Spracherzeugung bzw. Sprachbildung aus und ist auf die *Identität der Gedanken- und Spracheerzeugenden Kraft, die nach zwei Seiten hin ihre Wirkung zugleich ausübt* (S. 477), zurückzuführen. Die doppelte Formung ist also die gleichzeitig geleistete *Arbeit des Geistes, Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu giessen* (Humboldt 1963a: 13) und *den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen* (S. 418).

Nach welchem Prinzip vollzieht sich aber die individuelle Sprachbildung bzw. die doppelte Formung? Die *Gleichartigkeit seines Wirkens* (S. 420), d.h. die Gleichartigkeit des sprachbildenden Wirkens des individuellen Geistes lässt sich offensichtlich als der einheitliche Grundsatz des menschlichen Denkens bestimmen, d.h. als Analogie im Sinne der Analogiebildung zwischen Welt, Geist und Laut (Sprache). In der analogen Beziehung zwischen Welt, Geist und Laut drückt sich die einheitliche geistige Natur des Menschen bzw. die Erkenntnisfunktion der Sprache aus. Die wirklichen Lautstoffe und Ideenstoffe entsprechen dem Grenzwert der Entwicklung der menschlichen Geisteskraft bzw. den idealen, hypothetisch vorauszusetzenden Zuständen des menschlichen Daseins bei der ersten Ursache

und dem letzten Ziel ( vgl. S. 470). Was die Phase dazwischen betrifft, da herrscht nur die *veränderliche Beschränktheit* des Menschen (S. 429). Der Mensch kann die Welt nur in seiner Geistesform auffassen und diese wiederum im sprachlichen Laut versinnlichen (vgl. S. 435). Die analogische Beziehung zwischen Welt, Geist und Sprache erklärt also, wie sich die Form als doppelte Formung vollzieht. Wenn man mit Christmann und Di Cesare formuliert, dass die Analogie bei Humboldt das umfassende geistige Prinzip bzw. das Prinzip der Sprachstrukturierung darstellt, dann bedeutet dieses allgemeine Prinzip die doppelte Formung bzw. die Herstellung der analogischen Beziehung zwischen Welt, Geist und Sprache. Die *Arbeit des Geistes* macht eine doppelte Formung, indem sie eine Analogiebildung zwischen Welt, Geist und Sprache (Laut) ausführt. Form und Analogie ergänzen und erklären sich also gegenseitig. Die Analogie als der einheitliche Grundsatz geistiger Tätigkeiten realisiert sich in der Form. Letztere vollzieht nach dem Prinzip der Welt-Geist-Laut-Analogie eine doppelte Formung. In diesem Sinne kann man sagen, dass die Form und die Analogie die gleiche sprachbildende Funktion haben: beide sind zugleich die *Arbeit des Geistes*.

### 2.2.3 Zu den methodischen Implikationen der Form/Analogie- Darstellung

Humboldt weist auf drei Prinzipien der Formdarstellung hin: die Lautform, den von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachte Gebrauch bzw. Ideenform und ihre gegenseitige Durchdringung (vgl. S. 425f., 476).

*Aus diesen beiden Prinzipien nun, zusammengenommen mit der Innigkeit ihrer gegenseitigen Durchdringung, geht die individuelle Form jeder Sprache hervor, und sie machen die Punkte aus, welche die Sprachzergliederung zu erforschen und in ihrem Zusammenhange darzustellen versuchen muss* (S. 426).

Es fällt aber offensichtlich schwer, in den entsprechenden Ausführungen Humboldts eine klare Antwort zu finden, wie man diese drei Prinzipien konkret gebrauchen soll. Sinnvoller wäre es, nach den Implikationen dieser drei Prinzipien zu fragen. Diese drei Prinzipien implizieren einen Standpunkt, unter dem man die Sprachbildung betrachtet. Dieser Standpunkt ist offensichtlich der des Sprachforschers, der sich in einem bestimmten Zeitpunkt des historischen Flusses der Sprachbildung befindet. Was kann der Sprachforscher in seinem Standpunkt an der Sprachbildung beobachten? Diesbezüglich ist Humboldt ziemlich pessimistisch, denn *die Sprache enthält aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle, unenthüllte Tiefe. [...] Die Sprache hat diese anfangs- und endlose Unendlichkeit für uns [...]* (S. 436f. ). Daher kann *die Darstellung der Form [...] niemals ganz vollständig, sondern*

*immer nur bis auf einen gewissen, jedoch zur Uebersicht des Ganzen genügenden Grad gelingen* (S. 421). Wie kann man aber diesen gewissen Grad erreichen? Als methodische Anregung ist die Hinweise Humboldts auf die Eigentümlichkeit des Sprachorganismus anzusehen. Der Sprachorganismus bzw. die Sprachbildung vollzieht sich in der Sprachindividualität bzw. in den augenblicklichen, individuellen Wirkungen der geistigen Einheit des Menschen als der einheitlichen Grundlage des Zusammenwirkens zweier gegensätzlicher Kräfte (vgl. Kap. 2.2.1). Diese zwei gegensätzlichen Kräfte sind unter dem Standpunkt des Sprachforschers zum einen die *Macht der Sprache* (bzw. der Sprachsinn), die sich in der Lautform einer Sprache verkörpert, zum anderen die *Kraft des Einzelnen* (bzw. die Einbildungskraft), die sich in der Ideenform ausdrückt. Ihre gegenseitige Durchdringung macht ihr Zusammenwirken aus, dessen augenblickliches Ergebnis die wahre Sprachindividualität, d.h. die individuelle Wirkung der geistigen Einheit des Menschen darstellt. Mit den drei Prinzipien der Formdarstellung versucht Humboldt also, *das Allgemeine mehr auseinander zu legen und das dann hervortretende Besondere dennoch mehr in Einheit zusammenzuziehen* (S. 476), so dass ein einheitliches Bild der lebendigen Sprache vermittelt werden soll. Akzeptiert man diese Interpretation, dann bedeutet die Form/Analogie-Darstellung im Sinne der Darstellung des Sprachorganismus v.a. folgendes:

- (1) die Spracheinheit, d.h. die Analogie als den einheitlichen Grundsatz der Sprachbildung darzustellen,
- (2) Sprachindividualität, d.h. das Ergebnis des Zusammenwirkens von Macht der Sprache und Gewalt des Individuums darzustellen.

#### 2.2.4 Die Analogie als der einheitliche Grundsatz der Sprachbildung

Die Sprachbildung als eine doppelte Sprachformung vollzieht sich analytisch in zwei Schritten: einer ideellen bzw. geistigen Auffassung der Welt und einer geistigen Formung bzw. ideellen Auswahl eines Lautes. Im ersten Schritt geht es um die Formung des Ideenstoffs zur Ideenform, im zweiten Schritt um die Formung des Lautstoffs zum artikulierten sprachlichen Laut. Durch diese zwei Schritte wird eine analogische/ analoge Beziehung zwischen Welt, Geist und Sprache gebildet bzw. hergestellt.

Der Prozess der Ideenformung impliziert eine Unterscheidung zwischen Ideenstoff und Ideenform bzw. die Trennung zwischen der Ebene der Welt und der Ebene des Geistes. Der **Gegenstand der Welt (G)** als die Mannigfaltigkeit der *Materie der Erscheinungswelt*

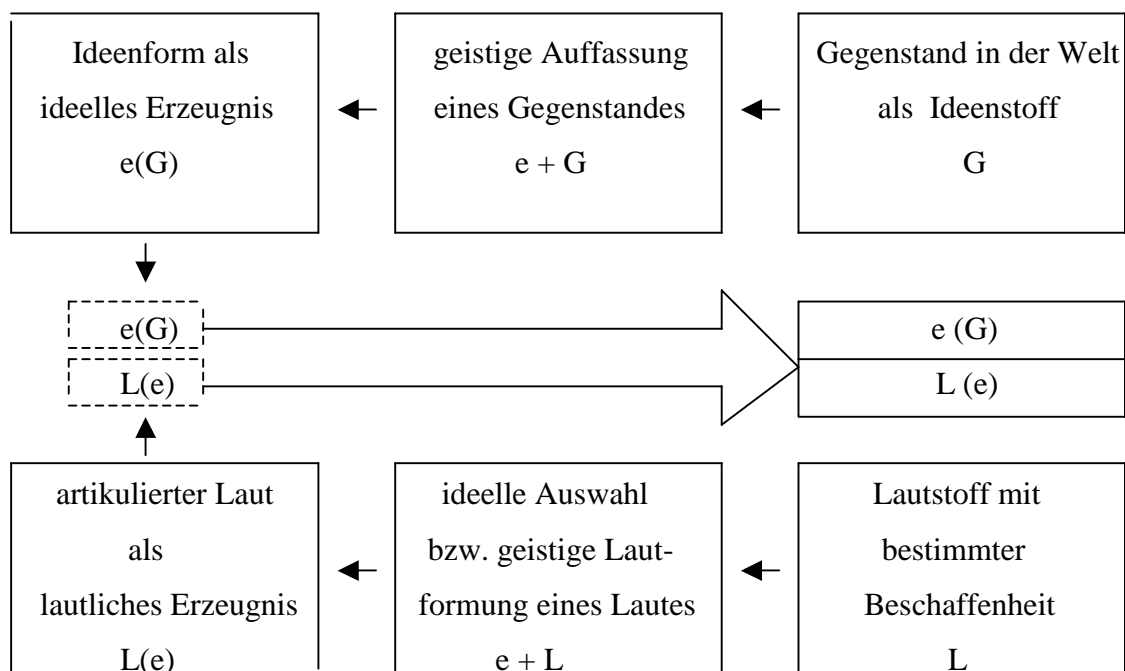
(Humboldt 1963a:13) macht die *Gesamtheit der sinnlichen Eindrücke* aus und ist als Ideenstoff anzusehen. Der Ideenstoff kann aber von dem individuellen Geist jedes Mal nur auf eine bestimmte Art aufgefasst werden. *Das geistige Vermögen [...] ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt* (S. 464). Diese bestimmte Art entspricht der geistigen Struktur des Individuums bzw. der Ideenform. **Die Ideenform (e)** stellt die geistige Struktur dar, die das Individuum augenblicklich von dem Ideenstoff bzw. dem Gegenstand (G) bildet. Die Formung des Ideenstoffs zur Ideenform ist eine *geistige Selbsttätigkeit* (S. 464), die darin liegt, aufgrund der *Gesetze des Anschauens, Denkens und Fühlens* (S. 464) *die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu gießen* (Humboldt 1963a: 13). Man kann diesen Vorgang wohl mit der folgenden Formel beschreiben:  $G + e = e(G)$ . Diese Formel beschreibt die Herstellung der analogen Verbindung zwischen Ideenstoff (Welt) und Ideenform (Geist).  $e(G)$  kann auch als *G ist e* geschrieben werden. Die erkenntnisfunktionalen Implikationen sind, dass der Mensch die Welt (G) nie in ihrer Totalität, sondern nur aspektuell bzw. merkmalsmäßig in einer geistigen Struktur (e) auffasst. Die Ideenform als geistige Struktur fungiert bei der Sprachbildung als *Bahnen, in welchen sich die geistige Tätigkeit in der Spracherzeugung bewegt, Formen, in welchen diese die Laute ausprägt* (S. 464).

Die Unterscheidung zwischen Lautstoff und artikulierte Laut impliziert eine Trennung zwischen der Ebene des Lautmaterials und der Ebene der geistigen Lautformung. Im Prozess der Formung des Lautstoffs zum artikulierte sprachlichen Laut handelt es sich um eine geistige Formung bzw. ideelle Auswahl eines Lautes zur Bezeichnung der gebildeten Ideenform bzw. des Begriffs. In diesem Zusammenhang betrachtet Humboldt die Ideenform als *das zu Bezeichnende* (S. 461) und den sprachlichen Laut als *die bezeichnenden* (ebd.) bzw. *die für jeden solchen Begriff ideell gewählte Bezeichnung* (S. 468). Es muss betont werden, dass die Formulierungen *das zu Bezeichnende* und *die bezeichnenden* die Ideenform und den ausgewählten Laut eigentlich nur schlecht beschreiben. Der Ausdruck *das zu Bezeichnende* kann den Eindruck wecken, als ob die Ideenform eine passive Substanz wäre. In Wirklichkeit ist Ideenform reine Form und macht eine formende geistige Kraft aus, um einen Laut in seinem toten Stoffzustand in diese Form auszuprägen bzw. geistig zu formen. Entsprechend kann die Formulierung *die bezeichnenden* den falschen Eindruck machen, als ob der Laut, der zu einem sprachlichen Laut geformt wird, dabei eine aktive Rolle gespielt hätte. Indem ein Laut zur Bezeichnung einer Ideenform ausgewählt wird, wird sie für einen Augenblick lebendig bzw. aktuell zum artikulierte Laut gemacht. Die ideelle Auswahl bedeutet, den

toten Lautstoff in der Form der Ideenform zu formen, also eine ideelle bzw. geistige Auffassung des Lautes. Die ideelle Auswahl bzw. die geistige Auffassung des Lautes bedeutet auch, von dem Laut einen ideellen Gebrauch gemacht zu haben. Die Ideenform ist dazu da, um Lautstoff *ideell* bzw. geistig auszuwählen bzw. zu formen. Wenn man mit **L** den **gewählten Laut** bezeichnet, dann kann man den Vorgang der geistigen Lautformung wohl mit der folgenden Formel beschreiben:  $e + L = L(e)$ . Diese Formel beschreibt die analogische Verbindung zwischen Ideenform (Geist) und Lautstoff (Laut).  $L(e)$  kann auch in Form von  $e$  ist  $L$  geschrieben werden. Während die Beschaffenheit  $L$  den Lautstoff darstellt, ist  $L(e)$  ein artikulierter Laut. Die erkenntnisfunktionalen Implikationen sind, dass der geformte, artikulierte Laut  $L(e)$  nicht den Gegenstand  $G$ , sondern den von ihm gebildeten Begriff, d.h. die Ideenform  $e$  bezeichnet (vgl. S. 468) bzw. repräsentiert.

Zusammenfassend kann der einheitliche Grundsatz der Sprachbildung, d.h. die G-e-L-Analogiebildung mit dem folgenden Abbild illustriert werden:

Abbild: Die G-e-L-Analogiebildung als der einheitliche Grundsatz der Sprachbildung



Zu betonen ist, dass **G(Welt)**, **e(Geist)** und **L(Laut)** drei getrennte Ebenen darstellen und zueinander in einer analogischen Einheitsbeziehung stehen. Der Geist verlangt, *die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten* (S. 427).  $e(G)/L(e)$  ist das *Product der Kraft im Augenblick der*



*Spracherzeugung* (S. 474) bzw. das Produkt *der Gedanken- und Spracheerzeugenden Kraft*, die *nach zwei Seiten hin ihre Wirkung zugleich ausübt* (S. 477).

## 2.2.5 Sprachindividualität als Ergebnis des Zusammenwirkens von Macht der Sprache und Gewalt des Individuums

Nach Di Cesare vollzieht sich die in jedem Individuum immer anders geartete Arbeit des Geistes zwischen Sprachsinne und Einbildungskraft. Davon ausgehend kann man bei Ergebnissen des Zusammenwirkens von Sprachsinne und Einbildungskraft grundsätzlich zwischen zwei Hauptarten der individuellen Sprachbildungen unterscheiden:

- (1) Der individuelle Geist arbeitet eher im Sinne des Sprachsinns, wo *die Macht der Sprache* dominierend wirkt.
- (2) Der individuelle Geist arbeitet eher im Sinne der Einbildungskraft, wo die *Gewalt des einzelnen* schöpferisch zum Zuge kommt.

Beide Arten von individuellen Sprachbildungen vollziehen sich aber auf der einheitlichen Grundlage der geistigen Natur des Menschen. Dies bedeutet, dass jede individuelle Sprachbildung letzten Endes eine Analogiebildung ist. Bei der ersten Art handelt es sich um Wiederherstellungen der vorhandenen Analogien, bei der zweiten um Bildungen neuer Analogien. Damit weist der auf der Ebene der Spracheinheit allgemein aufgefasste Begriff der Analogie auf der Ebene der Sprachindividualität zwei differenziertere Aspekte auf.

### 2.2.5.1 Zur Wiederherstellung der vorhandenen Analogien

Humboldt ist der Auffassung, dass die Darstellung der Sprachbildung von der Lautform, wo eine Sprache ihr eigentümliches System annimmt, beginnen muss (vgl. S. 448). Unter einem erweiterten historischen Gesichtspunkt kann man offensichtlich auch den vorhandenen Zustand einer Sprache als ihre Lautform betrachten. Der Grund, warum Humboldt die Lautform als den Ausgangspunkt der Formdarstellung betrachtet, liegt offensichtlich darin, dass in der Lautform einer Sprache die ersten bzw. vorhandenen Sprachanalogien einer Nation herausgebildet sind, die bei den weiteren Sprachbildungen eine grundlegende Rolle spielen. Unter dem Gesichtspunkt des Sprachorganismus handelt es sich bei der Lautform einer Sprache also um den historischen Aspekt der Sprachbildung. Da der Sprachorganismus einen unendlichen Prozess darstellt, kann ein Ansatz der Lautform nur einen hypothetischen

Charakter haben. Humboldt ist der hypothetische Charakter seines Ansatzes bewusst. Er schreibt:

*Die Sprache enthält aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle unenthüllte Tiefe. Denn auch rückwärts fließt sie aus unbekanntem Reichthum hervor, der sich nur bis auf eine gewisse Weite noch erkennen lässt (S. 437) .*

*Das Schaffen, wenn es ein eigentliches und vollständiges seyn soll, könnte nur von der ursprünglichen Spracherfindung, also von einem Zustand gelten, den wir nicht kennen, sondern nur als nothwendige Hypothese voraussetzen (S. 457).*

Kennzeichnend für den Ansatz der Lautform Humboldts ist, dass er sprachliche Laute nicht rein in ihrer sinnlich-lautlichen Beschaffenheit, sondern in ihrem sinnlich-geistigen Zusammenhang als artikulierte Laute betrachtet. Dieser Zusammenhang bedeutet, dass sprachliche Laute eine geistige Struktur aufweisen. Sprachliche Laute sind also keine reine Stoffe, sondern geistig geformte Laute (vgl. S. 422). Die geistigen Strukturen sprachlicher Laute haben nach Humboldt auch einen emotionalen Aspekt, der sich dem reinen Verstand entzieht.

*Da das intellectuelle Streben nicht bloss den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang [...] begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde [...] (S. 427-428).*

Die geistige Formung des Lautes ermöglicht es, den geistig in bestimmter Einheit aufgefassten Gegenstand durch die Einheit des Lautes vertreten zu lassen (vgl. S. 427), *und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffasst* (ebd.). Das heißt, dass die geistigen Strukturen sprachlicher Laute die Art der Weltinterpretation des Menschen darstellen. Solche geistige Strukturen bilden *eine durchgehende Analogie* bzw. *eine eigenthümliche Weltansicht*, die auf *eine gleichartige Subjektivität* (S. 434) einer Nation zurückzuführen ist. In der Lautform einer Sprache sieht Humboldt also nicht nur *ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln* (S. 437), sondern v.a. die ersten Analogien, d.h. die Weltansichten der vergangenen Generationen einer bestimmten Nation.

*Die Sprache besteht daher, neben den schon geformten Elementen, ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzusetzen (S. 436).*

Die Lautform einer Sprache in Form von Wörtern und Regeln ist für den Augenblick der aktuellen individuellen Sprachbildung bzw. des Sprechens zunächst als *das todt Ueberlieferte* (S. 439) anzusehen. Indem in der Lautform einer Sprache die vorhandenen Weltansichten einer Nation fixiert worden sind, hat die Lautform einer Sprache eine Macht, die analogisch wirkt.<sup>80</sup> Die analogische Wirkung der Macht der Lautform sieht Humboldt *mit völliger Sicherheit* als einen *Grundsatz* der Sprachbildung (S.458). Sie drückt sich dadurch aus, dass die vorhandenen Analogien, d.h. Weltinterpretationen, im Augenblick der individuellen Anwendung wieder *aufs neu* belebt bzw. hergestellt werden. Die meisten alltäglichen Sprachtätigkeiten fallen in diesen Bereich, dazu gehören auch die im täglichen Gebrauch abgenutzten Metaphern, ein Phänomen, das Humboldt als *Rückgang* (S. 473) der Sprache bezeichnet. Indem die vorhandenen Analogien wieder hergestellt werden, wirkt die Macht der Sprache *bildend* auf das Sprachverhalten des Individuums ein. Dieses akzeptiert bei einer Wiederherstellung der vorhandenen Analogien die national-eigentümlichen Weltansichten und macht eine Weltinterpretation, die mit den in der Lautform einer Sprache bestehenden übereinstimmt.

#### 2.2.5.2 Zur Bildung neuer Analogien

Die vorhandene Lautform einer Sprache lässt sich in der Phase der Spracherweiterung, in welcher wir uns heutzutage befinden, aufgrund des in der Lautform enthaltenen *lebendigen Keims* schöpferisch neu gestalten.

*Die einmal festgeformten Elemente bilden zwar eine gewissermaßen tote Massen, diese Masse trägt aber den lebendigen Keim nie endender Bestimmtheit in sich. Auf jedem einzelnen Punkt und in jeder einzelnen Epoche erscheint daher die Sprache, gerade wie die Natur selbst, dem Menschen, im Gegensatz mit allem ihm schon bekannten und von ihm Gedachten, als eine unerschöpferische Fundgrube, in welcher der Geist immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nicht auf diese Weise Gefühltes wahrnehmen kann. In jeder Behandlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und große Genialität zeigt sich diese Erscheinung in Wirklichkeit* (S. 436).

Neue Analogien werden nach Humboldt von den schöpferischen geistigen Kräften der *größten Köpfe der spätesten Geschlechter* (S. 463) und *geistvollen Schriftstellern* (S. 473)

---

<sup>80</sup> *Allein die wirkliche Entwicklung geschieht allmählich, und das neu Hinzutretende bildet sich analogisch nach dem schon Vorhandenen [...] das schon in der Lautform Gestaltete reißt gewissermaßen gewaltsam die neue Formung an sich und erlaubt ihr nicht, einen wesentlichen andren Weg einzuschlagen* (S. 458).

gebildet, wenn sie sprachliche Laute *im fortschreitenden Gebrauch einen tieferen seelenvolleren Gehalt mitteilen* (S. 472). Die Bildung neuer Analogien muss aber die Formen und Gesetze der Sprache nicht verändern, diesbezüglich schreibt Humboldt:

*Ohne die Sprache in ihren Lauten und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwicklung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in die ein, was sie früher nicht besaß. Es wird als dann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet* (S. 472).

Die Sprachkreativität ist also dadurch gekennzeichnet, dass, *wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und gewissermaßen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben* (S. 431). Dies bedeutet, dass der schöpferische Aspekt der Sprachbildung nicht von den *Formen und Gesetzen* bzw. *Verknüpfungsgesetzen*, sondern v.a. von Wörtern getragen wird. Wörter haben nach Humboldt einen Individualitätscharakter. Diesbezüglich schreibt Humboldt:

*Wenn man sich die Sprache als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objektivierte Welt vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände darin, denen daher der Charakter der Individualität, auch in der Form erhalten werden muss* (S. 448).

Der Individualitätscharakter von Wörtern erlaubt eine von *Formen und Gesetzen* unabhängige individuelle Gestaltung durch den individuellen Redenden oder Schreibenden. *Vieles im Periodenbaue und der Redefügung lässt sich aber nicht auf Gesetze zurückzuführen, sondern hängt von dem jedesmal Redenden oder Schreibenden ab* (S. 472). Dieser Individualitätscharakter impliziert zum einen die sprachschöpferische Funktion des individuellen Sprechers, zum anderen zeigt er auch die Grenze der vorhandenen Analogien bzw. *der Macht der Sprache*, die v.a. als Formen und Gesetze bzw. als *die regelnde Form* auf der Ebene des Satzes und der Rede konstitutiv ist. Diesbezüglich schreibt Humboldt:

*Der Umfang des Wortes ist die Gränze, bis zu welcher die Sprache selbstthätig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknospende Blüthe. In ihm gehört ihr das fertige Erzeugnisses selbst an. Dem Satz und der Rede bestimmt sie nur die regelnde Form und überlässt die individuelle Gestaltung der Willkür des Sprechenden* (S. 449).

Die Sprachkreativität liegt offensichtlich über die *Macht der Sprache* hinaus und drückt sich in der individuellen neuen Gestaltung von Wörtern aus. Die Techniken für die ersten Gestaltungen von Wörtern bzw. Bildungen einfacher Wörtern müssen aufgrund der einheitlichen geistigen Natur des Menschen zugleich auch die Techniken jeder schöpferischen Sprachgestaltung sein. Solche Techniken hat Humboldt in der *Kawi-Einleitung* im Rahmen der Herausbildung der Lautform bzw. Bildung der ersten Analogien geschildert.

Humboldt hat das Wort als *eine doppelte Einheit des Lautes und des Begriffs* (S. 448) definiert. *Wenn man die Abstammung der Begriffe, mehr oder weniger deutlich, im Geiste wahrnimmt, so muss ihr eine Abstammung in den Lauten entsprechen [...]* (S. 449). Hinsichtlich der einfachen Wörter gibt es für Humboldt *eine dreifache Bezeichnung der Begriffe* (S. 452): die **malende**, die **symbolische** und die **analogische Bezeichnung**.

Die **malende Bezeichnung** bildet eine unmittelbare Nachahmung des unartikulierten Lautes in einer Art, in welcher der Gegenstand vom Ohr vernommen wird. Diese Art Bezeichnung ist eher von gewisser Rohheit und *kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor und verliert sich nach und nach in der Ausbildung der Sprache* (S. 452). Die lautmalende Bezeichnung ist heute beispielsweise noch in der Sprache kleiner Kinder zu erleben.

Die **symbolische Bezeichnung** ist *die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung* (S. 452). Diese Art der Bezeichnung, *die auf einer gewissen Bedeutsamkeit des einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht* (S. 453), ist durch die Eindrücke des Lautes und des Gegenstandes *auf die Seele*, also psychisch bedingt. Wörter wie STEHEN, STETIG, STARR wecken den Eindruck des Festen; bei den Wörtern WEHEN, WIND, WOLKE, WIRREN, WUNSCH wird *die schwankende unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinander gehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen u verhärtete w ausgedrückt* (ebd.). Humboldt schreibt, dass die lautsymbolische Bezeichnung in der Periode der primitiven Sprachbildung eine dominierende Rolle spiele und eine gewisse Gleichheit aller Sprachen der Menschheit andeute (ebd.). Die lautsymbolische Bezeichnung lässt sich nach Humboldt heute zwar in vielen Sprachen als Beweis für gemeinschaftliche Abstammung erkennen, ist aber sehr schwierig als ein durchgängiges konstruktives Prinzip der Sprachbildung zu betrachten. Sowohl der ursprüngliche Laut als auch die ursprüngliche Bedeutung der Wörter sind wegen zufälliger Verwechslung nicht genau zu ermitteln. So ist

nach Humboldt in dieser Erklärungsart eine gewisse Willkürlichkeit nicht auszuschließen (vgl. S. 454).

Die **analogische Bezeichnung** ist *die Bezeichnung durch Lautähnlichkeiten nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe* (S. 454). Humboldt fährt fort:

*Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen. Diese Bezeichnungsweise setzt [...] in dem Lautsysteme Wortganze von einem gewissen Umfange voraus oder kann wenigstens nur in einem solchen Systeme in grösserer Ausdehnung angewendet werden. Sie ist aber die fruchtbarste von allen, und die am klarsten und deutlichsten den ganzen Zusammenhang des intellectuall Erzeugten in einem ähnlichen Zusammenhange der Sprache darstellt. Man kann diese Bezeichnung, in welcher die Analogie der Begriffe und der Laute, jeder in ihrem eignen Gebiete, dergestalt verfolgt wird, dass beide gleichen Schritt halten müssen, die analogische nennen (ebd.).*

In der analogischen Bezeichnung geht es also um *die Analogie der Begriffe und der Laute*, d.h. um die Analogie zwischen *Zusammenhang des intellectuall Erzeugten* und *Zusammenhang der Sprache*.

Die dreifache Bezeichnung entspricht *einem zwiefachen, sich oft gegenseitig unterstützenden, allein auch in andren Fällen einander entgegentämpfenden Gesetze* (S. 447). Über diese zwei Gesetze schreibt Humboldt:

*Das eine ist ein bloss organisches, aus den Sprachwerkzeugen und ihrem Zusammenwirken entstehend, von der Leichtigkeit und Schwierigkeit der Aussprache abhängig und daher der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgend. Das andre wird durch das geistige Princip der Sprache gegeben, hindert die Organe, sich ihrer blossen Neigung oder Trägheit zu überlassen, und hält sie bei Lautverbindungen fest, die ihnen an sich nicht natürlich seyn würden (S. 447).*

Im Sinne des organischen Gesetzes ist auch die phonetische Technik der Sprache zu verstehen. Unter der phonetischen Technik versteht Humboldt *die Wort- und Formenbildung, insofern sie bloss den Laut angeht oder durch ihn motiviert wird* (S. 462). Im Sinne des geistigen Gesetzes bzw. Prinzips ist die intellektuelle Technik der Sprache zu verstehen. *Die intellektuelle Technik begreift dagegen <im Gegensatz zur phonetischen Technik> das in der Sprache zu Bezeichnende und zu Unterscheidende* (S. 462). Die **lautmalende** und die

**lautsymbolische Bezeichnung** entsprechen offensichtlich dem **organischen Gesetz** bzw. der **phonetischen Technik**, und die **analogische Bezeichnung** dem **geistigen Gesetz (Prinzip)** bzw. der **intellektuellen Technik**.

Somit kann man sagen, dass in der Phase der Spracherweiterung die Sprachkreativität vorliegt, wenn der individuelle Geist eher im Sinne der Einbildungskraft arbeitet und neben den in der Lautform bestehenden Weltansichten eine neue Analogie bzw. Weltinterpretation bildet. Dazu stehen dem individuellen Geist zwei Techniken zur Verfügung: die phonetische Technik und die intellektuelle Technik. Die auf die Dominanz der Gewalt des Individuums zurückzuführenden Bildungen neuer Analogien stellen die Rückwirkungen des Individuums auf die Sprache dar und vollziehen sich grundsätzlich nach dem Prinzip der Freiheit. Diese Freiheit hat jedoch ihre Grenze, die offensichtlich in der Akzeptierbarkeit der neuen Analogiebildung liegt (vgl. Kap. 4.6).

### 2.3 Überlegungen über die Konsequenzen für eine Wortbildungsbeschreibung

Wenn man die Darstellungen in Kap. 2.2 zusammenfasst, dann kommt man zu folgendem Ergebnis: Der Humboldtsche Begriff der Analogie weist grundsätzlich drei Aspekte auf: die analogische Herstellung einer Beziehung zwischen Welt, Geist und Sprache als den einheitlichen Grundsatz der Sprachbildung, die analogisch wirkende Macht der Lautform bzw. Wiederherstellung der vorhandenen Analogien und die Bildung neuer Analogien. Die Analogie als der einheitliche Grundsatz der Sprachbildung hat also sowohl eine **sprachbewahrende** Kraft, die in der analogisch wirkenden Macht der Lautform liegt, als auch eine **sprachverändernde** Kraft, die bei Bildungen neuer Analogien zum Zuge kommt. Für das jedesmalige individuelle Sprechen bedeutet der Analogiebegriff folgendes: Individuelle Sprachbildungen sind individuell- Augenblickliche Wirkungen der Spracheinheit bzw. des einheitlichen Grundsatzes der Sprachbildung, sie sind also Analogiebildungen. Je nach dem, welche Kraft dabei dominierend ist, werden durch individuelle Sprachbildungen entweder die vorhandenen Analogien wieder hergestellt, oder wird eine neue Analogie gebildet. Diese zwei gegensätzlichen Arten der individuellen Sprachbildungen stellen jedoch nur unterschiedliche Realisierungen des einheitlichen Grundsatzes der Sprachbildung dar und lassen sich daher auf dieser einheitlichen Grundlage beschreiben.

Geht man von dem umfassenden geistigen Analogiebegriff Humboldts aus, dann sind Wortbildungen im Sinne des individuellen Sprechens als Analogiebildungen zu betrachten. Daher kann man grundsätzlich zwischen zwei Arten der Wortbildungen unterscheiden:

**Wiederherstellungen der vorhandenen Analogien und Bildungen neuer Analogien.** Alle Wortbildungen müssen grundsätzlich auf der einheitlichen Grundlage der geistigen Natur des Menschen beschrieben werden können, solange es sich dabei um die Erkenntnisfunktion der Sprache, d.h. um die Welt-Geist-Sprache-Analogiebildung, handelt. Davon ausgehend wird in den nachfolgenden Ausführungen versucht, auf der Grundlage einiger theoretischer Überlegungen (Kapitel 3) ein Modell der Wortbildungsbeschreibung zu formulieren (Kapitel 4).

### 3 Einige theoretische Überlegungen über eine Anwendung des Analogiebegriffs Humboldts auf die Wortbildungsbeschreibung

#### 3.0 Vorbemerkung

In der vorliegenden Arbeit werden Wortbildungen als Analogiebildungen im Sinne Humboldts, d.h. als *Arbeit des Geistes* betrachtet. Auf der Grundlage der vergangenen Darstellungen in Kapitel 2 ist grundsätzlich zwischen zwei Arten der Wortbildungen zu unterscheiden:

- (1) Wortbildungen, bei denen die Macht der vorhandenen Lautform analogisch wirkt;
- (2) Wortbildungen, bei denen die individuelle Einbildungskraft dominierend fungiert.

Eine Konkretion dieser Modellvorstellung setzt natürlich eine Explikation bzw. Interpretation Humboldtscher Begriffe durch moderne wissenschaftliche Termini und Konzeptionen voraus. Zu diesem Zweck werden in diesem Kapitel einige theoretische Überlegungen gemacht. Auf dieser Grundlage wird in Kapitel 4 ein Beschreibungsmodell vorgeschlagen, das sich als ein Versuch versteht, das Analogiekonzept Humboldts auf dem Gebiet der Wortbildung modifiziert bzw. interpretatorisch anzuwenden.

#### 3.1 Drei sprachtheoretische Anhaltspunkte

##### 3.1.1 Drei getrennte Ebenen der Sprachbildung

Dass Lautgestalt und Bedeutung sprachlicher Zeichen nicht wie zwei Seiten eines Blatt Papiers untrennbar miteinander verbunden, sondern grundsätzlich als voneinander getrennt zu betrachten sind, ist eine These, die heutzutage insbesondere in der kognitiven Linguistik



aufgrund Beobachtungen und empirischer Untersuchungen vertreten ist.<sup>81</sup> Diese These lässt sich durch die Auffassung Humboldts auch sprachtheoretisch begründen. Die *Arbeit des Geistes* leistet eine doppelte Formung aus, wobei die Ideenform bzw. Bedeutung nicht sprachlich motiviert, sondern unabhängig von sprachlicher Lauteinheit als geistige Weltauffassung ( $G + e = e(G)$ ) entsteht. Lauteinheiten befinden sich auf der lautlichen Ebene und werden erst durch eine geistige Lautformung zu sprachlichen Lautgestalten gemacht ( $L + e = L(e)$ ). Grundsätzlich ist zwischen drei an sich unabhängigen Ebenen der Sprachformung bzw. -bildung zu unterscheiden: der Ebene des Gegenstandes der Welt (G), der Ebene des Geistes (e) und der Ebene der Lauteinheit (L).

### 3.1.2 Die Analogie als der einheitliche Grundsatz der Sprachbildung

Der einheitliche Grundsatz der Sprachbildung liegt in der Erkenntnisfunktion der Sprache, d.h. darin, Verbindungen bzw. Analogien zwischen den drei getrennten Ebenen G, e und L herzustellen. Es handelt sich dabei um eine gleichzeitig geleistete Doppelformung bzw. um das Zustandekommen von  $G + e = e(G)$  und  $L + e = L(e)$  überhaupt. Die Erkenntnisfunktion der Sprache drückt die Analogie als das einheitliche Prinzip der Sprachbildung aus: sprachliche Lauteinheit (L) steht aufgrund ihrer analogischen Verbindung mit Ideenform bzw. Bedeutung (e) mit der Welt (G) wieder in einer analogischen Verbindung. Das bedeutet, dass der Sprachorganismus als eine Einheit von G-e-L-Analogien zu betrachten ist, die keine substantielle Kongruenz, sondern strukturelle - d.h. aspektuelle bzw. merkmalsmäßige - Übereinstimmung von Laut (L), Geist(e) und Welt (G) darstellt. In diesem Sinne ist Sprache als Weltansicht, Denkform, Weltwissen bzw. Weltinterpretation zu verstehen, und Sprachbildung ist als Wissensbildung bzw. Erkenntnisformulierung aufzufassen.

### 3.1.3 Sprachindividualität als individuelle Analogiebildung bzw. augenblickliche Gegenwart des Sprachorganismus

Die These de Saussures, dass Sprache ein geschlossenes System sei, in dem der individuelle Sprachbenutzer keine Rolle spielt, ist aufgrund der Erkenntnisfunktion bzw. der geistigen Natur der Sprache abzulehnen. Die Sprache ist kein fertiges und homogenes System, sondern ein immer weiter bildender und heterogener Organismus, der erst im Sprechen/Verstehen des

---

<sup>81</sup> Vgl. Schwarz 1995: 365.

individuellen Sprachbenutzers eine augenblickliche Gegenwart erfährt.<sup>82</sup> Sprachindividualität ist die individuelle Auffassung der Spracheinheit, d.h. die individuelle Analogiebildung. Die individuelle Art und Weise, eine Verbindung zwischen G, e und L herzustellen, stellt die augenblickliche Gegenwart des Sprachorganismus dar, die jedoch von dem Zusammenwirken zweier gegensätzlicher Kräfte, nämlich Macht der Sprache und Gewalt des Individuums bestimmt ist. Die Auffassung der Sprachindividualität bzw. der individuellen Analogiebildung als der augenblicklichen Gegenwart des Sprachorganismus impliziert, dass die Beschreibung des Sprachorganismus zugleich die Beschreibung der Sprachindividualität bedeutet. Das methodische Problem ist allerdings, wie man die Sprachindividualität, d.h. das augenblickliche Zusammenwirken zweier gegensätzlicher mentaler Kräfte, beschreiben soll. In der Phase der Spracherweiterung, in der wir uns heutzutage befinden, ist jedes individuelle Sprechen eine individuelle augenblickliche Spracherweiterung, die als eine individuelle Wissensbildung bzw. Erkenntnisformulierung beschrieben werden kann. Und jede Erkenntnisformulierung ist aufgrund der analogischen Natur des menschlichen Denkens ein Prozess des Hypothesenaufstellens. Dies bedeutet, dass die Struktur des Hypothesenaufstellens zugleich die Struktur der Sprachindividualität darstellt. Somit sind wir zu einem Punkt gekommen, der uns zur Lösung des methodischen Problems der Beschreibung des Sprachorganismus führen soll.

### 3.2 Abduktion: zur Logik des Hypothesenaufstellens bzw. Struktur der individuell-sprachlichen Analogiebildung

Wir kommen zunächst zu der Erkenntnisfunktion der Analogie, die Humboldt einsieht, zurück. Das analogische Denken ist ein Instinkt des menschlichen Geistes, der die Welt analogisch interpretiert. Die analogische Weltinterpretation setzt das Postulat voraus, dass die Welt eine zusammenhängende Einheit von Gegenständen darstellt. Der menschliche Geist behandelt einen Gegenstand zu einem bestimmten Zeitpunkt nie isoliert und auch nie in seiner Ganzheit. Er schafft nur Beziehungen zwischen Gegenständen, indem er den Gegenständen einen gemeinsamen Charakter anzeigt, ohne dabei ihre Unterschiede zu verhüllen. Daher ist die durch Analogie hergestellte Welteinheit von hypothetischem Charakter (vgl. 2.1). Die Erkenntnisfunktion der Analogie besagt also, dass wir beim Sprechen bzw. bei der Sprachbildung subjektive Hypothesen über die Ordnung der Welt aufstellt. So lässt sich nun fragen, wie man eine Hypothese aufstellt. Eine Konzeption, die die Struktur des

---

<sup>82</sup> Vgl. Glinz 1973: 35ff.

Hypothesenaufstellens beschreibt, ist das Konzept der Abduktion in der pragmatischen Theorie des Wissens von Charles Sanders Peirce. (vgl. Wirth 1995:411)

Das Konzept der Abduktion eröffnet eine semiotisch-methodologische Perspektive, die von verschiedenen Disziplinen wie Philosophie, Wissenschaftstheorie, Soziologie, Linguistik, Literaturwissenschaft, Semiotik sowie der Künstlichen Intelligenz-Forschung eingenommen wird, um die Möglichkeiten einer Reformulierung ihrer einzelwissenschaftlichen Problemzusammenhänge zu nutzen.<sup>83</sup> Die vorliegende Arbeit geht von der These aus, dass die Abduktion nicht nur eine Logik der wissenschaftlichen Theoriebildung ist, sondern sie vollzieht sich auch ständig bei den alltäglichen Wahrnehmungen.<sup>84</sup> Die Abduktion stellt die Logik des Erkenntnisprozesses im wissenschaftlichen wie im allgemeinen dar.<sup>85</sup> Davon ausgehend sind die natürlichsprachlichen Analogiebildungen, die unsere alltäglichen Wahrnehmungen repräsentieren, als einen abduktiv strukturierten Erkenntnisprozess aufzufassen. Das Konzept der Abduktion von Peirce weist allerdings einen ganzen Themenkomplex auf; eine systematische Darstellung ist daher im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht möglich. Die nachfolgenden Ausführungen über die Abduktion beruhen auf einigen Untersuchungen, die meiner Ansicht nach relevante Aspekte für unsere Fragestellung liefern können.

### 3.2.1 Deduktion, Induktion und Abduktion

Nach Peirce besitzt der Mensch neben dem schlussfolgernden Denken keine zweite Erkenntnisfähigkeit.<sup>86</sup> Es gibt für Peirce drei Schlussfolgerungsarten: **Deduktion**, **Induktion** und **Abduktion**. Rohr hat diese drei Schlussfolgerungsarten folgendermaßen dargestellt:

*Die Deduktion ist die Anwendung einer allgemeinen Regel auf einen besonderen Fall. In der ersten Prämisse, dem Obersatz, der als leitendes Prinzip fungiert, wird diese allgemeine Regel formuliert. Die zweite Prämisse, der Untersatz, stellt einen Fall fest, der unter diese Regel fällt. Die Konklusion wendet die Regel auf den Fall an und stellt das Ergebnis fest, wobei – da die Deduktion ein notwendiger Schluß ist – die Konklusion notwendig wahr aus der Wahrheit der Prämissen folgt (Rohr 1993: 89).*

A) *Regel(Obersatz): Alle Bohnen aus diesem Sack sind weiß*

---

<sup>83</sup> Vgl. Wirth 1995: 405.

<sup>84</sup> Vgl. Eberhard 1987: 125.

<sup>85</sup> Vgl. Bonfantini/Proni 1985: 186.

<sup>86</sup> Vgl. Rohr 1993: 101; Wirth 1995: 405.

*Fall (Untersatz): Diese Bohnen sind aus diesem Sack*

*Ergebnis(Konklusion): Diese Bohnen sind weiß*

(zitiert nach Rohr 1993: 89)

In der **Induktion** wird auf eine Regel geschlossen, und ein bestimmter Fall und ein Ergebnis sind vorausgesetzt. Wenn eine Anzahl von Fällen, von denen etwas (in einer bestimmten Proportion der Fälle) wahr ist, verallgemeinert wird und der Schluß gezogen wird, dass dasselbe (im selben Verhältnis) für die ganze Klasse wahr ist, so ist das ein Induktionsschluß – der allerdings nur zu Wahrscheinlichkeitsaussagen führen kann.

B) *Fall: Diese Bohnen sind aus diesem Sack*

*Ergebnis: Diese Bohnen sind weiß*

*Regel: Alle Bohnen aus diesem Sack sind weiß*

(zitiert nach Rohr 1993: 89-90)

Was die Abduktion betrifft, so findet man bei Rohr die folgende Darstellung:

Die **Abduktion**<sup>87</sup> ist [...] ein Schluß von der Wirkung auf die Ursache. Im Vergleich zur Deduktion A) werden der Fall und das Ergebnis vertauscht, es wird daher in C) von Obersatz und Konklusion auf den Fall, den Untersatz, geschlossen (Rohr 1993: 90).

C) *Regel: Alle Bohnen aus diesem Sack sind weiß*

*Ergebnis: Diese Bohnen sind weiß*

*Fall: Diese Bohnen sind aus diesem Sack*

(Rohr 1993: 91)

Es handelt sich also in der **Abduktion** um die Zurückführung eines ungeklärten Tatbestandes mittels Annahme einer provisorischen Regel auf seine wahrscheinliche Ursache.<sup>88</sup> Peirce definiert die **Abduktion** wie folgt: *Die überraschende Tatsache C wird beobachtet; aber wenn A wahr wäre, würde C eine Selbstverständlichkeit sein; folglich besteht Grund zu vermuten, dass A wahr ist* (zitiert nach Wirth 1995: 407). In diesem Sinne gibt Eberhard die folgende Definition: *Kurz definiert, ist die Abduktion bzw. Retroduktion das durch eine Beobachtung angeregte Auffinden oder Erfinden eines allgemeinen Begriffes bzw. Satzes, durch den jene Beobachtung eingeordnet bzw. erklärt werden kann* (Eberhard 1987: 124).

Im wissenschaftlichen Forschungsprozess wirken **Deduktion**, **Induktion** und **Abduktion** zusammen und entsprechen den unterschiedlichen Stufen dieses Prozesses. Die erste Stufe ist

---

<sup>87</sup> Hervorhebung durch die Verfasserin.

ein abduktiver Prozess des Hypothesenaufstellens, wobei es sich um *ein schweres aufregendes Ringen um die Lösung eines Rätsels* (Rohr 1993: 94) handelt. *Anschließend werden auf der zweiten Stufe deduktiv die Konsequenzen, die sich idealiter aus der Annahme der Hypothese ergeben, entwickelt und endlich auf der dritten Stufe diese Konsequenzen realiter induktiv überprüft* (Rohr 1993: 95).

Peirce räumt der Abduktion eine zentrale Position in seiner Philosophie des Pragmatismus ein und betrachtet sie als Grundlagenbeschafferin für die Deduktion und Induktion.<sup>89</sup>

### 3.2.2 Zur Charakteristik der Abduktion

Die Abduktion stellt den rationalen Instinkt des Menschen dar, *richtige Annahmen zu vertreten* (Rohr 1993: 100) und *zwischen plausiblen und weniger plausiblen Hypothesen unterscheiden zu können* (Rohr 1993: 102). Das abduktive Vermögen des Menschen bedeutet für Peirce zum einen *die Hoffnung, dass zwischen dem Geist des Denkenden und der Natur eine hinreichende Verwandtschaft besteht* (zitiert nach Eberhard 1987: 125), also die Annahme des *lumen naturale*, die eine Affinität zwischen Geist und Natur postuliert.<sup>90</sup> Zum anderen *die Wahrheit, dass unsere gesamte Erkenntnisstruktur von reinen Hypothesen überzogen ist, die mit Hilfe der Induktion bestätigt und weiter entwickelt wird* (zitiert nach Eberhard 1987: 125). Für Peirce stellt die Abduktion einerseits *eine instinktive menschliche Einsicht in die Naturgesetzmäßigkeiten* (Rohr 1993: 102) dar, andererseits schließt die Abduktion die Bildung falscher Hypothesen nicht aus, die jedoch durch ein Zusammenwirken von Abduktion, Deduktion und Induktion zu korrigieren sind.<sup>91</sup> Die Induktion als Prozess der Hypothesenüberprüfung macht *eine intersubjektive Kontrolle der Ergebnisse und Korrekturen der Hypothese*, die schließlich den Wahrheitsanspruch einer Hypothese ermöglichen (Rohr 1993: 97).

Die **Abduktion** ist v.a. durch drei Charakteristik ausgezeichnet: **Vermittlungsfunktion**, **Allgegenwart** und **Kreativität**. Die Vermittlungsfunktion der Abduktion liegt darin, *dass sie vorgängiges Wissen in die Prämissen logischen Schlußfolgerns vermittelt und in ein Wahrnehmungsurteil [...] übergeht* (Rohr 1993: 109).

---

<sup>88</sup> Vgl. Rohr 1993: 90.

<sup>89</sup> Vgl. Rohr 1993: 93.

<sup>90</sup> Vgl. Rohr 1993: 102.

<sup>91</sup> Vgl. Rohr 1993: 98.

*Die Abduktion leistet also die Überführung eines Wahrnehmungsinhalts [...] ins Wahrnehmungsurteil [...], des Vorsprachlichen zum Sprachlichen, des Bildes zum Text und markiert damit den Beginn diskursiver – wenn auch unbewußt-blitzhafter – Erkenntnis (Rohr 1993: 103-104).*

Die Vermittlungsfunktion der Abduktion impliziert,

*dass jede Wahrnehmung durch vorherige Wahrnehmung bestimmt ist. Das heißt, dass jede Erkenntnis durch das Vorwissen, wie es in die Prämissen des Schlusses eingeht, bedingt ist. [...] das Vorwissen in den Prämissen bildet ja das interpretative Muster, nach dem sich abduktive Schlüsse entfalten (Rohr 1993: 104).*

Die Allgegenwart der Abduktion bedeutet, dass die Abduktion jeden Erkenntnis- bzw. Interpretationsprozess und dessen sprachliche Mitteilung bestimmt.<sup>92</sup> Die Kreativität der Abduktion liegt darin, dass die Abduktion für das Erlangen neuer Erkenntnisse bzw. Vorstellungen unabdingbar ist. Obwohl die Ergebnisse abduktiver Prozesse trotz der Wahrheit der Prämisse falsch sein könnten, kann die Abduktion im Gegensatz zur Deduktion, die als notwendiger Schluss informationell tautologisch ist und keine neue Informationen vermittelt, neue Informationen liefern. Die Abduktion *ist die einzige logische Operation, die irgendeine neue Idee einführt* (Wirth 1995: 405). Die Kreativität der Abduktion hat allerdings einen Doppelcharakter. Der Geist pendelt in einem abduktiven Prozess zwischen zwei Polen:

*(1) der Hingabe an die freie Assoziation, [...]*

*(2) unserem Vorwissen, das einen Teil der Kontextgebundenheit von Abduktionen konstituiert. (Rohr 1993: 107)*

Diese zwei Pole entsprechen offensichtlich den der Einbildungskraft des Individuums und des Sprachsinns einer Nation, zwischen denen sich die *Arbeit des Geistes* bei der Sprachbildung vollzieht. Die freie Assoziation kennzeichnet einen *potentiell gefährlich anarchischen* Zustand, in dem *potentiell alles möglich ist* (Rohr 1993: 108), d.h., auch falsche Hypothesen sind nicht ausgeschlossen. Erst wenn die abduktive Schöpferkraft *in intersubjektiv nachvollziehbare Bahnen gelenkt* (Rohr 1993: 109), d.h. induktiv überprüft worden ist, kann die Kreativität als *richtig* bewertet werden. Die Rolle des Vorwissens im abduktiven Schlußfolgern liegt in der Vermittlungsfunktion der Abduktion, derzufolge die abduktive Geisteskraft *vorgängiges Wissen in die Prämissen logischen Schlußfolgerns vermittelt und in ein Wahrnehmungsurteil [...] übergeht* (Rohr 1993: 109). Daher sind die verschiedenen

Elemente, die schließlich in einer Hypothese hervorgebracht werden, *schon vorher in unserem Geiste* (ebd.). Dies bedeutet, dass eine abduktive Schlußfolgerung nicht immer kreativ sein muss. Die Abduktion als Hypothesenbildung stellt zugleich einen Prozess der Hypothesenauswahl dar.<sup>93</sup> Der Kreativitätsgrad der Abduktion ist davon abhängig, was als interpretatives Muster bzw. als Gesetz (Regel) in die Prämisse eingeht. In diesem Sinne unterscheidet Eberhard allgemein zwischen der subsumierenden und der kreativen, terminogenen Abduktion:

*Die subsumierende Abduktion, die ein vorfindliches Phänomen einer schon bekannten Begriffsklasse zuordnet, und die terminogene Abduktion, die eine neue terminologische Kategorie eröffnet und damit neue theoretische Hypothesen anregt bzw. bereits impliziert* (Eberhard: 1987: 137).

### 3.2.3 Typen der Abduktionen

Nach Untersuchungen von Bonfantini und Proni unterscheidet Peirce zwischen der Wahrnehmungshypothese und der verstandesmäßigen, wissenschaftlichen Hypothese.<sup>94</sup> Peirce lehnt eine naiv-realistische These der Wahrnehmung ab und sieht diese als eine selektive und vereinheitliche Interpretation mehrerer Sinneseindrücke durch *natürliche Konstitution* (ebd.) des Menschen an. Die typische kannonische Form der Abduktion gilt nach Peirce sowohl für die Wahrnehmungshypothese als auch für die wissenschaftliche. Beide haben die Form *der Folgerung von der Definition auf das Definitum*, und zwar mittels eines simplen anstelle eines komplexen Prädikats.<sup>95</sup> Bonfantini und Broni haben diese These Peirces durch zwei Beispiele erörtert. Der Begriff *scapolo* (Junggeselle) ist in der italienischen Sprache folgendermaßen definiert: *Mitglied des männlichen Geschlechts, das noch nie verheiratet war*. Die Anwendung dieses Begriffs auf ein bestimmtes Individuum erfolgt nach dem folgenden gedanklichen Muster:

- Für alle Individuen bedeutet, dass ein gegebenes Individuum ein *scapolo* ist, notwendigerweise, dass dieses Individuum ein Mitglied des männlichen Geschlechts ist, das noch nie verheiratet war;
- Tom ist ein Mitglied des männlichen Geschlechts, das noch nie verheiratet war;

---

<sup>92</sup> Vgl. Rohr 1993: 106.

<sup>93</sup> Vgl. Wirth 1995: 410.

<sup>94</sup> Vgl. Bonfantini/ Proni 1985: 195.

<sup>95</sup> Vgl. Bonfantini/Proni1985: 195.

- Folglich ist Tom ein *scapolo*

Das heißt, anstatt des definitiven komplexen Prädikats *Tom ist ein Mitglied des männlichen Geschlechts, das noch nie verheiratet war*, benutzt man direkt das Definitum bzw. das simple Prädikat *Tom ist ein scapolo* (Bonfantini/Proni 1985: 195).

Für die Farbwahrnehmung *rot* gilt der gleiche gedankliche Muster:

- Für alle tatsächlichen Einheiten schließt die Aussage, dass eine gegebene Einheit rot ist, notwendigerweise ein, dass diese Einheit den optischen Nerv in sukzessiven Momenten auf die- und die Weise und mit der- und der Dauer und der- und der Intensität stimuliert;
- wenn also diese Einheit den optischen Nerv in sukzessiven Momenten auf die- und die Weise und mit der- und der Dauer und der- und der Intensität stimuliert
- ist diese Einheit folglich *rot* (vgl. Bonfantini/Proni 1985: 196).

Der abduktive Prozess geht von der Beobachtung aus. Um die Beobachtung zu erklären, zu begründen oder zu rechtfertigen, muss man es als Konsequenz eines allgemeinen Prinzips betrachten. Die Identifizierung bzw. die Wahl der Hauptprämisse macht den kreativen Punkt aus:

*Je ungewöhnliche die Paarung von Konsequenz und Antezedens sich darstellt, oder je weiter ihre semantischen Felder voneinander entfernt sind, desto prägnanter erscheint die Abduktion* (Bonfantini/Proni 1985: 199).

Eine Normalität liegt vor, wenn zwischen Konsequenz und Antezedens kein semantischer Sprung besteht. Die Kreativität ist schärfer ausgeprägt,

*wenn die Hauptprämisse das Ergebnis mit einer seiner möglichen, jedoch abwegigen und ‚unwahrscheinlichen‘ Ursachen in Verbindung bringt. [...] Und noch schärfer ausgeprägt bietet sich die Novität der Abduktion dar, wenn das in der Hauptprämisse ausgedrückte Prinzip ein neues theoretisches Gesetz anstatt eines allgemein anerkannten wissenschaftlichen Gesetzes darstellt.[...] In diesem Fall ist die abduktive Folgerung eine ‚neue Idee‘ im absoluten Sinne: Nicht nur die Anwendung des allgemeinen Prinzips auf den Gegenstand der Untersuchung ist neu, sondern auch das Prinzip selbst* (Bonfantini/Proni 1985: 200).

Bonfantini und Proni unterscheidet zwischen **drei Haupttypen von Abduktionen**, die einen zunehmenden Grad an Originalität und Kreativität aufweisen.



**Typ 1:** Das Vermittlungsgesetz zur Ableitung des Falles aus dem Ergebnis ist zwingend und automatisch beziehungsweise quasi-automatisch vorgegeben;

**Typ 2:** Das Vermittlungsgesetz zur Ableitung des Falles aus dem Ergebnis wird durch Auswahl aus den verfügbaren Enzyklopädien gefunden;

**Typ 3:** Das Vermittlungsgesetz zur Ableitung des Falles aus dem Ergebnis wird völlig neu entwickelt beziehungsweise erfunden (vgl. Bonfantini/Proni 1985: 201).

Die Abduktion stellt die Schlußfolgerung dar, die eine (seltsame) Beobachtung als einen Fall eines (allgemeinen) Gesetzes erklärt.<sup>96</sup> Dazu ist Eco der Auffassung,

*dass das eigentliche Problem nicht darin liegt, ob man zuerst den Fall oder zuerst das Gesetz findet, sondern darin, Gesetz und Fall zugleich zu erkennen, da sie umgekehrt und in einer Art Chiasmus miteinander verbunden sind, wobei der Mittelbegriff den Angelpunkt allen logischen Schließens bildet* (Eco 1985: 295).

Das Gesetz kann unterschiedlich ausgeprägt codiert werden. Je nachdem unterscheidet Eco zwischen **übercodierter**, **untercodierter** und **kreativer Abduktion**, die jeweils den drei Typen von Bonfantini und Proni entspricht.

Bei **übercodierter Abduktion** ergibt sich das Gesetz automatisch oder halbautomatisch.<sup>97</sup> Eco gibt für eine übercodierte Abduktion das folgende Beispiel:

*Nehmen wir an, ich weiß, dass /Mann/ auf Deutsch ´männlicher erwachsener Mensch´ bedeutet [...] und nehmen wir darüber hinaus an, dass ich glaube, ich höre die Äußerung /Mann/, so dass ich um sie in ihrer Bedeutung zu verstehen, zuerst annehmen, dass es die Äußerung (Token) des Typus eines deutschen Wortes darstellt. Es scheint, dass wir diese Art interpretatorischer Leistung meistens automatisch erbringen* (Eco 1985: 300).

Er weist anschließend darauf hin, dass ein gegebenes Phänomen als den Token eines gegebenen Typus zu erkennen, eine Hypothese über den Kontext der Äußerung sowie den diskursiven Ko-Text voraussetzt.<sup>98</sup> Übercodierte Gesetze sind nach Eco als allgemein codierte, intertextuelle Konventionen oder Rahmen zu betrachten.<sup>99</sup>

Bei **untercodierter Abduktion** muss das Gesetz aus einer Folge von gleich wahrscheinlichen Gesetzen, die uns über die gültige Erkenntnis der Welt zur Verfügung

---

<sup>96</sup> Vgl. Rohr 1993: 90.

<sup>97</sup> Vgl. Eco 1985: 299.

<sup>98</sup> Vgl. Eco 1985: 300.

stehen, ausgewählt werden.<sup>100</sup> Für Eco stellen untercodierte Abduktionen eine Textinterpretation dar, wobei er unter dem Text *eine kohärente Sequenz* (Eco 1985: 309) versteht. Er schreibt, *dass bei jeder Textinterpretation Abduktionen unter vielen möglichen Lesarten desselben Textes angestellt werden* (ebd.). Das Gesetz, das bei untercodierter Abduktion in die Prämisse eingeht, ist nicht das einzige mögliche, sondern es wird nach bestimmten Kriterien als *das allerwahrscheinlichste [...] aus vielen möglichen intertextuellen Gesetzen* (Eco 1985: 310) ausgewählt. Eco unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen *der textuell möglichen Welt* und *der tatsächlichen Welt* individueller Erfahrungen (Eco 1985: 310f.). Da untercodierte Abduktionen als *textliche Abduktion* (Eco 1985: 311) textuell mögliche Welten errichten, sind sie nach Eco – von den kreativen ganz zu schweigen – *Mittel zur Weltschöpfung* und haben eine *modale Natur* (ebd.).

Bei **kreativer Abduktion** muss das Gesetz erfunden werden.<sup>101</sup> Eco weist darauf hin, dass *erfinden* etymologisch betrachtet *das Herausfinden von etwas bereits irgendwo Existierendem* (Eco 1985: 313) bedeutet. Beispiele für kreative Abduktionen finden sich in den *revolutionären Entdeckungen, die ein feststehendes wissenschaftliches Paradigma ändern* (Eco 1985: 301). Die Kreativität der Abduktion schließt nach Eco auch ästhetische Aspekte mit ein. Außerdem müssen kreative Abduktionen, anders als über- oder untercodierte Abduktionen, nach Eco durch Meta-Abduktionen ergänzt werden. (ebd.)

Eco ist der Auffassung, dass für über- oder untercodierte Abduktionen eine Meta-Ebene nicht obligatorisch ist, da wir unsere Gesetze einem Depot bereits geprüfter Welterfahrungen entnehmen, wo wir sicher sind, dass diese Gesetze in entsprechenden Bereichen Gültigkeit haben. Bei den kreativen Abduktionen fehlt uns diese Art der Gewißheit, so müssen wir eine Meta-Abduktion vollziehen. Die **Meta-Abduktion** *liegt in der Entscheidung darüber, ob das mögliche Univerum, das wir mit unseren Abduktionen der ersten Ebene entworfen haben, mit dem Universum unserer Erfahrung übereinstimmt* (Eco 1985: 301). Da die Abduktion den *Fehlbarkeitsgrundsatz* (Eco 1985: 317) akzeptiert, sind Meta-Abduktionen besonders für wissenschaftliche Forschungen als Stufe des Hypothesentestens wichtig. Im Alltagsleben machen wir Abduktionen, *bei denen oft keine Zeit zu weiterer Prüfung bleibt* (Eco 1985: 318). Die Meta-Abduktion entspricht also der Stufe der Induktion bzw. der intersubjektiven und intertextuellen Bestätigung.

---

<sup>99</sup> Vgl. Eco 1985: 309.

<sup>100</sup> Vgl. Eco 1985: 300.

<sup>101</sup> Vgl. Eco 1985: 301.

### 3.2.4 Die abduktive Struktur der individuell-sprachlichen Analogiebildung

Geht man davon aus, dass Sprachbildung eine Hypothese über die Weltordnung aufstellt, dann ist die individuell-sprachliche Analogiebildung als Erkenntnisformulierung aufzufassen, die abduktiv strukturiert ist:

Formel 1: Die abduktive Struktur der individuell-sprachlichen Analogiebildung

Beobachtung:  $G'$  ist e

Prämisse (Gesetz):  $G$  ist e ist L (G-e-L-Verbindung/Analogie)

Fall:  $G'$  ist  $L'$  ( $G'$ -e- $L'$ -Analogie)

$G'$  ist der Token eines gegenständlichen Typus G,  $L'$  ist der Token eines lautlichen Typus L, e ist die Ideenform bzw. eine geistige Struktur. Mit dem Beispiel Tom-Junggeselle kann diese Formel wie folgt dargestellt werden:

Beobachtung: Tom ( $G'$ ) ist männlich, erwachsen und unverheiratet (e)

Prämisse (Gesetz):  $G$  ist männlich, erwachsen und unverheiratet (e) ist JUNGGESELLE  
(L)

Fall: Tom ( $G'$ ) ist Junggeselle( $L'$ )

Die Beobachtung stellt eine individuelle augenblickliche Auffassung (e) des Tokens ( $G'$ ) eines gegenständlichen bzw. referentiellen Typus (G) dar, auf der Basis der Prämisse (Gesetz), die eine G-e-L-Analogie bzw. eine mentale Weltstruktur formuliert, wird der Token aufgrund der geistigen Auffassung (e) in dieser Weltstruktur lokalisiert. Die individuell-sprachliche Analogiebildung, die im Fall ( $G'$ -e- $L'$ ) zum Ausdruck kommt, ist nichts anderes als eine augenblickliche Wirkung der Wissensbasis bzw. der mentalen Weltstruktur in Form von G-e-L-Analogie. Somit wird deutlich, dass die Individualität der sprachlichen Analogiebildung in der individuellen Auswahl der Wissensbasis bzw. des Gesetzes der Abduktion liegt. Eine bestimmte Auswahl ist das Ergebnis eines Zusammenwirkens von Macht der Sprache und Gewalt des Individuums. Da das Gesetz als Wissensbasis übercodiert, untercodiert oder kreativ codiert sein kann, kann man entsprechend der drei Haupttypen der individuellen Sprachbildungen bzw. Erkenntnisformulierungen feststellen: übercodierte Sprachbildungen, untercodierte Sprachbildungen und kreative Sprachbildungen. Die Aufgabe ist nun, übercodierte, untercodierte und kreative Gesetze zu identifizieren bzw. voneinander zu differenzieren.

### 3.3 Eine stufenweise Differenzierung der Wissensbasis nach dem Kriterium der Codierungsart

#### 3.3.1 Zum Begriff *Wissen*

Unter dem Begriff *Wissen* verstehe ich die Wissensbasis eines abduktiven Prozesses, die sich in einer analogischen Beziehung zwischen G, e und L ausdrückt. Diese Wissensbasis ist als eine dreifache Einheit von G, e und L anzusehen, die eine begriffliche Entität bzw. Wissensentität darstellt. Im Rahmen einer analogischen Einheitsbeziehung zwischen G, e und L kann man G als Referenzbereich der Lauteinheit L bezeichnen. Lauteinheiten besitzen also eine Indexfunktion. Sie können Gegenstand bzw. Gegenstandstypus, der sich einer unmittelbaren Darstellung entzieht, indizieren.

Die Wissensentität hat einen funktionalen Charakter, d.h., sie ist keine objektive Widerspiegelung der Welt, sondern ein subjektives Konstrukt. Der funktionale Charakter des Wissens besagt also, dass die Ontologie, die wir mittels Wissensentitäten aufstellen, nicht substantiell-wahrheitsmäßig, sondern funktional aufzufassen ist. Der Unterschied zwischen Substanzontologie und Funktionenontologie lässt sich anhand einer Darstellung von Köller (1975: 29f) wie folgt zusammenfassen:

In der Substanzontologie spielt der klassische Substanzbegriff eine zentrale Rolle und gilt als die Grundlage der Begriffsbildungslehre Aristoteles. Unter Substanzen versteht man selbständige (und damit isolierte) Wesenseinheiten, die für sich zu bestehen vermögen und als Träger weiterer unselbständiger Bestimmungen (Akzidenzien) fungieren. Nach den Kategorien bzw. Subkategorien von Substanz und Akzidens wird eine Weltstruktur d.h. die Substanzontologie gebildet, in der sich alle Gegenstände in der objektiven Welt systematisch ordnen und hierarchisch stufen lassen. Die Bezeichnungen von Substanzen und Akzidenzien werden als Begriffe angesehen. Die zwei Grundannahmen der Substanzontologie sind:

- (1) Es gibt eine objektive Ordnung, die Objekte der Welt nach Substanz und Akzidens kategorisiert.
- (2) Die Sprache ist in der Lage, diese objektive Ordnung in angemessener Weise widerzuspiegeln.

Dies bedeutet, dass zwischen Welt (G) und Sprache (L) eine substantielle bzw. wahrheitsmäßige Kongruenz ( $G = L$ ) besteht. Die prinzipielle Angemessenheit der Sprache zur objektiven Erfassung der außersprachlichen Wirklichkeit wird im substanzontologischen

Denken nicht problematisiert, sondern sie steht als vorausgesetzt außer Frage. In der Substanzontologie werden die jeweiligen Kategorien (Begriffe) nicht als subjektive Konstrukte oder Ordnungshypothesen angesehen, sondern als objektive Widerspiegelung der Gliederung des Seins. Die Sprache wird nicht als ein willkürliches System betrachtet, das die Welt nur in einer spezifischen, analogischen Weise abbildet. Dies führt zu der klassischen Alternativlogik mit den beiden Wahrheitswerten *wahr* und *falsch*. Trifft eine Aussage die außersprachliche, substantielle Ordnung zu, dann ist sie wahr, ansonsten ist sie sinnlos bzw. falsch. Die Substanzontologie impliziert eine deduktive Denkweise. Der Relationsbegriff wird auf das kategoriale Grundverhältnis des Dinges zu seinen Eigenschaften bzw. die Kategorienhierarchie eingeschränkt und hat lediglich eine analytische Dimension. Daher besitzt der Wissensbegriff einen kategorialen Status. Im substanzontologischen Denken ist Wissen Substanzwissen bzw. *Wesenserkenntnis*. Da das Wesen eines Objekts bereits als Substanz bzw. als Kategorie postuliert ist, kann das Substanzwissen keine neue Erkenntnisse vermitteln. Die linguistischen Konsequenzen der Substanzontologie liegen v.a. darin, dass Wörter einen festen wahrheitsmäßigen Inhalt haben und als selbständige und fertige Bausteine kompositionell in aktuellen Diskursen eingesetzt werden können.

Die offensichtliche Unzulänglichkeit des substantiellen Denkens führt zu einer neuen Ontologieauffassung, die Köller nach Rombach Funktionenontologie nennt. Im Gegensatz zu den Grundannahmen der Substanzontologie werden in der Funktionenontologie die folgenden zwei Thesen postuliert:

- (1) Es gibt keine objektive kategoriale Ordnung als solche, weil wir die Gegenstände der Welt nie so sehen können wie sie wirklich sind. Die Welt, wovon wir sprechen, ist eine durch unseren Geist projizierte Welt, so sind die Ordnungskategorien lediglich als Ordnungshypothesen bzw. subjektive Konstrukte anzusehen.
- (2) Es besteht keine Kongruenz zwischen Sprache und Kosmos. Die Sprache bildet nur in analogischer Weise die geistig projizierte Welt ab und stellt sich als ein willkürliches System dar, das zwischen der objektiven Welt und dem Menschen steht.

Anstatt von Substanz geht die Funktionenontologie von der Kategorie der Relation aus, wobei der Relationsbegriff neben analytischer, auch synthetische Dimensionen hat. In der Funktionenontologie sind alle Elemente Relata bzw. Relationsgefüge, die erst in einem Funktionszusammenhang ihre Bedeutung bekommen und ohne diesen Zusammenhang *leere Hülsen* sind. Das Kompositionsprinzip, das in der Substanzontologie v.a. durch die Ganz-

Teil-Beziehung ausgedrückt wird, wird in der Funktionenontologie weitgehend aufgehoben. Die Abkehr von der Substanz zur Relation impliziert logisch eine Denkweise, für die nicht die postulierte objektive Ordnung, sondern die subjektive Konstruktion bzw. Rekonstruktion der Welt, d.h. die Bildung von Hypothesen wichtig ist. Wissen ist daher als Funktionswissen zu betrachten, und Begriffe sind keine wahrheitsmäßige, rein logische Begriffe, sondern subjektive Konstrukte von der Welt.

Die Funktionenontologie lehnt also den naiven Sprachrealismus ab und betont die subjektive Konstruktivität jeder Weltordnung. Die Konstruktivität bzw. Funktionalität der Weltordnung ist in der Hinsicht der kognitiven Semantik auf die Konstruktivität des menschlichen Gehirns zurückzuführen.<sup>102</sup> Die Konstruktivität des menschlichen Gehirns erzeugt nicht nur Konstrukte von real existierenden Entitäten, das Gehirn kann darüber hinaus auch auf mentale Entitäten referieren, wodurch weitere Hierarchie und Bildungen von Abstrakta ermöglicht werden.<sup>103</sup>

Das funktionale Denken impliziert, dass Wissensbildung grundsätzlich als ein unendlicher Prozess anzusehen ist. Die Unendlichkeit der Wissensbildung bedeutet zugleich die unendlichen Möglichkeiten der Wissenscodierung. Daher muss die Ideenform insgesamt als ein offenes System konzipiert werden. Ich gehe davon aus, dass die Ideenform grundsätzlich als ein Sortensystem im Sinne von Rickheit beschrieben werden kann.

Für Rickheit gibt es eine stufenweise Differenzierung konzeptuell-semantischer Kategorien. Das Sortensystem hat die Funktion, *allgemeine konzeptuelle Strukturierungsmöglichkeiten verfügbar zu machen, die weder sprachspezifisch noch referentspezifisch sind* (Rickheit 1993: 202). Eine Sorte *stellt einen spezifischen Aspekt dar, unter dem eine oder mehrere Entitäten betrachtet werden können [und] sprachlich auf Weltentitäten Bezug genommen werden kann* (Rickheit 1993: 202). Rickheit betont, dass das Sortensystem nicht die Weltentitäten ordnet, sondern ihre Merkmalstypen und Merkmale (Rickheit 1993:203). Das Sortensystem umfasst die Stufe globaler Kategorien und die Stufe abgeleiteter Kategorien.<sup>104</sup> Globale Kategorien unterscheiden sich von abgeleiteten Kategorien v.a. in zweierlei Hinsicht: Globale Kategorien in Form von Attribut-Wertebereichrestriktion sind allgemeingültig und gegeneinander distinkt bzw. diskriminierend, während abgeleitete Kategorien in Form von Merkmalstyp-Merkmal weniger allgemein sind und sich in ihren Bezug auf einzelne realweltliche Referenten

---

<sup>102</sup> Vgl. Schwarz 1992: 39f.

<sup>103</sup> Vgl. Schwarz 1992: 44ff.

<sup>104</sup> Vgl. Rickheit 1993: 205.

gegenseitig nicht ausschließen.<sup>105</sup> Während die Stufe globaler Kategorien als ein geschlossenes System konzipiert werden kann, bleibt es für Rickheit (1993: 204) offen, wie die Stufe abgeleiteter Kategorien organisiert ist. Es ist offenkundig, dass mit der Stufe globaler Kategorien allgemeine Relationen definiert werden, während die sog. abgeleiteten Kategorien Merkmale beschreiben. Da Merkmale sich in bezug auf einzelne realweltliche Referenten gegenseitig nicht ausschließen, muss die Stufe abgeleiteter Kategorien im Gegensatz zur Stufe globaler Kategorien als ein offenes System angenommen werden. So kann man das gesamte Sortensystem als ein offenes System ansehen. In unserem Zusammenhang heißt es, dass das Sortensystem, also Relationen und Merkmale insgesamt, die Codierungen des von bestimmter Lauteinheit indexierten Wissens determiniert. Wenn man mit  $y$  Relationen und  $x$  Merkmale bezeichnet, dann gilt es:  $e = e(y, x)$ .

Mit der Annahme der Indexfunktion der Lauteinheit bin ich davon ausgegangen, dass jede Wissenscodierung sich an einer bestimmten Lauteinheit realisiert. So kann man auch sagen, dass bestimmte Wissenscodierung zugleich bestimmte Codierung der entsprechen Lauteinheit bedeutet. Entsprechend kann man auch von Übercodierung, Untercodierung und kreativer Codierung einer Lauteinheit sprechen. Aus diesen Überlegungen über den Begriff *Wissen* wird in den nachfolgenden Ausführungen versucht, die Implikationen der Übercodierung, Untercodierung und kreativen Codierung der Wissensbasis bzw. des Gesetzes einer Abduktion herauszuarbeiten.

Bei Eco ist festzustellen, dass übercodierte Gesetze *allgemein codierte, intertextuelle Konventionen oder Rahmen* sind, die bei einer Abduktion automatisch bzw. quasi-automatisch funktionieren (vgl. 3.2.3). Das heißt, dass die Wirkung übercodierter Gesetze so eindeutig ist, dass man nicht zwischen mehreren Möglichkeiten entscheiden muss. Im Gegensatz dazu besitzen untercodierte Gesetze zwar ebenfalls eine allgemeine und intertextuelle Gültigkeit, jedoch muss man bei einer konkreten Abduktion nach bestimmtem Kriterium unter mehreren Möglichkeiten eine Auswahl treffen. Was diese allgemeine Charakteristik bedeutet, lässt sich anhand der G-e-L-Analogie wie folgt erklären: Hinsichtlich einer Wissensentität G-e-L bedeutet die Übercodierung der Lauteinheit L, dass es nur eine L-e-G-Verbindung gibt. Dies entsteht nur, wenn e eine Konstante ist und zwischen L und G eine 1-zu-1-Isomorphie besteht. Anders formuliert heißt es, dass der Referenzbereich G bei einer Übercodierung der Lauteinheit L eindeutig feststeht. Entsprechend gibt es bei Untercodierung mehrere, aber eine begrenzte Anzahl von L-e-G-Verbindungen, so ist die Ideenform keine

---

<sup>105</sup> Vgl. Rickheit 1993: 206, 223.

Konstante mehr, sondern es gibt eine begrenzte Anzahl von e-Varianten. Gleichzeitig besteht zwischen L und G keine 1-zu1-Isomorphie, sondern eine mehrfache Verbindung. Allerdings ist der Referenzbereich G zwar nicht eindeutig, aber mit einer begrenzter Anzahl von Varianten prinzipiell bzw. prototypisch festgelegt. Daher gehe ich von den folgenden zwei Hypothesen aus:

- (1) Eine Lauteinheit ist übercodiert, wenn sie prädikatlogisch codiert ist. Bei Übercodierung besteht die substantiell-wahrheitsmäßige Kongruenz zwischen G, e und L, es gilt also:  
 $G=E=L$ . E ist als die informationelle Ganzheit bzw. Einheit von G anzusehen.
- (2) Eine Lauteinheit ist untercodiert, wenn sie grammatisch codiert ist. Bei Untercodierung besteht eine begrenzte Anzahl von e-Varianten und G-Varianten. Die Menge der e-Varianten lässt sich mit grammatischen Kategorien beschreiben.

Was die kreative Codierung betrifft, so muss man von der Unendlichkeit der Wissenscodierung ausgehen. Bei einer kreativen Codierung wird eine G-e-L-Analogie situativ-textuell neu erfunden. Da man grundsätzlich von einer Unendlichkeit der Situationen ausgehen muss, muss auch die Ideenform e als unendlich und damit unbestimmt betrachtet werden. Dies bedeutet u.a., dass der Referenzbereich G bei kreativer Codierung von L nur situationsabhängig bestimmt ist. Ein mentales System, das die Unendlichkeit bzw. Unbestimmtheit der Ideenform e beschreibt, kann daher nicht das geschlossene System der allgemeinen Relationen sein, sondern eher das offene System der Merkmale. So lautet die dritte Hypothese:

- (3) Eine Lauteinheit ist kreativ codiert, wenn sie nach Gesetzmäßigkeiten der Merkmalsbildung bzw. -repräsentation codiert ist.

Kreative Codierungen entsprechen also der Stufe abgeleiteter Kategorien des Sortensystems. Hinsichtlich der Sprachkreativität stehen einem Individuum nach Humboldt grundsätzlich zwei Techniken zur Verfügung: die phonetische Technik und die intellektuelle Technik. In den nachfolgenden Ausführungen werden diese drei Hypothesen ausführlicher erörtert.

### 3.3.2 Prädikatlogisch-übercodiertes Wissen

Betrachten Wir zunächst eine Untersuchung von Römer. Römer (1995: 25) hat das Phänomen beobachtet, dass der logische Begriff *Begriff* heutzutage in linguistischen Arbeiten weitgehend vermieden wird. Sie hat in ihrer Untersuchung den Begriff *Begriff* in der Logik von Gottlob Frege erörtert und versucht, einige nützliche Konsequenzen für die Semantik zu



ziehen. Den Begriff *Begriff* definiert Frege als *eine Funktion eines Arguments, deren Wert immer ein Wahrheitswert ist* (zitiert nach Römer 1995: 25). Begriffe haben prädikative Natur, konstituieren Aussagen und unterscheiden sich von Eigennamen und Gegenständen.<sup>106</sup> Für Frege besitzt ein Begriffswort den gleichen Status wie ein Begriff:

*Ein allgemeines Begriffswort bezeichnet eben einen Begriff. Nur mit dem bestimmten Artikel oder einem Demonstrativpronomen gilt es als Eigenname eines Dinges, hört aber damit auf als Begriffswort zu gelten. Der Name eines Dinges ist ein Eigenname. Ein Gegenstand kommt nicht wiederholt vor, sondern mehrere Gegenstände fallen unter einen Begriff. [...] Bei einem Begriff fragt man sich immer, ob etwas und was etwa unter ihn falle. Bei einem Eigennamen sind solche Fragen sinnlos. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, dass die Sprache einen Eigennamen, z.B. Mond, als Begriffswort verwendet und umgekehrt, der Unterschied bleibt trotzdem bestehen. Sobald ein Wort mit dem unbestimmten Artikel oder im Plural ohne Artikel gebraucht werden, ist es ein Begriffswort* (zitiert nach Römer 1995: 26).

Römer betont, dass der Fregesche Begriff *Begriff* keinen psychologischen, sondern einen rein logischen Sinn hat.<sup>107</sup> Der logische Begriff *Begriff* steht nach Römer mit dem Terminus *Konzept* in der kognitiven Semantik in einer analogen bzw. synonymen Beziehung und wird von drei grundsätzlichen Semantikmodellen je nach Erkenntnisinteresse unterschiedlich modifiziert.<sup>108</sup> Römer ist der Auffassung, dass der logische Begriff *Begriff* nützliche Konsequenzen für die Semantikforschung haben kann.<sup>109</sup> Auf der anderen Seite ist rein logische Analyse nach Römer keine vollständige Bedeutungsbeschreibung, weil die Logik ihrem Verständnis nach nicht auf konkrete sprachliche Äußerungen orientiert ist, sondern nur auf den Typ von Äußerungsereignissen ausgerichtet.

Inwiefern der logische Begriff *Begriff* mit dem in der kognitiven Semantik vertretenen Begriff *Konzept* kompatibel ist, ist kein Thema der vorliegenden Arbeit. Die gegenwärtig gängige Vermeidung des logischen Begriffs *Begriff* in linguistischen Arbeiten liegt nach Römer darin, dass die Sprachwissenschaft heutzutage eine Tendenz der Psychologisierung zeigt.<sup>110</sup> Erkenntnisfunktional gesehen ist sie meiner Ansicht nach aber auf die weitgehende Ablehnung der sog. *Substanzontologie* zurückzuführen. Die Substanzontologie muss aufgrund

---

<sup>106</sup> Vgl. Römer 1995: 25.

<sup>107</sup> Vgl. Römer 1995: 26.

<sup>108</sup> Vgl. Römer 1995: 28, 32.

<sup>109</sup> Vgl. Römer 1995:25.

<sup>110</sup> Vgl. Römer 1995: 31.

ihres prinzipiellen naiven Sprachrealismus natürlich abgelehnt werden. Jedoch ist nicht zu leugnen, dass die Substanzontologie und damit verbunden die Prädikatlogik eine bestimmte Stufe unseres Wissens darstellt, die unter bestimmter Bedingung immer noch anwendbar ist. Der Auffassung Römers, dass der prädikatlogische Begriff *Begriff* durchaus für eine Semantikbeschreibung nützlich ist, stimme ich insofern zu, als der logische Begriff *Begriff* aufgrund seiner Implikationen uns eine Antwort geben kann, was es erkenntnisfunktional bedeutet, wenn sprachliche Lauteinheiten als Begriffswörter im logischen Sinne verwendet werden. Dabei ist natürlich nicht zu vergessen, dass der Humboldtsche Begriff *Begriff* bzw. *Ideenform* weder rein logisch, noch rein psychologisch im engeren Sinne aufzufassen ist. Er ist eher als ein umfassender Begriff zu betrachten, der Verstand, Phantasie und Gefühl insgesamt, d.h. der allgemeinen Kognition des Menschen entspricht (vgl. S. 464).

Oben wird bereits erwähnt, dass das Begriffswort im Rahmen der Prädikatlogik prädikativ, subsumierend und wahr ist. Unter dem Gesichtspunkt der G-e-L-Beziehung bedeutet die Wahrheit des Begriffsworts, dass der Referenzbereich der Lauteinheit (L) substantiell bzw. wahrheitsmäßig festgelegt ist. Es besteht zwischen G, e und L eine **substantiell-wahrheitsmäßige Kongruenz** bzw. **1-zu-1-Isomorphie**. Es gilt also:  $G = E = L$ . Dies impliziert, dass der Gegenstand G ausschließlich als Substanz bzw. Objekt aufgefasst wird, und zwischen allen Objekten eine analytische Ganz-Teil-Beziehung besteht. Im Rahmen unserer Standardannahmen über die Welt sind solche Fälle nicht selten. Normalerweise nehmen wir an, dass Bären Fell tragen, Bienen Honig erzeugen, Häuser Tür haben. Das Wissen über das Ganze (Substanz) schließt das Wissen über den Teil (Akzidens) bereits ein. Aufgrund der substantiell-wahrheitsmäßigen Festlegung des Referenzobjekts einer Lauteinheit kann man automatisch, d.h. ohne situativen und sprachlichen Kontext, eine und nur eine G-E-L-Verbindung bilden. Prädikatlogisch codierte Lauteinheiten bzw. Wissensentitäten machen also denjenigen Anteil unseres gesamten Wissensdepots über die Weltordnung aus, der die G-E-L-Isomorphien und die damit verbundenen Ganz-Teil-Beziehungen zwischen Referenzobjekten beschreibt. Sie sind als übercodiert anzusehen, weil die G-E-L-Isomorphie die einzige Kongruenzbildung ausmacht und bei sprachlicher Abduktion aufgrund ihres Wahrheitswertes automatisch, d.h. ohne situativen und sprachlichen Kontext verwendet werden kann. Ausgehend von der allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes ist anzunehmen, dass prädikatlogische Gesetze die allgemeinste, d.h. eine interkulturelle und intersprachliche Gültigkeit besitzen. Im Rahmen der Prädikatlogik liegen sprachliche Unterschiede nur auf der Lautebene.

### 3.3.3 Grammatisch-untercodiertes Wissen

Gesetze, die bei untercodierter Abduktion in die Hauptprämisse eingehen, haben mit Gesetzen, die bei übercodierter Abduktion als Hauptprämisse fungieren, die Gemeinsamkeit, dass sie ebenfalls wie diese zu einem vorhandenen Wissensdepot gehören und intersubjektiv und intertextuell gelten können. Der Unterschied liegt bloß darin, dass bei untercodierter Abduktion eine Auswahl unter vielen möglichen Gesetzen getroffen werden muss, während ein allgemeines Gesetz bei übercodierter Abduktion automatisch bzw. eindeutig die Position der Hauptprämisse einnimmt. Hinsichtlich sprachlicher Abduktionen sind grammatisch codierte Gesetze als untercodierte Gesetze (Wissen) anzusehen. Diese Hypothese impliziert v.a. zwei Annahmen: zum einen ist eine Grammatik keine mechanische Regeln zur Satzbildung, sondern sie codiert das allgemeine, für eine Sprachgemeinschaft charakteristische Wissensdepot; zum anderen kann eine grammatisch codierte Lauteinheit nicht nur eine, sondern mehrere, jedoch begrenzte Anzahl von e-Varianten haben. Eine Auswahl muss kontext-abhängig getroffen werden. Eine systematische Begründung dieser zwei Punkte weist offensichtlich einen Themenkomplex auf, das im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht bewältigt werden kann. Die nachfolgenden Ausführungen versuchen nur, anhand einiger Beispiele diese zwei Annahmen zu illustrieren.

Das Phänomen, dass gegenstandsbezeichnende Nomen im Chinesischen oft mit einer Kombination aus Numeral und Klassifikator verbunden ist, ist für Rickheit (1993, 198) in Anlehnung an Krifka ein Beweis dafür, dass Kategorisierungen in Massentermen und Individualtermen sprachspezifisch bestimmt sind. Außerdem geben Klassifikatoren inhaltliche Hinweise dafür, was die in der chinesischen Sprache häufigsten und damit grundlegenden konzeptuellen Kategorien sind und welche Merkmalstypen hierfür konstitutiv sind.<sup>111</sup> Rickheit schreibt:

*Wenn es darum geht zu erkennen, welcher Aspekt eines Referenzobjekts (z.B. Tür als Gegenstand, Tür als Öffnung) im aktuellen Fokus steht, ist die chinesische Sprache offensichtlich wesentlich kooperativer als beispielsweise die deutsche. Während im Deutschen weder die spezifische Wortverwendungsweise noch das, was man über ein Referenzobjekt typischerweise weiß, besonders sprachlich markiert wird, gehört im Chinesischen offensichtlich genau diese sprachliche Verständnishilfe zu einem vollständigen Ausdruck dazu (Rickheit 1993: 198).*

---

<sup>111</sup> Vgl. Rickheit 1993, 198.

Das Phänomen der sog. Klassifikator-Wörter wird allgemein als eine grammatische Eigentümlichkeit der chinesischen Sprache angesehen. Dieses Phänomen kann die These stützen, dass eine Sprache grammatisch das markiert bzw. codiert, was eine Sprachgemeinschaft von Merkmalen und allgemeinen Beziehungen erfasst hat. Objektbezeichnende Nomen werden im Chinesischen oft in einer Kombination mit Numeral und Klassifikator vergewendet. Z. B. *yi ba dao* (*yi* = ein, Numeral; *ba* = etwas Greifbares, Klassifikator; *dao* = Messer, ein gegenstandsbezeichnendes Nomen) in dem Satz *wo gei nin yi ba dao* (= Ich gebe Ihnen ein *Messer*; *Messer* als Geschenk bzw. als greifbarer Gegenstand grammatisch mit dem Klassifikator *ba* als affiziertes Objekt codiert). Auf der anderen Seite können solche Nomina auch ohne Klassifikator verwendet werden, z.B. *yi dao* in dem Satz *wo gei ni yi dao* (= Ich steche dich mit einem *Messer*; *Messer* als scharf stechender Gegenstand, grammatisch ohne Klassifikator als Instrumentangabe codiert). Die Bedeutungen des Wortes *dao* bzw. die Merkmale des Referenzobjekts <dao> werden hier unterschiedlich fokussiert, und zwar durch Anwesenheit bzw. Abwesenheit des Klassifikators, also grammatisch markiert.

Wenn die These, dass die vorhandenen Sprachanalogien grammatisch markiert sind, oder anders formuliert, dass die Grammatik einer Sprache die grammatische Auffassung der vorhandenen Sprachanalogien darstellt, eine allgemeine Bedeutung hat, so muss sie beispielsweise auch für die deutsche Sprache gelten. Die Meinung Rickheits, dass die chinesische Sprache zugunsten des Erkennens bestimmter Merkmale eines Referenzobjekts grammatisch kooperativer ist als das Deutsche, soll aber nicht bedeuten, dass die deutsche Grammatik die in der deutschen Sprache existierenden Analogien bzw. Weltordnung nicht kennzeichnet. Die grammatische Flexionsform drückt in der deutschen Sprache beispielsweise aus, welche Rolle z. B. eine Person in einem Ereignis einnimmt. Der Satz *Ich habe dich lieb* bedeutet das gleiche wie *Dich habe ich lieb*. Durch die Deklination im Akkusativ, d.h. auf eine deutsche Weise wird ein gewisses *Du* als geliebte Person identifiziert. Im Gegensatz dazu bedeutet der chinesische Satz *wo ai ni* (Ich habe dich lieb) etwas anderes als *ni ai wo* (Du hast mich lieb). Die geliebte Person wird nicht durch eine Flexionsform, sondern durch Wortstellung, also auf eine chinesische Weise markiert.

Unter dem Gesichtspunkt der Erkenntnisfunktion der Sprache ist davon auszugehen, dass in jeder Sprache eine Weltansicht bzw. eine Analogie liegt. Es ist nach Ertel nicht klug, wenn der Behaviorismus die vorhandene sprachliche Weltordnung nicht berücksichtigt, und es ist

falsch, wenn der Introspektionismus sie naiv-realistisch wahrnimmt.<sup>112</sup> Die auf die Funktionennontologie zurückzuführende Funktionalität der einzelsprachlichen Weltordnung besagt, dass in jeder Sprache ein Ordnungsgefüge vorhanden ist, mit der eine Sprachgemeinschaft die Welt nicht rein substantiell, sondern v.a. funktional in einer eigentümlichen Weise strukturiert. Man kann wohl sagen, dass diese einzelsprachliche funktionale Weltordnung von der Grammatik der jeweiligen Sprache repräsentiert wird.

Eine nähere Betrachtung der erkenntnisfunktionalen Implikationen der Grammatik zeigt, dass eine grammatisch codierte Lauteinheit eine begrenzte Anzahl von e-Varianten hat. Im Gegensatz zur Substanzontologie, die prädikatlogisch die substantiell-wahrheitsmäßige G-E-L-Kongruenz und damit verbunden die Ganz-Teil-Beziehung zwischen Objekten annimmt, ist die Funktionenontologie dadurch gekennzeichnet, dass sie sich als eine offene Prädikation darstellt. Eine offene Prädikation fasst einen Gegenstand nie isoliert in seiner Ganzheit auf, sondern in einem Zusammenhang, d.h. in bezug auf einen anderen Gegenstand. Eine offene Prädikation zeigt nur den zwei Gegenständen gemeinsamen Zug an, verhüllt dabei ihre Unterschiede jedoch nicht. Das bedeutet, dass eine funktionale Weltordnung den Erkenntnisgegenstand (G) nicht nur als Objekt bzw. Substanz auffasst. Nach dem Kriterium der Wahrnehmungsgesetzmäßigkeit teilt unser Geist die Welt in Objekt (Substanz) und Situation (Ereignis und Zustand).<sup>113</sup> Die Konsequenz für die G-e-L-Beziehung ist, dass G und L nicht mehr in einer substantiell-wahrheitsmäßigen Kongruenz, d.h., in einer 1-zu-1-Isomorphie, stehen, sondern mehrere G-e-L-Verbindungen sind möglich. In diesem Zusammenhang kann man auch sagen, dass die semantische Variabilität ein wesentliches Merkmal der Sprache ist. Auf der anderen Seite gilt innerhalb einer Grammatik das Prinzip der Referenzunabhängigkeit. Allgemein kann man eine Grammatik auch als eine Menge von Gesetzen betrachten, die die Beziehungen zwischen sprachlichen Zeichen referenzunabhängig nach dem Kriterium der syntaktischen Kongruenz und dem Kriterium der semantischen Kompatibilität regeln. Das Prinzip der Referenzunabhängigkeit kann aber nur funktionieren, wenn der Referenzbereich einer sprachlichen Lauteinheit prinzipiell, d.h. prototypisch für eine bestimmte Sprachgemeinschaft festgelegt ist. Diese Annahme entspricht u.a. der in der kognitiven Semantik vertretenen These, dass die Bedeutung eines Wortes prototypisch beschrieben werden kann.<sup>114</sup> Die G-e-L-Verbindungen sind also innerhalb einer Grammatik nicht unbegrenzt. Grammatische Gesetze müssen diejenigen Gesetze sein, die die

---

<sup>112</sup> Vgl. Ertel 1969:19.

<sup>113</sup> Vgl. Rickheit 1993: 237.

Beziehungen zwischen G und L für eine Sprachgemeinschaft regeln. Anders formuliert, hat die Grammatik einen geistigen Charakter und nimmt die Funktion der Ideenform (e) ein. Daher können die begrenzten e-Varianten, die die für eine Sprachgemeinschaft typischen Aspekte der Auffassung eines Gegenstands darstellen, mit grammatischen Kategorien beschrieben werden, die ihrerseits wiederum den synthetischen bzw. grammatischen Relationen zwischen zwei Lauteinheiten entsprechen.

Versteht man unter der Grammatik die grammatische Auffassung der vorhandenen Analogien einer bestimmten Sprache bzw. die grammatische Codierung der erkenntnismäßigen Aspekte und Merkmale des Erkenntnisgegenstands, so ist es nicht schwer, sich vorzustellen, dass die Referenzunabhängigkeit der Grammatik auf das Überprüftsein der die vorhandene Weltordnung konstituierenden Wissensentitäten zurückzuführen ist. Eine Grammatik stellt also das Funktionswissen einer Sprachgemeinschaft über die Welt dar. Sie kennzeichnet eine Wissensstufe, die für eine bestimmte Sprachgemeinschaft bzw. Gruppe von Menschen allgemein gültig ist. Syntaktische Kongruenz und semantische Kompatibilität sind in dieser Hinsicht als aspektmäßige bzw. merkmalsmäßige Übereinstimmungen bzw. Abstimmungen von Wissensentitäten zu betrachten, die den gemeinsamen Zug für eine offene Prädikationbildung, d.h. eine Analogiebildung liefern.

Zusammenfassend kann sagen, dass grammatisch codierte Gesetze sprachlicher Abduktionen denjenigen Anteil des gesamten Wissensdepots eines Individuums ausmachen, der die für eine Sprachgemeinschaft typischen G-e-L-Beziehungen und die damit verbundenen synthetischen Relationen zwischen Objekten beschreibt. Grammatisch codiertes Wissen ist als untercodiert zu betrachten, weil eine grammatisch codierte Lauteinheit im Gegensatz zur prädikatlogischen Codierung mehrere L-e-G-Verbindungen, die den synthetischen, grammatisch definierbaren Relationen entsprechen, aufweisen kann. Eine konkrete Auswahl kann erst nach dem jeweiligen situativen bzw. sprachlichen Kontext getroffen werden. Im Vergleich mit den prädikatlogisch codierten Gesetzen bzw. Wissensentitäten sind grammatisch codierte Gesetze bzw. Wissensentitäten weniger allgemein. Sie gelten prinzipiell nur für eine bestimmte Sprachgemeinschaft.

---

<sup>114</sup> Vgl.(Schwarz 1996:46ff.

### 3.3.4 Kreativ codiertes Wissen

Nach Eco müssen kreative Gesetze auf der Grundlage der *Affinität zwischen Geist und Natur* erfunden werden. Bei Weltwissen, das weder prädikatlogisch noch grammatisch definierbar ist, handelt es sich um Sprachkreativität bzw. um Bildung einer neuen Analogie. Theoretisch lässt sich diese Feststellung wie folgt nachvollziehen: Mit der Entstehung der Lautform einer Sprache sind die grundlegenden Strukturen einer Sprache festgelegt worden. Aufgrund der Erkenntnisfunktion der Sprache liegt in jeder Sprache eine Analogie, die als Oberbegriff für die bekannten Verbindungen zwischen Lauteinheit (L), Ideenform (e) und Gegenstand (G) steht. Die Grammatik einer Sprache ist erkenntnisfunktional als die grammatische Auffassung der vorhandenen Analogie anzusehen. Man kann die vorhandene Analogie als eine Menge von bekannten Verbindungen zwischen L, e und G betrachten, und die Grammatik stellt ihre grammatische Auffassung dar. Es gilt also:

die vorhandene Analogie einer Sprache = **A** (v1, v2, v3, .....)

die Grammatik einer Sprache = **G** (A(v1,v2,v3,.....))

**v** = Verbindungen zwischen L, e und G

Folglich liegt Sprachkreativität vor, wenn eine Verbindung zwischen L, e und G nicht zu der Menge der vorhandenen Analogie einer Sprache gehört. Unter dem Gesichtspunkt der Abduktion bedeutet es, dass die Prämisse bzw. das Gesetz *G ist e ist L* individuell neu erfunden wird. Dabei befreit sich das Individuum von dem vorhandenen Analogienetz und steht unmittelbar der Welt bzw. dem situativ gegebenen Gegenstand *G'* gegenüber. Dies bedeutet, dass das übercodierte bzw. untercodierte Gesetz der sprachlichen Abduktion in Form von G-e-L-Analogie, wobei G den Typus von *G'* darstellt, bei einer kreativen Abduktion nicht vorhanden bzw. nicht gültig ist. So muss die abduktive Struktur der individuell-sprachlichen Analogiebildung bei kreativen Abduktionen folgendermaßen modifiziert werden:

#### Formel 2: Die abduktive Struktur der kreativen Analogiebildung

Beobachtung:  $G' \text{ ist } e$

Prämisse (Gesetz):  $G' \text{ ist } e \text{ ist } L'$

Fall:  $G' \text{ ist } L'$

Das Gesetz *G' ist e ist L'* wird situativ neu gebildet bzw. erfunden. Das Individuum fasst den individuellen Gegenstand *G'* situationsabhängig in der Ideenform e auf, die aber nicht im Rahmen der vorhandenen Sprachanalogien als eine informationelle Ganzheit (E) oder ein

typischer Aspekt, sondern nur als bestimmtes Merkmal beschrieben werden kann. Die Lauteinheit  $L'$  ist also keine augenblickliche Repräsentation einer vorhandenen, von  $L$  indexierten Begriffsentität, sondern eine Repräsentation der situativ gebildeten Merkmale. Diesbezüglich kennt die Sprache bzw. der menschliche Geist nach Humboldt zwei Techniken: die phonetische und die intellektuelle, also das **Prinzip der Lautsymbolik** (bzw. der lautsymbolischen Bezeichnung) und das **geistige Prinzip der analogischen Bezeichnung**.

#### 3.3.4.1 Zur Lautsymbolik

Das Gesetz in einer sprachlichen Abduktion kann mit der Formel  $G (G') \text{ ist } e \text{ ist } L (L')$  beschrieben werden. Handelt es sich bei der Lauteinheit um eine morphologisch definierbare Lautgestalt, dann vollzieht sich entweder eine Wiederherstellung der vorhandenen Analogie oder eine Sprachkreativität mit der intellektuellen Technik. Die letztere wird in Kapitel 3.3.4.2 behandelt. Bei Sprachkreativität ist es möglich, dass die Lauteinheit  $L$  nicht morphologisch, sondern psychophonetisch motiviert ist. In diesem Fall liegt eine Analogiebildung vor, die die Grenze des vorhandenen Lautsystems einer Sprache übertritt. Die nachfolgenden Ausführungen versuchen, die lautsymbolischen Ansätze von Ertel in einigen, für die vorliegende Arbeit relevanten Zügen darzustellen.

Ertel geht von der Annahme aus, dass sich die individuelle mannigfaltige Phänomenwelt auf ein im Individuum zu verankerndes, weniger komplexes System der funktionalen Basis gründet.<sup>115</sup> Das System der funktionalen Basis ist dimensional parameterisiert. Man kann z.B. mit zwei Farbdimensionen (rot-grün, gelb-blau) und mit einer Helligkeitsdimension jede einzelne Farberscheinung als Funktion dieser Parameter darstellen.<sup>116</sup> Die Festlegung der dimensional Parameter der funktionalen Basis kann nach zwei Kriterien vollgezogen werden: zum einen nach dem integrativ-theoretischen Wert der Parameter und zum anderen mit der Differentialmethode.<sup>117</sup> Parameter der funktionalen Basis sind elementare Größen, die experimentell nachweisbare Zusammenhänge bewirken und eine Einfachheit der Verknüpfungen aufweisen.<sup>118</sup> Mit der Differentialmethode lehnt sich Ertel an das *semantic-differential*-Modell Osgoods (1952) an und übernimmt auch dessen drei allgemeinqualitativen Dimensionen *evaluation* (Valenz), *potency* (Potenz) und *activity* (Erregung), die sich auch in seinen eigenen Experimenten wieder finden lassen. Während Osgood *evaluation*, *potency* und

---

<sup>115</sup> Vgl. Ertel 1969:13.

<sup>116</sup> Vgl. ebd..

<sup>117</sup> Vgl. Ertel 1969: 15ff.



*activity* als die grundlegenden Dimensionen eines *konnotativ-semantischen* Raummodells ansieht, sind *Valenz*, *Potenz* und *Erregung* für Ertel die grundlegenden Dimensionen der allgemeinsten, sachspezifisch unbegrenzten Klasse phänomenaler Qualitäten.<sup>119</sup> Dabei betrachtet Ertel grundsätzlich jeden phänomenalen Bereich, also nicht nur den sprachlich-semantischen Bereich, als für eine Dimensionsanalyse zugänglich.<sup>120</sup> Auf der bipolaren Dimension der *Valenz* gruppieren sich einerseits die Begriffe Anziehung, Annehmlichkeit, Wohlklang, Freude, Helle, Klarheit, auf der anderen Seite die Begriffe Abstoßung, Verdruß, Mißklang, Freudlosigkeit, Finsternis, Trübung. Bei *Potenz* stehen die Begriffe Stärke, Mächtigkeit, Kraft, Härte, Überlegenheit, Nachdruck auf der einen und Nachgiebigkeit, Fügsamkeit, Zartheit, Weichheit, Ergebenheit und Zurückhaltung auf der anderen Seite. Die Dimension *Erregung* hat Begriffe Eile, Schnelligkeit, Bewegung, Allegro, Erregung, Geräusch an einem Ende der Bipolarität und Gemächlichkeit, Langsamkeit, Andante, Beruhigung, Stille, Ruhe an dem anderen.<sup>121</sup> Diese drei, und nur diese drei Dimensionen sind *allgemein*, weil sie sachbereichsmäßig unspezifisch sind. Nach Ertel gibt es keinen phänomenalen Gegenstandsbereich, der sich diesem Qualitätssystem entzieht.<sup>122</sup> Ertel sieht den Allgemeincharakter der Qualitäten dadurch bestätigt, dass die Unterschiede in der spezifischen Sachbedeutung der skalendefinierenden Begriffe beim metaphorischen Urteil ohne wesentlichen Einfluß sind.<sup>123</sup> Die Invarianz und Universalität der drei allgemeinqualitativen Dimensionen lässt sich nach Ertel auch dadurch bestätigen, dass ihre Feststellung von den methodischen Bedingungen unabhängig ist.<sup>124</sup> Sprachwissenschaftlich interessant ist dabei das Untersuchungsergebnis, dass es unwesentlich ist, welche Wortart das Kontinuum der einzelnen Skalen definiert. Skalenbezeichnungen in Verbform erweisen sich gegenüber den substantivischen und adjektivischen als dimensional äquivalent.<sup>125</sup> Von sprachwissenschaftlicher Bedeutung ist auch der Befund, dass in allen Sprachen die gleichen Dimensionen differenziert werden können.<sup>126</sup> Zwischensprachliche Übereinstimmungen

---

<sup>118</sup> Vgl. Ertel 1969: 16.

<sup>119</sup> Vgl. Ertel 1969: 27.

<sup>120</sup> Vgl. Ertel 1969: 42.

<sup>121</sup> Vgl. Ertel 1969: 27.

<sup>122</sup> Vgl. ebd..

<sup>123</sup> Vgl. ebd..

<sup>124</sup> Vgl. Ertel 1969: 31.

<sup>125</sup> Vgl. ebd.

<sup>126</sup> Vgl. Ertel 1969: 32.

lassen sich dimensional sowohl bei natürlichen metaphorischen Sprachverwendungen, als auch in künstlichen sprachlichen Experimenten feststellen.<sup>127</sup>

Das Thema der Lautsymbolik hat Ertel in seiner Arbeit in zwei Aspekten behandelt: die **Lautsymbolik sinnfreier Lautgebilde** und die **Lautsymbolik sinnvoller sprachlicher Zeichen**. Für Ertel bezieht sich die **Lautsymbolik sinnfreier Lautgebilde** auf die Symbolfähigkeit solcher Lautgestalten. Ertel unterscheidet zwischen phonetischen und nicht-phonetischen Eigenschaften sinnfreier Lautgebilde. Phonetische Eigenschaften sind artikulatorischer (nasal, plosiv, frikativ, stimmhaft, stimmlos, labial, dental u.a.) oder auditiver Art (laut-leise, akzentuiert-unbetont, geräuschhaft-klangvoll, kurz-lang, dumpf-klar, tief-hoch u.a.). Nicht-phonetische Eigenschaften sind Eigenschaften, die ein phonetisches Gebilde oder seine Elemente nicht hinsichtlich seiner spezifisch-phonetischen Beschaffenheit beschreiben. Lautgebilde mit solchen nicht-phonetischen Eigenschaften sind symbolfähig, weil sie die jeweiligen Bedeutungen nicht nur bezeichnen, sondern in gewisser Weise abbilden.<sup>128</sup> Der nicht-phonetische Eigenschaftskomplex eines phonetischen Gebildes wird von Ertel als Lautcharakter genannt, der gleichbedeutend ist mit Bezeichnungen wie *Lautbedeutsamkeit*, *Lautmetapher* und *Eindrucksqualität* (ebd.). Experimentiell hat Ertel zeigen können, dass Lautcharaktere sich dimensional durch die drei bekannten Allgemeinqualitäten Valenz, Potenz und Erregung beschreiben lassen.<sup>129</sup>

Um die Lautqualität der kleinsten phonetischen Einheiten festzustellen, hat Ertel experimentiell Konsonanten und Vokale der deutschen Sprache untersucht. Die dimensiondefinierenden Begriffswörter für die Untersuchungen von Konsonanten sind: E (Erregung): Allegro-Andante, Schnelligkeit-Langsamkeit, Eile-Gemächlichkeit; V (Valenz): Wohlklang-Mißklang, Annehmlichkeit-Verdruß, Freude-Freudlosigkeit; P (Potenz): Härte-Weichheit, Mächtigkeit-Fügsamkeit, Überlegenheit-Ergebenheit.<sup>130</sup> Die Analysen ergeben folgende Ergebnisse:

- (1) Die E- und P-Qualitäten werden ausgeprägter oder interindividuell einheitlicher erlebt als die V-Qualitäten. Konsonanten unterscheiden sich lautqualitativ vorwiegend hinsichtlich

---

<sup>127</sup> Vgl. ebd.

<sup>128</sup> Vgl. Ertel 1969: 45.

<sup>129</sup> Vgl. Ertel 1969: 49ff.

<sup>130</sup> Vgl. Ertel 1969: 93.

der Potenz-(P) und kovariierend hinsichtlich der Erregungsqualitäten (E). Den Mittelwert der E +P-Dimensionswerte bezeichnet Ertel als Dyn(Dynamik)-Wert der Konsonanten.<sup>131</sup>

(2) In der Dynamik-Qualität der plosiven Konsonanten überwiegt der P-Anteil, in der Dynamik der frikativen Konsonanten der E-Anteil.<sup>132</sup>

(3) Plosive Konsonanten haben höhere Dynamikwerte als vergleichbare nasale.<sup>133</sup>

(4) Zwischen stimmlosen und stimmhaften Konsonanten bestehen die größten Dynamik-Unterschiede. Stimmlose Konsonanten haben dynamische, stimmhafte haben adynamische Qualitäten.<sup>134</sup>

(5) Ein Konsonant ist umso dynamischer, je weiter hinten er artikuliert wird.<sup>135</sup>

Bei den Untersuchungen von Vokalen sind die dimension-definierenden Begriffe: E: Bewegung-Ruhe, Erregung- Beruhigung, Geräusch-Stille; V: Annehmlichkeit-Verdruß, Freude-Freudlosigkeit; P: Mächtigkeit-Fügsamkeit, Überlegenheit-Ergebenheit, Kraft-Zartheit. Die Ergebnisse sind folgende:

(1) Vorn artikuliert Vokale sind *erregender* (E+) als hinten artikuliert.

(2) Die Vokalfrequenzen hängen mit den E-Werten bzw. den P-Werten zusammen.<sup>136</sup>

(3) Die Qualität der ungerundeten Vokale ist *erregender* (E+) als die der gerundeten Vokale (E-).<sup>137</sup>

(4) Das lautqualitativ durchschlagendste Merkmal ist die *Vokalquantität* (Dauer): Kurze Vokale wirken *erregender* als lange.<sup>138</sup>

Ertel hat u.a.auch über Ergebnisse anderer Autoren berichtet. Nach Sapirs (1929) entspricht die *Größen*-Rangordnung von Vokalen der Reihenfolge (i), (e), (ɛ), (ae/æ), ( a ). (i) ist der *kleinste*, (a) der *größte* Vokal (Ertel 1969: 109). Nach Newman ist der Vokal (u) *kleiner* als (a), doch *größer* als (i). Hinsichtlich der hell-dunkel-Kategorien, die stark E-dimensioniert sind, kommt Newman zu dem Ergebnis: (i) ist der *hellste* Vokal, dann folgen (ae/æ), (a), (ɔ), und (u) ist der *dunkelste* Vokal (ebd.).

---

<sup>131</sup> Vgl. Ertel 1969: 94,112.

<sup>132</sup> Vgl. ebd..

<sup>133</sup> Vgl. Ertel 1969: 97,112.

<sup>134</sup> Vgl. ebd.

<sup>135</sup> Vgl. ebd.

<sup>136</sup> Vgl. Ertel 1969: 106, 112.

<sup>137</sup> Vgl. Ertel 1969: 104,112.

Ertel vertritt die Hypothese, dass zwischen dem Lautcharakter des Kunstwortes und dem Bedeutungscharakter des Begriffswortes ursprüngliche Ähnlichkeitsbeziehungen allgemeinqualitativer Art bestehen.<sup>139</sup> Die Lautsymbolik sinnfreier Lautgebilde (Kunstwörter) ist aber nur eine potentielle Symbolik.<sup>140</sup> Lautgebilde sind reell symbolisch, wenn sie als Wort-Lautgebilde, d.h. als sprachliche Zeichen verwendet werden, deren Allgemeinqualität (Bedeutungscharakter) zur Allgemeinqualität des lautlichen Zeichens (Lautcharakter) in einem Stimmigkeitsverhältnis steht.<sup>141</sup> In jedem Fall kann man aber lautsymbolische, laut-asymbolische und laut-antisymbolische Beispiele im Wortschatz einer Sprache finden.<sup>142</sup> Lautsymbole sind solche Wörter in einer Sprache, die zu der ihnen zugewiesenen Bedeutung passen. Laut-Asymbole sind solche, die zu ihrer Bedeutung in einem neutralen Verhältnis stehen. Laut-Antisymbole sind solche Fälle, die zu ihrer Bedeutung in einem Gegensatzverhältnis stehen.<sup>143</sup> Im Zusammenhang mit einer Theorie des Sprachursprungs ist von psychologischer Seite her durchaus anzunehmen, dass die Lautsymbolik als eine der Wortprägungsmöglichkeiten zu betrachten ist.<sup>144</sup> Lautsymbolische Erscheinungen sind nach Ertel (1969: 141) an einzelne Wörter gebunden und von der Struktur der Sprache unabhängig, während der Laut- und Bedeutungswandel von Wörtern eine systemabhängige Angelegenheit darstellt. Die umfassenden sprachlichen Systemveränderungen müssen schonungslos über lautsymbolische Wörter hinweggegangen sein, Ausnahme-Entwicklungen bei einzelnen Wörtern sind auf der anderen Seite aber auch nicht auszuschließen.<sup>145</sup> Hinsichtlich der Hypothese, dass Lautsymbolik zur Zeit des Sprachursprungs eine stärkere wortformbeeinflussende Rolle gespielt hat, hat Ertel statistisch einen lautsymbolischen Vergleich zwischen früheren und späteren Wort-Formen aus sieben Sprachen durchgeführt. Die Ergebnisse zeigen, dass frühe Wortformen lautsymbolisch stärker ausgeprägt sind als spätere. Damit wird festgestellt, dass Wörter nach ihrem phonetischen Wandel weniger lautsymbolische Eignung besitzen als vorher, und der systematische phonetisch-semantische Wandel muss die lautsymbolischen Laut-Sinn-Zusammenhang der

---

<sup>138</sup> Vgl. Ertel 1969: 102,112.

<sup>139</sup> Vgl. Ertel 1969: 54.

<sup>140</sup> Vgl. Ertel 1969: 114, 156.

<sup>141</sup> Vgl. Ertel 1969: 156.

<sup>142</sup> Vgl. Ertel 1969: 157.

<sup>143</sup> Vgl. ebd.

<sup>144</sup> Vgl. Ertel 1969: 113, 140.

<sup>145</sup> Vgl. Ertel 1969: 141.

Wörter im Ganzen gelockert haben.<sup>146</sup> Dieser Befund spricht nach Ertel (1969: 159) deutlich für eine Beteiligung der allgemeinqualitativen Prozesse bei der Entstehung der Sprachen.

Die These Ertels über die Lautsymbolik sinnvoller sprachlicher Zeichen kann die Hypothese Humboldts stützen, dass die phonetische Technik bzw. die lautsymbolische Bezeichnung zur Entstehung der Lautform einer Sprache beigetragen hat. Dies bedeutet, dass die Lautsymbolik ein Mittel zur Sprachschöpfung ist. Um eine neue Analogie herzustellen, kann man dieses Mittel offensichtlich wiederholt verwenden. Eine neue, d.h. prädikatlogisch und grammatisch unbekannte G-e-L-Verbindung kann lautsymbolisch dadurch hergestellt werden, dass man eine sinnfreie d.h. morphologisch unbegründete Lautgestalt *erfindet*, die solche allgemeinqualitativen Merkmale bezeichnen kann, die der Erkenntnisgegenstand (G) bei einem Individuum anregen. Nach diesem Prinzip werden in Kapitel 5 ausgewählte deutsche Markennamen als kreative Bildungen analysiert.

#### 3.3.4.2 Zur intellektuellen Technik der Sprache bzw. der analogischen Bezeichnung

Bei Sprachkreativität kommt die intellektuelle Technik zum Zuge, wenn es sich bei der Lauteinheit L um eine morphologisch definierbare Lautgestalt handelt. Das heißt, dass innerhalb der jeweiligen Sprachgemeinschaft bestimmte Verbindungen von G, e und L schon bekannt und intersubjektiv akzeptiert sind. Kreative Sprachtätigkeiten mit einer morphologisch bekannten Lauteinheit vollziehen sich dadurch, dass die Lauteinheit L mit einer neuen Ideenform (Merkmal) bzw. einem anderen Gegenstand verbunden wird. Es entsteht also eine neue Verbindung, die prädikatlogisch und grammatisch unbekannt ist. Im folgenden wird versucht, die intellektuelle Technik der Sprache bzw. den Prozeß der analogischen Bezeichnung ansatzweise zu explizieren.

Ich gehe davon aus, dass der Humboldtsche Begriff *Begriff* eine umfassende kognitive Bedeutung hat und weder rein logisch noch rein psychologisch aufgefasst werden darf. So können die Ideenformen nicht nur im logischen Sinne, sondern auch im psychologischen Sinne realisiert werden. In Anlehnung an Rapoport (1972: 130ff) unterscheide ich zwischen Merkmalen (Konnotationen) im logischen Sinne  $x(l)$  und Merkmalen (Konnotationen) im psychologischen Sinne  $x(p)$ . Die  $x(l)$ -Merkmale beziehen sich auf Merkmale und Eigenschaften eines Gegenstands in der realen Sachwelt,  $x(p)$ -Merkmale sind Wertungen, Gefühle, d.h. Einstellungen, die ein Individuum dem Gegenstand gegenüber eingenommen

---

<sup>146</sup> Vgl. Ertel 1969: 147.

hat. Zu betonen ist, dass sowohl  $x(l)$  als auch  $y(p)$  mentaler Natur sind und sich mit der Unterscheidung zwischen Konkretum und Abstraktum nicht vergleichen lassen. Konkretum und Abstraktum sind keine Bedeutungskategorien, sondern Erscheinungskategorien der Referenten.<sup>147</sup>

In der *Kawi-Einleitung* hat Humboldt die analogische Bezeichnung nur allgemein als *Analogie der Begriffe und der Laute* bezeichnet. Es handelt sich nach Humboldt um eine Darstellung des Zusammenhangs *des intellektuell Erzeugten in einem ähnlichen Zusammenhange der Sprache* (S. 454). Um die intellektuelle Technik als eine Technik der Sprache zur Bildung einer neuen Analogie (G-e-L-Verbindung) zu explizieren, muss zunächst klar gestellt werden, in welchen Zusammenhängen die Begriffe bzw. Ideenformen zueinander stehen können. Diesbezüglich gehe ich von dreierlei Zusammenhängen aus: **Merkmalsgleichheit**, **Merkmalsverwandtschaft** und **Merkmalskontrast**. Folglich müssen die entsprechenden sprachlichen Lauteinheiten zueinander ebenfalls im Zusammenhang der Gleichheit, der Verwandtschaft bzw. im Kontrast stehen. Dies lässt sich wie folgt darstellen:

Angenommen ist die Verbindung  $G_1, x_1$  und  $L_1$  in den vorhandenen Sprachanalogien bekannt, wobei  $L_1$  morphologisch definierbar ist. Die Verbindung  $G_2, x_2$  und  $L_2$  soll die analog zu der bekannten Verbindung  $G_1, x_1$  und  $L_1$  hergestellte neue Analogie darstellen. Das Zustandekommen der neuen Analogie in Form von der  $G_2$ - $x_2$ - $L_2$ -Verbindung sollte sich nach den folgenden Verfahren vollziehen:

Bei **Merkmalsgleichheit** gilt es:  $x_1 = x_2$ . Das bedeutet, dass das Individuum bzw. der Sprecher bei  $G_1$  und  $G_2$  ein gleiches Merkmal feststellt. Folglich gilt es:  $L_1 = L_2$ . Es entsteht dann die neue Analogie-Verbindung  $G_2$ - $x_1$ - $L_1$  bzw.  $G_2$ - $x_2$ - $L_2$ .

Bei **Merkmalsverwandtschaft** gilt es:  $x_1 \approx x_2$ . Das bedeutet, dass das Individuum bei  $G_1$  und  $G_2$  verwandte Merkmale feststellt. Folglich gilt es:  $L_1 \approx L_2$ . Die neue Analogie-Verbindung  $G_2$ - $x_2$ - $L_2$  entsteht, wobei  $x_1$  und  $x_2$ ,  $L_1$  und  $L_2$  in einer Verwandtschaft bzw. Ähnlichkeit stehen.  $L_1$  kann aus dem Lautsystem ausgewählt werden, um  $x_2$ , d.h. verwandte Merkmale zu repräsentieren.

---

<sup>147</sup> Vgl. Müller 1995: 18.

Bei **Merkmalskontrast** gilt es:  $x_1 \neq x_2$ . Das bedeutet, dass das Individuum bei  $G_1$  und  $G_2$  kontrastive Merkmale feststellt. Folglich gilt es:  $L_1 \neq L_2$ . Die neue Analogie-Verbindung  $G_2$ - $x_2$ - $L_2$  entsteht, wobei  $x_1$  und  $x_2$ ,  $L_1$  und  $L_2$  im Kontrast stehen.<sup>148</sup>

Es ist davon auszugehen, dass kreative Wissenseinheiten als neu erfundene Verbindungen zwischen  $G$ ,  $e$  und  $L$  ontologisch ebenfalls funktional bestimmt sind. Im Gegensatz zu der funktional-ontologischen Grundlage der grammatisch codierten Wissensentitäten besitzt die kreativ hergestellte, merkmalsmäßige  $G'$ - $e$ - $L'$ -Analogie ursprünglich nur eine individuelle Gültigkeit. Sie gilt zunächst nur für den jeweiligen Sprecher bzw. Sprachschöpfer. Erst wenn diese funktionale Wissenseinheit auch von anderen erkannt bzw. akzeptiert wird, gewinnt sie einen größeren Raum an Gültigkeit. Außerdem ist der Referenzbereich der Lauteinheit bei Sprachkreativität, im Gegensatz zu der prädikatlogisch-substantiellen bzw. grammatisch-prototypischen Festlegung, grundsätzlich als unbestimmt bzw. situativ bestimmt zu betrachten. Da Merkmale in bezug auf ihre Referenten sich gegenseitig nicht ausschließen, ist davon auszugehen, dass sie keine referentielle bzw. lautliche Identität besitzen.

Die stufenweise Differenzierung der Wissensbasis einer individuell-sprachlichen Analogiebildung wird in dem nachfolgenden Schema zusammengefasst.

	Prädikatlogische Codierung	Grammatische Codierung	Kreative Codierung
Codierungsgrad	übercodiert	untercodiert	individuell codiert
Gültigkeitsgrad	allgemeinstes Wissen	gültig für eine Sprachgemeinschaft-	gültig für ein Individuum
Wissen über	G-e-L-Isomorphie Ganz-Teil-Beziehung	funktionale G-e-L- Verbindungen synthetische Relation	situative Merkmalsbildung
Referenzbereich der Lauteinheit	substantiell bestimmt	prototypisch bestimmt	Unbestimmt bzw. Situativ bestimmt

<sup>148</sup> Diese drei Verfahren werden in Kapitel 4.5 am Beispiel einiger kreativer Wortbildungen näher erklärt.

## 4 Aspekte eines Modells der Wortbildungsbeschreibung

### 4.0 Vorbemerkung

In Kapitel 3.0 wird der Grundgedanke eines Wortbildungsmodells festgelegt, dass man je nach dem, ob man die vorhandene Lautform bzw. Analogie einer Sprache wiederherstellt oder eine neue Analogie erzeugt, zwischen zwei Hauptarten der Wortbildungen unterscheiden könne. Da man unter dem Gesichtspunkt der Abduktion die Wiederherstellungen der vorhandenen Analogien in prädikatlogisch-übercodierte Sprachbildungen und grammatisch-uncodiert Sprachbildungen teilen kann, kann man drei Haupttypen der Wortbildungen voneinander abgrenzen: **übercodierte Wortbildungen**, wobei das prädikatlogisch codierte Gesetz in die Hauptprämisse der sprachlichen Abduktion eingeht; **uncodiert Wortbildungen**, die sich nach grammatisch codierten Gesetzen vollziehen und **kreative Wortbildungen**, die kreatives Wissen repräsentieren.

### 4.1 Zur Basis einer Wortbildungsbeschreibung

Im folgenden wird versucht, durch eine Erörterung des Wortbildungsmodells Rickheits die Basisfunktion des Wahrnehmungstyps für eine abduktiv orientierte Wortbildungsbeschreibung zu erklären.

Rickheit lehnt den Begriff des Morphems ab und geht in ihrer Wortbildungsbeschreibung von der prinzipiellen Variabilität der Wortbedeutung aus.<sup>149</sup> Sie konzipiert den Begriff *Wortkonzept* und betrachtet ihn als Basis einer Wortbildungsbeschreibung.<sup>150</sup> Aufgrund des Begriffs des Wortkonzepts definiert Rickheit Wortbildung als Konzeptbildung. Wortbildung als Konzeptbildung stellt nach Rickheit konzeptuelle Interaktionen bzw. Abstimmungen zweier wortinternen Konstituenten dar, deren Realisierungsmöglichkeiten durch das System globaler Kategorien vorbestimmt bzw. beschränkt sind.<sup>151</sup> Die Hauptinhalte des Modells Rickheits lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Im Gegensatz zur syntaktisch orientierten Wortbildungstheorie, die analog zur phrasalen Struktur eine hierarchische Baumstruktur für wortinterne Syntagmen annimmt, schlägt Rickheit eine flache zweigliedrige Konstituentenstruktur als semantische Repräsentation

---

<sup>149</sup> Vgl. Rickheit 1993: 12.

<sup>150</sup> Vgl. Rickheit 1993: 238, 241, 282.



komplexer Wörter vor. Dabei vertritt Rickheit die These, dass die semantische Struktur und die morphologische Struktur komplexer Wörter nicht isomorph sind.<sup>152</sup> Wortkonstituenten sind entweder als Stämme oder als Derivative aufzufassen. Rickheit hat Stämme und Derivative folgendermaßen charakterisiert:

*Stämme stellen eine sowohl formal als auch inhaltlich erkennbare Beziehung zu den entsprechenden Einheiten des Lexikons her. Derivative sind Segmente ohne lexikalische Entsprechung. Sie operieren auf Stämme, indem sie morphologische, syntaktische und semantische Veränderungen bewirken, die für das komplexere Wort konstitutiv sind.* (Rickheit 1993:286)

Mit der Bildung *Kannenkran* versucht Rickheit zu zeigen, dass Kompositionsprozesse als Prozesse rekonstruiert werden können, in denen ein Wortkonzept der einen Stammkonstituente ein spezifisches Attribut im Wortkonzept der jeweils anderen Stammkonstituente instantiiert (Rickheit 1993: 282). Rickheit schreibt, dass es für die Semantik des komplexen Worts interkonzeptuell mehrere Relationierungsmöglichkeiten gäbe (Rickheit 1993: 282). Die Richtung der konzeptuellen Instantiierung kann von der ersten Stammkonstituente zur zweiten, oder umgekehrt von der zweiten Stammkonstituente zur ersten, oder beides gleichzeitig verlaufen. Welche dieser sprachsystematisch möglichen Relationierungen im konkreten Einzelfall sich realisiert, hält Rickheit nicht für eine Frage des Wortbildungssystems, sondern eine Frage der Bedeutungskonstitution, die u.a. auch referentiellen Faktoren berücksichtigen muss.<sup>153</sup> Rickheit betont jedoch, dass die Relationierungsmöglichkeiten nichts anderes sind als die Beziehungen zwischen globalen Konzepten und daher eine begrenzte Anzahl haben.<sup>154</sup>

Derivationsprozesse können nach Rickheit als Prozesse beschrieben werden, in denen das Derivat auf ein komplettes Wortkonzept der Stammkonstituente oder auf eine Teilstruktur daraus angewendet wird (Rickheit 1993: 283). Die konzeptuelle Interaktion zwischen dem Derivat und der Stammkonstituente liegt darin, dass das Derivat die Stammkonstituente subkategorisiert, indem es eine Auswahl bzw. Fokussierung von sortal und syntaktisch festgelegten Strukturen, die im Wortkonzept der Stammkonstituente angelegt sind, einnimmt<sup>155</sup> und das ausgewählte Argument in das abgeleitete Wortkonzept instantiiert.<sup>156</sup>

---

<sup>151</sup> Vgl. Rickheit 1993: 240, 241, 268f.

<sup>152</sup> Vgl. Rickheit 1993: 293.

<sup>153</sup> Vgl. Rickheit 1993: 283.

<sup>154</sup> Vgl. Rickheit 1993: 283.

<sup>155</sup> Vgl. Rickheit 1993: 283, 180.

Durch so eine sortale Umorganisation entsteht auf dem Basis des Wortkonzepts der Stammkonstituente bzw. des einfacheren Worts ein neues komplexes Wort sowie dessen Repräsentation. Ein Beispiel: waschen → auswaschen.<sup>157</sup> Die Struktur des zugrundeliegenden Wortkonzepts bestimmt, welche semantische Funktion des Derivativs jeweils aktuell werden kann.<sup>158</sup> Die konkrete Bestimmung kann nach Rickheit durch einen Vergleich von Wortkonzepten des einfachen und des abgeleiteten Worts ermittelt werden.<sup>159</sup>

Die allgemeinen semantischen Relationen, die nach Rickheit durch Wortbildungsprozesse lexikalisch realisiert werden können, werden durch eine Beobachtung von stammgleichen Substantiven und Verben ermittelt. Rickheit nimmt an, dass bestimmte, für Beziehungen zwischen stammgleichen Wörtern konstitutiven semantische Relationen auch bei morphologisch expliziten Derivaten und bei Kompositionsstrukturen eine Rolle spielen. (Rickheit 1993: 266) Um die semantische Relationierbarkeit stammgleicher Verben und Nomen festzustellen, unternimmt Rickheit (1993: 267f) einen Vergleich der verbalen Lexemsemantik mit der nominalen. Auf diese Weise hat sie sechs wesentliche Relationen festgestellt:

(1)Medium-Relation bzw. Instrument-Relation

Beispiele: Flötenspiel, Messerstich, Schnürhaken, Signalpfeiff

(2)affiziertes Objekt-Relation (= addiertes Objekt + distanziertes Objekt)

Beispiele: Bratwurst, Waldbrand, Müllabfuhr

(2)a Thema-Relation

Die Relation affiziertes Objekt bezeichnet Fälle, in denen eine der Stammkonstituenten als EREIGNIS interpretiert wird. Die Thema-Relation bezieht sich auf Fälle, in denen eine der Stammkonstituenten als ZUSTAND interpretiert wird. Ein Beispiel: Kopfschmerz.

(3)Resultat-Relation

Beispiele: Bißwunder, Schmerzscrei, Erfrischungsbad, Schlaganfall

(4)Situationstyp-Relation mit dem Attribut Funktion

Beispiele: Kannenkran, Kaffeesahne, Postbote

(5)Ort-Relation

Beispiele: Gartenbank, Küchentisch, Musiksaal, Telefonzelle

---

<sup>156</sup> Vgl. Rickheit 1993: 254.

<sup>157</sup> Vgl. Rickheit 1993: 179ff.

<sup>158</sup> Vgl. Rickheit 1993: 283.

## (6)Aktor-Relation

Beispiele: Schülerversammlung, Tagungsteilnehmer, Fensterputzer

Die genannten 6 Beziehungen sind insbesondere konstitutiv für die Kategorie SITUATION. Darüber hinaus erörtert Rickheit auch die Beschränkungen der semantischen Relationen zwischen Wortkonstituenten durch globale, nichtsituative Kategorien PERZEPTION, SUBSTANZ, KÖRPER, STRUTUR und WERTUNG, wobei hauptsächlich die Attribute *Struktur*, *Perzept* und die Kategorie WERTUNG mit den Attributen *Merkmalstyp* und *Vergleichungsgröße* (Rickheit 1993: 279ff) konstitutiv sind.

### (1) Struktur-Attribut

Strukturelle Eigenschaften, die mit einer der Stammkonstituenten verbunden sind, werden durch die andere Konstituente ausgedrückt. Beispiele: Federkleid, Fettbutter, Gitterrost.

### (2) Perzept-Attribut

Visuelle, auditive, taktile, olfaktorische, gustatorische und kinesthetische Wahrnehmungskategorien sind für die Relationierungen von Wortkonstituenten komplexer Wörter konstitutiv. Beispiele: Rotkohl, Haarsträhne, Wassertropfen

### (3) WERTUNG-Kategorie

Beispiele: Minikleid, Pulverschnee

Schließlich hat Rickheit (1993: 281) noch lexikalische Realisierungen von zeitlichen Beziehungen zwischen Entitäten erörtert. Beispiele: *Oktoberfest*, *Sommerabend*.

Das Beschreibungsmodell Rickheits unterscheidet sich von den klassischen Beschreibungen v.a. dadurch, dass sie die Wortstruktur nicht morphologisch, sondern konzeptuell bzw. sortal auffasst, womit u.a. dem Tatbestand, dass die morphologische Struktur und die semantische Struktur komplexer Wörter nicht isomorph sind,<sup>160</sup> gerecht wird. Bei einer genaueren Betrachtung des Begriffs *Wortkonzept* kann das Modell Rickheits als eine kognitiv orientierte Lexikonbeschreibung charakterisiert werden. In der Konzeption des Wortkonzepts handelt es sich um eine konzeptuelle Abbildung der linguistischen Einheit *Wort* (Rickheit 1993: 173). Als Beziehungsgefüge weisen Wortkonzepte eine nur kategoriell spezifizierte Struktur auf,<sup>161</sup> die drei Komponenten enthält: syntaktische Kategoriezugehörigkeit, sortalen Index und Subkategorisierung. Die syntaktische Kategoriezugehörigkeit bezeichnet die Wortartzugehörigkeit des Worts. Der sortale Index weist auf eine bestimmte Position im

---

<sup>159</sup> Vgl. Rickheit 1993: 284.

<sup>160</sup> Vgl. Neuhaus 1977:206.

<sup>161</sup> Vgl. Rickheit 1993: 187.

Sortensystem hin und indiziert die referenzunabhängigen Teile des Weltwissens, die mit dem jeweiligen Wortkonzept assoziiert werden können. Der sortale Index bzw. die sortale Kategorie impliziert ihrerseits weitere semantische bzw. sortale Argumente, die durch entsprechende syntaktische Positionen zu belegen sind. Dieses Wissen wird in einem Wortkonzept an der Position Subkategorisierung zur Verfügung gestellt. Die Subkategorisierung gibt Wissen über mögliche syntaktische Kontexten unter bestimmten semantischen Bedingungen an.<sup>162</sup> Die These, dass die Wortbildung eine auf dem Wortkonzept basierende Konzeptbildung ist, impliziert, dass Wortbildungen Prozesse darstellen, wodurch ein neues Wortkonzept analog zu einem im Lexikon vorhandenen Wortkonzept generiert wird. Dies lässt sich wie folgt nachvollziehen:

Hinsichtlich der Frage nach der Feststellung von Sprachunterschieden schreibt Rickheit, dass Sprachen sich offensichtlich in ihrer perzeptuellen und konzeptuellen Expliziertheit unterscheiden:

*Mit perzeptueller Expliziertheit sind die Möglichkeiten einer Sprache gemeint, Sinneswahrnehmungen ausdrücken zu können. [...] Die Ausdrucksmöglichkeiten einer Sprache für Funktions- und Handlungszusammenhänge als ihre konzeptuelle Expliziertheit bezeichnen* (Rickheit 1993: 198).

Dies impliziert, dass in einer Sprache generell vorbestimmt wird, welche Aspekte eines Referenzobjekts sprachlich fokussiert bzw. markiert werden können. Solche sprachsystematisch fokussierte Aspekte stellen die konzeptuellen Ausschnitte dar, die durch die jeweilige Sprachbildung lautlich repräsentiert werden können. Das Modell des Wortkonzepts von Rickheit gibt an, welche Aspekte eines Referenzobjekts, repräsentiert durch sortale Indexe in der Subkategorisierung, sprachsystematisch, repräsentiert durch syntaktische Kategorie, syntaktische Positionen und Kontexte, fokussiert werden können.<sup>163</sup> Solche sprachsystematisch fokussierten Aspekte geben an, in welchen Richtungen Wörter neu gebildet werden können.<sup>164</sup> Wie die Semantik der Verben zeigt, bietet das Wortkonzept strukturelle Formate, die in einer aktuellen Wortbildung mit konkreten Ausdrücken instantiiert werden. Analog zu einem vorhandenen Wortkonzept werden also durch Wortbildungsprozesse weitere Wortkonzepte generiert bzw. gebildet.

---

<sup>162</sup> Vgl. Rickheit 1993: 175.

<sup>163</sup> Beispiel *waschen*, Rickheit 1993: 172, 178.

<sup>164</sup> Beispiele *auswaschen* *Auswaschung*, Rickheit 1993: 179, 182.

Die zentrale Rolle des Lexikons hat Rickheit (1993: 181) in ihrer Beschreibung auch eindeutig expliziert. Sie schreibt, dass die auf der Basis der Wortkonzepte vorgenommene Beschreibung der Wortbildungsprozesse voraussetzt, dass die für einen Wortstamm zentralen Wortkonzepte sowie die grundlegenden semantischen Funktionen von Derivativen bekannt sind. Beides könne als im Lexikon bzw. im Wortbildungssystem konzeptuell vorgegeben angesehen werden.<sup>165</sup> Ihr Ansatz erklärt nur *die systematisch möglichen Beziehungen zwischen der Bedeutung des in einem bestimmten Diskurszusammenhang vorkommenden Worts und seiner lexematischen Basis* (Rickheit 1993: 284).

Es scheint, dass die auf dem Wortkonzept basierenden Beschreibungen solange gut funktionieren können, wenn mindestens eine Konstituente konzeptuell eine verbale Lexembasis hat. Probleme können auftreten, wenn ein nominales Kompositum aus zwei Konstituenten besteht, die konzeptuell nur nominale Lexembasis aufweisen. Dies zeigt sich insbesondere bei Bildungen mit der Relation *Situationstyp*.<sup>166</sup> Diesbezüglich erklärt Rickheit (1993: 275), dass ein Situation-Konzept funktional in einem Konstituentenkonzept *mitverstanden* werden kann. Diese Erklärung ist insofern nicht zu akzeptieren, als sie dem Konzeptionsprinzip des Wortkonzepts als konzeptuelle Abbildung des Lexikoneintrags widerspricht. Eine Tatsache ist, dass ein nominales Wortkonzept im Rahmen des Lexikons keine funktionale Aspekte aufweist. Die funktionale Relation zwischen zwei nominalen Wortkonzepten ist aber nicht schon vorher im Wortkonzept der jeweiligen Lexembasis enthalten, sie entsteht erst im Wortbildungsprozess. Diesbezüglich hat schon Olsen in einem anderen Zusammenhang zeigen können, dass beispielsweise die Zweck-Relation als Wortbildungsmittel nicht vom Lexikon erfasst werden kann.<sup>167</sup> Außerdem kann das auf dem Wortkonzept basierte Wortbildungsmodell lexikalisierte Bildungen nicht beschreiben.<sup>168</sup>

Damit wird deutlich, dass das Wortkonzept als Abbildung des Worts bzw. des Lexems, auch wenn es einen konzeptuellen bzw. kognitiven Charakter hat, nicht angemessen ist, um Wortbildungsprozesse semantisch zu beschreiben. Die Unzulänglichkeit des Wortkonzepts ist meiner Ansicht nach v.a. darauf zurückzuführen, dass das Wortkonzept im Rahmen des Lexikons, d. h. einer vorhandenen Sprache konzipiert ist und damit den kreativen Aspekt der Wortbildung nicht berücksichtigt. Wenn ein Modell der Wortbildungsbeschreibung das Ziel hat, die natürlichen Prozesse der Wortbildungen zu rekonstruieren, dann wird ein so

---

<sup>165</sup> Vgl. Rickheit 1993: 241.

<sup>166</sup> Vgl. Beispiele: Kannenkran, Kaffeesahne, Postbote.

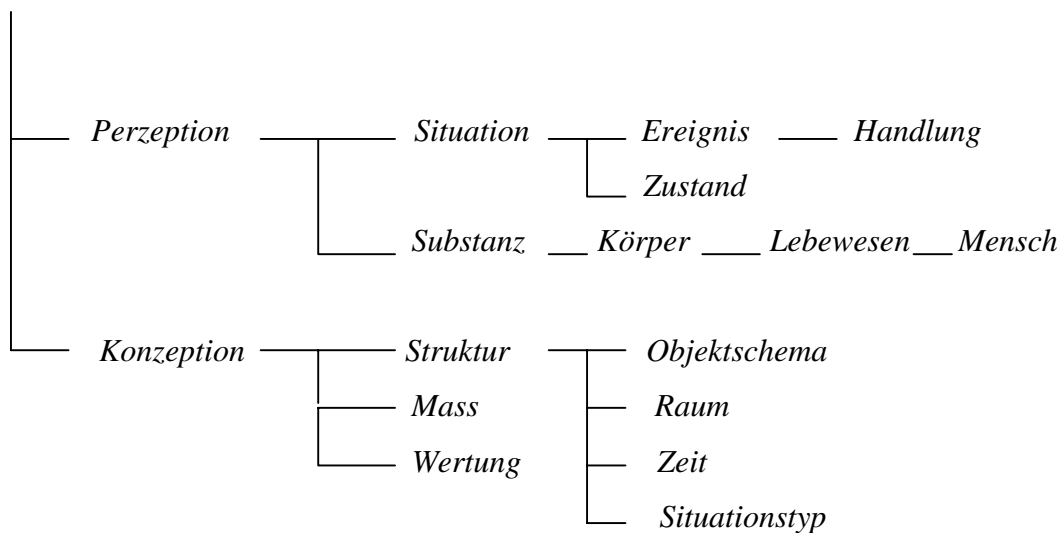
<sup>167</sup> Vgl. Olsen 1988: 91ff.

konzipierter Begriff mit der Basisfunktion überfordert. Wortbildungen als geistige Tätigkeit vollziehen sich nicht auf der Basis des Lexikons, sondern auf der Basis der menschlichen Wahrnehmung, worunter ich den umfassenden Begriff der allgemeinen menschlichen Kognition<sup>169</sup> verstehe. Das Lexikon stellt für Wortbildungsprozesse nur sprachlautliche Materialien bereit, ist aber keine allgegenwärtige Grundlage für eine geistige Tätigkeit.

Wenn man nicht das Wortkonzept, sondern die individuelle Wahrnehmung als Basis einer Wortbildungsbeschreibung betrachtet, dann müssen die individuellen Wahrnehmungen systematisiert werden können. Diesbezüglich gehe ich von der Ideenform bzw. von dem Sortensystem aus. Globale Kategorie stellen nach Rickheit (1993: 209) konzeptuelle Raster dar, die Wahrnehmungen kategoriell erfassen und damit Bedeutungen konstruieren. In ihrer Wortbildungsbeschreibung hat sich Rickheit auf die globalen Kategorien konzentriert, die in den Hauptzügen wie folgt darzustellen sind:

Abbild: Das Modell globaler Kategorien von Rickheit (1993: 237)

*Bedeutungsaspekte*



Man kann dieses Modell umgestalten. Wenn man Raum als Objektkonfiguration und Zeit als Situationsfolge betrachtet<sup>170</sup>, dann handelt es sich bei der Struktur- Kategorie ausschließlich

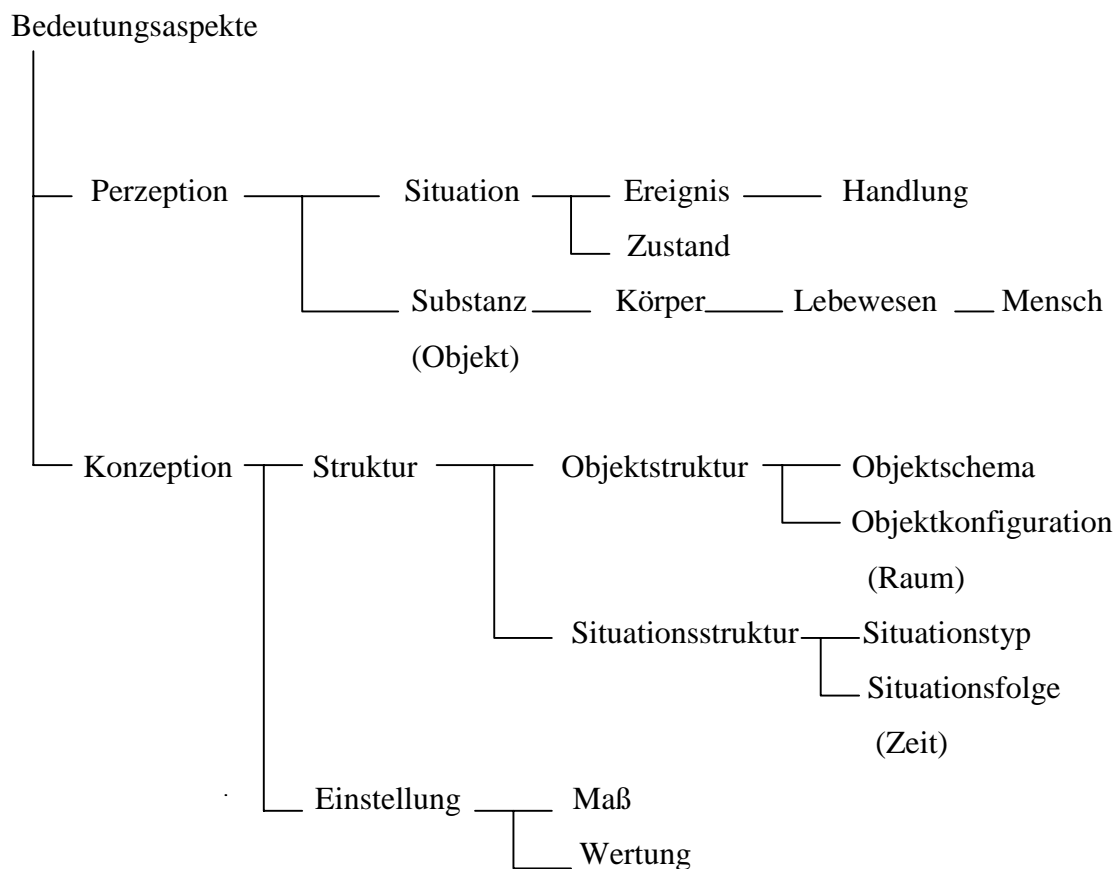
<sup>168</sup> Vgl. Rickheit 1993: 284.

<sup>169</sup> Vgl. Strohner 1995:6ff.

<sup>170</sup> Vgl. Rickheit 1993: 233 .

um die Strukturierung von Objekten (Substanzen) ( einzeln →Objektschema; in Konfiguration → Raum) und Situationen (einzel → Situationstyp; in Folge →Zeit). Die Struktur-Kategorie weist dann eindeutig eine Struktur auf, die mit der der Perzeption in einer parallelen Beziehung steht. Dies entspricht auch dem Tatbestand, dass Perzeption und Konzeption zueinander in einer Interaktion stehen. Außerdem kann man *Maß* und *Wertung* in einer Kategorie zusammenfassen, die die Einstellung gegenüber der Struktur darstellt. Wir haben nun das folgende Modell:

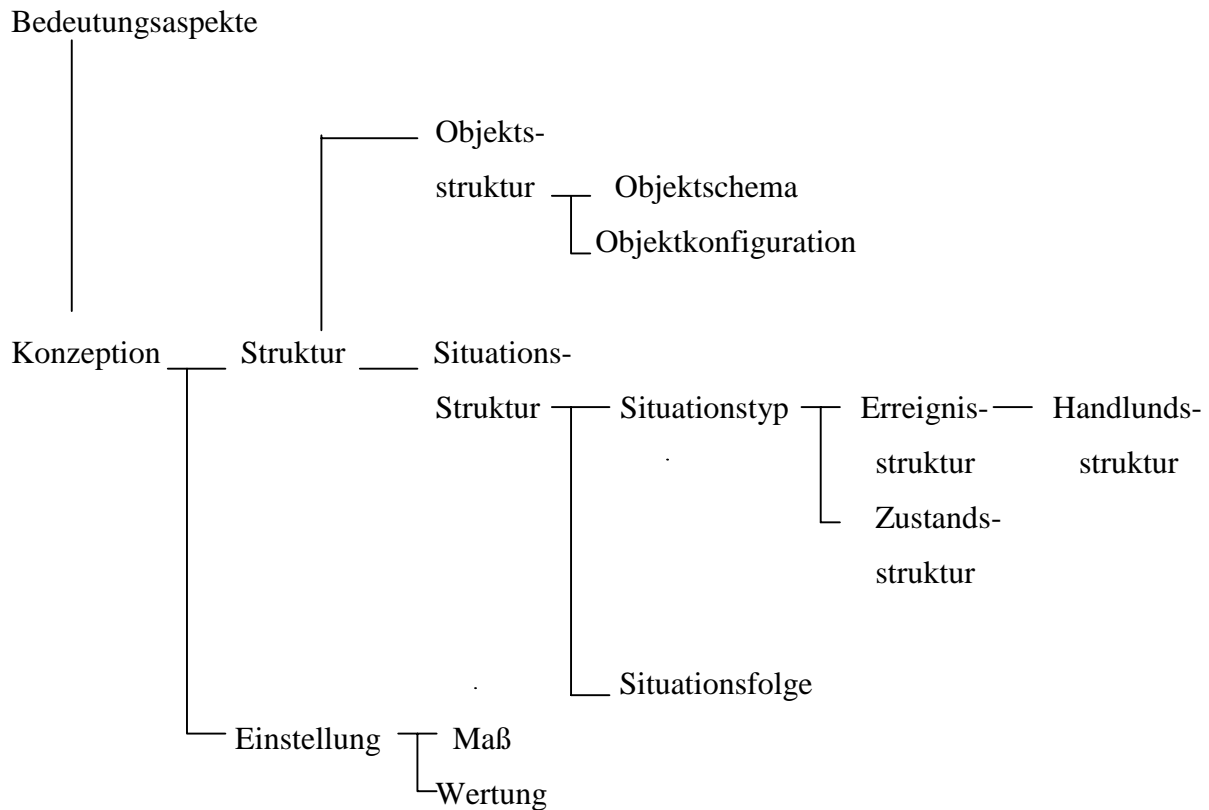
Abbild: die erste Modifikation des Modells Rickheits



Wenn man davon ausgeht, dass Konkretum und Abstraktum keine Bedeutungskategorien sind,<sup>171</sup> dann ist die Unterscheidung zwischen Perzeption und Konzeption als Bedeutungsaspekte überflüssig . Beide sind mentale Strukturen. Außerdem ist ausdrücklich zu betonen, dass die Einstellung auch emotionale Wertungen einschließen kann. So lässt sich das Modell wiederum modifizieren:

<sup>171</sup> Vgl. Müller1995:18.

Abbild: die zweite Modifikation des Modells Rickheit:



Das Modell des Systems globaler Kategorien steht mit der Stufe abgeleiteter Kategorien in sofern im Zusammenhang, als das Objektschema und die Einstellung mit ihren Wertebereichen im konkreten Diskurs mit Merkmalen realisiert werden können. So ist davon auszugehen, dass die zweite Modifikation bündelartig die Struktur des gesamten Sortensystems bzw. der Ideenform repräsentieren könnte.

Damit wird deutlich, dass Wahrnehmungen konzeptuell drei Haupttypen aufweisen können: Objektstruktur, Situationsstruktur und Einstellung. Die erkenntnisfunktionalen Implikationen der sprachlichen Abduktion lassen sich unter dem Gesichtspunkt des Wahrnehmungstyps wie folgt explizieren:

Der individuelle Gegenstand  $G'$  stellt das Wahrnehmungsmaterial (Ideenstoff) dar, das vom individuellen Geist augenblicklich gestaltet wird. Die Wahrnehmungsmaterialien sind die unendliche Vielfalt der Erfahrungswelt, die in einen bestimmten Wahrnehmungstyp (e), also



in Objektstruktur, Situationsstruktur oder Einstellung typologisiert werden können. Die Verbindungen zwischen bestimmtem Wahrnehmungsmaterial und bestimmtem Wahrnehmungstyp machen unsere individuellen Lebenserfahrungen aus, die im Gedächtnis gespeichert werden können. Dadurch bildet sich der Gedächtnisinhalt *G ist e*, wobei G der Typus von G' ist. Dieser Gedächtnisinhalt kann in bestimmtem Zeitpunkt durch Reize an Wahrnehmungsorganen wieder aktiviert werden, dabei vollzieht sich offensichtlich der Prozess der Identifizierung eines bestimmten G' als Token des Typus G. Auf der anderen Seite wird ein Wahrnehmungstyp wieder von einer Lauteinheit L' repräsentiert. Die Verbindungen zwischen bestimmtem Wahrnehmungstyp und bestimmter Lauteinheit machen unsere individuellen Spracherfahrungen aus, die ebenfalls im Gedächtnis gespeichert werden können. Dadurch bildet sich der Gedächtnisinhalt *e ist L*, wobei L der Typus von L' ist. Dieser Inhalt kann durch Reize an Sprachorganen in bestimmtem Zeitpunkt wieder aktiviert werden, wobei L' als Token des Typus L identifiziert wird. Bei einer kreativen Abduktion ist der Gedächtnisinhalt (G-e-L-Analogie) als solcher nicht vorhanden bzw. nicht aktuell. Es handelt sich dabei um eine erstmalige Bildung von G'-e-L'-Analogie. Nach einem sprachpsychologischen Ansatz kann die Aktivierung der Verbindungen von Wahrnehmungsmaterial und Wahrnehmungstyp als der primäre Zugang zum Gedächtnisinhalt, die Aktivierung der Verbindungen von Wahrnehmungstyp und Lauteinheit als der sekundäre Zugang angesehen werden.<sup>172</sup> Dies impliziert u.a., dass Sprachproduktion und Sprachrezeption als gegenseitig umgekehrte Prozesse zu interpretieren sind. Das Sprechen stellt Prozesse dar, in denen ein Wahrnehmungstyp, der bestimmtes Wahrnehmungsmaterial strukturiert, sprachlautlich repräsentiert wird. Das Verstehen bedeutet umgekehrt, hinsichtlich einer sprachlautlichen Repräsentation den entsprechenden Wahrnehmungstyp zu identifizieren. Die Identifizierung eines Wahrnehmungstyps bedeutet wiederum, die jeweilige Verbindung zwischen dem Wahrnehmungstyp und bestimmtem Wahrnehmungsmaterial herstellen zu können, wobei unsere individuellen Lebenserfahrungen oder sekundär erworbenen Kenntnisse angefragt werden.

Diese Überlegungen zeigen, dass der Wahrnehmungstyp in einer sprachlichen Abduktion die Schlüsselfunktion spielt und daher als Basis einer Beschreibung von sprachlichen Abduktionen bzw. Wortbildungen angesehen werden muss. Die Betrachtung des Wahrnehmungstyps als Beschreibungsbasis bedeutet u.a., dass eine Wortbildungsbeschreibung nicht von dem Kompositionsprinzip, sondern holistisch von der

---

<sup>172</sup> Vgl. Lerch/Schlesier 1992: 22.

Struktureinheit der gesamten Bildung ausgeht. Eine abduktive Wortbildungsbeschreibung setzt nicht das für einen Wortstamm zentrale Wortkonzept sowie die grundlegenden semantischen Funktionen von Derivativen, sondern den Wahrnehmungstyp der komplexen Bildung als bekannt voraus. Hinsichtlich den Bildungen wie *Kannenkran*, *Kaffeesahne* und *Postbote* bedeutet es, dass nicht ein Situationskonzept in einem Konstituentenkonzept funktional *mitverstanden* wird, sondern der Wahrnehmungstyp aufgrund der individuellen Lebenserfahrungen als Situationskonzept identifiziert wird und die gesamte Struktureinheit der jeweiligen Bildung definiert. Der Vorteil dieser Beschreibungsweise liegt darin, dass sie den geistigen Charakter der Wortbildungen betont und damit die Nachträglichkeit einer kompositionellen bzw. abstimmenden Beschreibung vermeidet.

Die holistisch von der Struktureinheit ausgehende Wortbildungsbeschreibung schließt auf der anderen Seite nicht aus, dass Wortbildungen eine wortinterne Struktur aufweisen können. Die Beschreibung der wortinternen Struktur setzt jedoch eine differenzierte Betrachtung der Ideenform (e) voraus. In diesem Sinne wird in 4.2 versucht, die abduktive Struktur der Wortbildungen zu formulieren.

#### 4.2 Zur abduktiven Struktur der Wortbildungen

Um die abduktive Struktur der Wortbildungen zu formulieren, kommen wir zunächst zu Formel 1 zurück.

Formel 1: Die abduktive Struktur der über- und untercodierten individuell-sprachlichen Analogiebildung

Beobachtung:  $G'$  ist e

Gesetz:  $G$  ist e ist L

Fall:  $G'$  ist  $L'$

Zu betonen ist, dass G (bzw.  $G'$ ) e und L (bzw.  $L'$ ) zueinander in einer Einheitsbeziehung stehen:  $G'$  = Einheit eines Gegenstandes, G = Einheit eines gegenständlichen Typus, e = Struktureinheit von der Gegenstandseinheit  $G'$  bzw. G,  $L(L')$  = Lauteinheit, die die Struktureinheit e repräsentiert. Das heißt, dass L und  $L'$  semantisch motiviert sind.

Bei Über- und Undercodierung, die sich im Rahmen der vorhandenen Sprachanalogien vollziehen, gehe ich von der Annahme der zweigliedrigen Konstituentenstruktur Rickheits (1993: 293) aus. Es gilt also:  $L' = L_1' / L_2'$ .  $L_1'$  und  $L_2'$  sind semantisch motiviert und können ihrerseits morphologisch komplex sein. Im Rahmen der vorhandenen Sprachanalogien lassen

sich  $L_1'$  und  $L_2'$  als lautliche Tokens betrachten, die das Vorhandensein der Wissensentitäten  $G_1 - e_1 - L_1$  und  $G_2 - e_2 - L_2$  implizieren. Unter dem Gesichtspunkt der Struktureinheit der gesamten Bildung ist anzunehmen, dass es gilt:  $L = L_1 / L_2$ ,  $e = e_1 / e_2$ ,  $G = G_1 / G_2$ . So kann man die abduktive Struktur der über- bzw. untercodierten Wortbildungen von Formel 1 wie folgt ableiten:

Formel 3: Die abduktive Struktur der über- bzw. untercodierten Wortbildungen

Beobachtung:  $G'$  ist  $e_1 / e_2$

Gesetz:  $G_1 / G_2$  ist  $e_1 / e_2$  ist  $L_1 / L_2$

Fall:  $G'$  ist  $L_1' / L_2'$

Diese Ableitung scheint der Beobachtung zu widersprechen, dass im Rahmen der vorhandenen Sprachanalogien der syntaktisch-semantische Status der gesamten Bildung  $L'$  von der rechts stehenden Laut(Konzept)einheit  $L_2$  vertreten wird. Sowohl die Wortart als auch die referentielle Identität von  $L'$  sind mit den von  $L_2'$  identisch. Eine *Tischlampe* ist z.B. kein *Tisch*, sondern eine *Lampe*. Dieser Widerspruch existiert in Wirklichkeit nicht. Formel 3 beschreibt holistisch die gesamte Struktureinheit einer Wortbildung, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass die Sprache aufgrund ihres linearen Charakters<sup>173</sup> den syntaktisch-semantischen Akzent wortintern rechts aufsetzt. Die wortinterne Struktur ist offensichtlich von  $e_1$  und  $e_2$  determiniert.

Bei Übercodierung besteht zwischen  $G$ ,  $e$  und  $L$  eine substantielle Kongruenz. So lässt sich feststellen, dass es gilt:  $G_1 = E_1 = L_1$ ,  $G_2 = E_2 = L_2$ .  $G_1$  und  $G_2$  sind beide als Substanz aufzufassen und stehen in einer Ganz-Teil-Relation. Man muss aber die Richtung der Hierarchie ermitteln. Da eine übercodierte Wortbildung informationell tautologisch ist und die Sprache ihren syntaktisch-semantischen Akzent wortintern offensichtlich rechts aufsetzt, ist davon auszugehen, dass die Substanz  $G_1$  der Substanz  $G_2$  gegenüber übergeordnet ist.  $E_1 / E_2$  stellt daher eine Ganz-Teil-Relation dar, wobei  $E_1$  das Ganze und  $E_2$  der Teil ist. Das bedeutet, dass sich die wortinterne Struktur der übercodierten Wortbildungen als eine Ganz-Teil-Relation identifizieren lässt. Anders formuliert heißt es, dass mit einer übercodierten Bildung eine Ganz-Teil-Relation repräsentiert wird.

Bei Untercodierung können  $e_1$  und  $e_2$  mehrere Varianten ausweisen, die man mit grammatischen Kategorien beschreiben kann. Um festzustellen, welchen Wert  $e_1$  bzw.  $e_2$  annimmt, kann man in Anlehnung an Rickheit von einer konzeptuellen Abstimmung

<sup>173</sup> Vgl. Saussure 1967:82.

zwischen  $e_1$  und  $e_2$  ausgehen. Zu betonen ist jedoch, dass die gesamten e-Werte bei Untercodierung ein geschlossenes System ausmachen, so dass die konzeptuelle Abstimmung zwischen  $e_1$  und  $e_2$  als eine grammatische Relation bereits vorhanden ist. Dies bedeutet, dass die konzeptuelle Abstimmung zugleich Voraussetzung und Ergebnis ist. Hinsichtlich eines einzelnen  $e_1$ -Werts ist dessen Auswahl von der sprachlichen Umgebung, d.h. von einem  $e_2$ -Wert abhängig. Die Identifizierung einer bestimmten Auswahl von  $e_1$  und  $e_2$  und damit verbunden der grammatischen Relation muss aber den Tatbestand berücksichtigen, dass die Sprache aufgrund ihres linearen Charakters den syntaktisch-semantischen Akzent rechts aufsetzt. Die wortinterne Struktur der untercodierten Wortbildungen lässt sich also als eine grammatische Relation identifizieren. Anders formuliert heißt es, dass mit einer grammatisch codierten Wortbildung eine grammatische Relation repräsentiert wird.

Somit kann man auch sagen, dass die Annahme der linearen, zweigliedrigen Wortstruktur impliziert, dass Wortbildungen wortintern eine prädikatlogisch bzw. grammatisch definierbare Relation repräsentieren. Wenn aber die wortinterne Struktur nicht als eine Relation beschrieben werden kann, so hat die Annahme der Zweigliedrigkeit keinen Sinn mehr. (vgl. Kap. 4.5) Über- bzw. untercodierte Lauteinheiten indizieren zum einen die entsprechenden, in den vorhandenen Sprachanalogien existierenden Wissensentitäten, zum anderen sind sie innerhalb der Wortbildung als Strukturkonstituente bzw. Relationskorrelat zu betrachten.

Davon ausgehend kann eine abduktiv orientierte Wortbildungsbeschreibung im Rahmen der über- und untercodierten Wortbildungen nach dem folgenden Verfahren durchgeführt werden:

(1) Feststellung des Wahrnehmungstyps

Es ist zuerst festzustellen, ob es sich bei einer komplexen Lauteinheit  $L'$  konzeptuell um eine Objektstruktur, oder eine Situationsstruktur handelt.

(2) Ermittlung der Beziehung zwischen den Konstituenten

Es ist zu prüfen, ob sich die Lauteinheit konzeptuell in zwei weitere Konzepteinheiten  $L_1'$  und  $L_2'$  teilen lässt, zwischen denen eine definierbare Beziehung besteht. Handelt es sich dabei um eine analytische Ganz-Teil-Beziehung, dann liegt eine übercodierte Bildung vor. Ist eine grammatische Relation festzustellen, dann ist die jeweilige Bildung grammatisch codiert.

Für über- und untercodierte Wortbildungen gehe ich in den nachfolgenden Ausführungen von Formel 3 aus. Eine explizite Formulierung der abduktiven Struktur der kreativen Wortbildungen wird in Kapitel 4.5 vorgeschlagen.

### 4.3 Prädikatlogisch-übercodierte Wortbildungen

Übercodierte Wortbildungen sind Bildungen, die als sprachliche Abduktionen prädikatlogisch codiert sind. Übercodierte Bildungen haben ausschließlich den Wahrnehmungstyp *Objektstruktur*, was auch den Gedanken der Substanzontologie entspricht. Sie weisen darüber hinaus eine wortinterne Struktur aus, die als eine Ganz-Teil-Relation beschrieben werden kann. So kann man auch sagen, dass Wortbildungen übercodiert sind, wenn sie eine analytische Ganz-Teil-Relation sprachlautlich repräsentieren.

In Kapitel 1 wird erwähnt, dass Motsch das Phänomen beobachtet hat, dass Komposita sich am besten durch solche syntaktische Fügungen paraphrasieren lassen, in denen die grammatischen Kategorien in generischer oder neutraler Form ausgedrückt sind. Z.B. *Bärenfell* : Fell eines Bären; *Bienenhonig*: Honig, den Bienen erzeugen. Unter dem Gesichtspunkt der Abduktion sind *Bärenfell* und *Bienenhonig* übercodierte Wortbildungen. Sprachliche Lauteinheiten *Bären*, *Fell*, *Bienen*, und *Honig* werden hier konzeptuell als Begriffswörter verwendet, die jeweils in einer analytischen Ganz-Teil-Beziehung stehen. Man kann diese zwei Bildungen wie folgt beschreiben:

#### (1) *Bärenfell*

Wahrnehmungstyp: Objektstruktur

Strukturkonstituente:  $G = G_1/G_2$ ,  $E = E_1/E_2$ ,  $L = L_1/L_2$

$L_1(E_1/G_1) = \text{BÄREN}$ ,  $L_2(E_2/G_2) = \text{FELL}$

Wortinterne Struktur: Ganz-Teil-Relation

BÄREN hat FELL als Anteil

Individuelle Bildung:  $L' = L_1'/L_2' = \text{Bärenfell}$

#### (2) *Bienenhonig*

Wahrnehmungstyp: Objektstruktur

Strukturkonstituente:  $G = G_1/G_2$ ,  $E = E_1/E_2$ ,  $L = L_1/L_2$

$L_1(E_1/G_1) = \text{BIENEN}$ ,  $L_2(E_2/G_2) = \text{HONIG}$

Wortinterne Struktur: Ganz-Teil-Relation

BIENEN erzeugen HONIG

Individuelle Bildung:  $L' = L_1'/L_2' = \text{Bienenhonig}$

Weitere übercodierte Bildung sind beispielsweise: *Haustür*, *Schwanenflügel*, *Kerzenlicht* usw.

Eine abduktiv orientierte Wortbildungsbeschreibung sieht eine bestimmte Bildung nicht als Laut-Typus (L), sondern als Laut-Token (L´), das erst im augenblicklichen Sprechen entsteht. Eine bestimmte Wortbildung ist das Ergebnis eines geistigen Verfahrens, das abduktiv strukturiert ist. Dabei ist selbstverständlich, dass sich der gegenständliche bzw. referentielle Typus bzw. Token (G und G´) im Gegensatz zu dem lautlichen Typus bzw. Token einer unmittelbaren sprachlichen Darstellung entzieht. Übercodierte Wortbildungen lassen sich aufgrund der substantiell-wahrheitsmäßigen Kongruenz zwischen Lauteinheit und ihrem Referenzbereich ohne situativen und sprachlichen Kontext bilden und verstehen. Da die prädikatlogisch codierten Wissensentitäten die allgemeinste Gültigkeit besitzen, ist eine wortwörtliche Übersetzung prinzipiell möglich. Es gibt z. B. im Chinesischen wortwörtliche Entsprechungen für die oben genannten Bildungen. Zusammenfassend kann man übercodierte Wortbildungen wie folgt charakterisieren:

- Sie haben ausschließlich den Wahrnehmungstyp *Objektstruktur*.
- Sie realisieren eine analytische Ganz-Teil-Beziehung.
- Die links stehende Lauteinheit L<sub>1</sub>´ repräsentiert das Ganze, und die rechts stehende Lauteinheit L<sub>2</sub>´ einen Anteil bzw. ein notwendiges Merkmal von dem Ganzen.
- Übercodierte Wortbildungen lassen sich aufgrund der substantiell-wahrheitsmäßigen Kongruenz zwischen Lauteinheit und Referenzbereich ohne situativen und sprachlichen Kontext bilden und verstehen.
- Man kann solche Bildungen prinzipiell wortwörtlich in eine andere Sprache übersetzen.

#### 4.4 Grammatisch-untercodierte Wortbildungen

Untercodierte Wortbildungen sind Bildungen, die als sprachliche Abduktionen grammatisch codiert sind. Untercodierte Wortbildungen können den Wahrnehmungstyp der Objektstruktur oder den der Situationsstruktur haben. Die wortinterne Struktur lässt sich als eine grammatisch definierbare Relation identifizieren. So kann man auch sagen, dass Wortbildungen untercodiert sind, wenn sie eine grammatische Relation repräsentieren.

Nominale Komposita, die von dem Wortbildungsmodell Rickheits erfasst werden, sind grundsätzlich als grammatisch codiert zu interpretieren. Bildungen, die unter der Kategorie SITUATION fallen, haben den Wahrnehmungstyp *Situationsstruktur*. Bildungen, die von nichtsituativen Kategorien gesteuert sind, sind dem Wahrnehmungstyp *Objektstruktur*

zuzuordnen. Die von Rickheit ermittelten allgemeinen Relationen sind grundsätzlich als grammatische Relationen zu interpretieren. Dies gilt v.a. für die Zeit-Relation und für die Relationen, die für die Kategorien SITUATION konstitutiv sind. Das kann auch nicht anders sein, wenn sie von einer Verbsemantik abgeleitet sind. Die nichtsituativen Relationen sind ebenfalls grammatischer Natur in dem Sinne, dass sie prinzipiell als eine grammatische Attribut-Relation interpretiert werden können (vgl. Kap. 4.1).

Im Gegensatz zu der substantiell-wahrheitsmäßigen Kongruenz von Lauteinheit und Referenzbereich ist der Referenzbereich einer grammatisch codierten Lauteinheit nur prototypisch bestimmt. So sind grammatische Relationen als synthetische Relationen zu interpretieren. Eine grammatisch codierte Lauteinheit kann konzeptuell mehrere, jedoch eine begrenzte Anzahl von e-Varianten aufweisen. Man muss je nach dem sprachlichen Kontext einen bestimmten Wert als die allerwahrscheinlichste auswählen bzw. als die konkrete Realisierung identifizieren. Die Untercodiertheit grammatischer Bildungen liegt also in ihrer Kontextabhängigkeit, wobei mit dem Kontext die sprachliche Umgebung der jeweiligen Lauteinheit gemeint ist. Im folgenden wird versucht, anhand einiger stammgleicher Bildungen die Untercodiertheit grammatischer Bildungen darzulegen.

- (1) *Lederkleid, Sportkleid*
- (2) *Telefonzelle, Telefonapparat*
- (3) *Schmerzschrei, Hilfsschrei*
- (4) *Schmerzschrei, Schmerzpunkt*

Die Bildungen von (1) bis (4) sind grammatisch codiert, weil jeweils zwischen den zwei Konstituenten konzeptuell eine grammatisch definierbare Beziehung vorliegt. Allerdings ist das selbe Konzept je nach der sprachlichen Umgebung unterschiedlich zu interpretieren.

(1a) *Lederkleid*

Wahrnehmungstyp: Objektstruktur

Strukturkonstituente:  $G = G_1/G_2$ ,  $e = e_1/e_2$ ,  $L = L_1/L_2$

$L_1(G_1) = \text{LEDER}$ ,  $L_2(G_2) = \text{KLEID}$

Wortinterne Struktur: Attribut-Relation

KLEID wird aus dem MATERIAL *LEDER* gemacht.

Der konzeptuelle Fokus für das *KLEID*-Konzept (=  $e_2$ ):

objektschematisch in der Dimension *MATERIAL* ausgerichtet

individuelle Wortbildung:  $L' = L_1'/L_2' = \text{Lederkleid}$

(1b) Sportkleid

Wahrnehmungstyp: Situationsstruktur

Strukturkonstituente:  $G = G_1/G_2$ ,  $e = e_1/e_2$ ,  $L=L_1/L_2$

$L_1(G_1) = \text{SPORT}$ ,  $L_2(G_2) = \text{KLEID}$

Wortinterne Struktur: Zweck-Relation

KLEID für SPORT-machen

Der konzeptuelle Fokus für das *KLEID*-Konzept(=  $e_2$ ):

situativ-funktional ausgerichtet

individuelle Wortbildung:  $L' = L_1' / L_2' = \text{Sportkleid}$

(2a)Telefonzelle

Wahrnehmungstyp: Situationsstruktur

Strukturkonstituente:  $G = G_1/G_2$ ,  $e = e_1/e_2$ ,  $L = L_1/L_2$

$L_1(G_1) = \text{TELEFON}$ ,  $L_2(G_2) = \text{ZELLE}$

Wortinterne Struktur: Ort-Relation

ZELLE, wo man TELEFONiert

Der konzeptuelle Fokus für das *TELEFON*-Konzept(=  $e_1$ ):

situativ-lokal ausgerichtet

individuelle Wortbildung:  $L' = L_1' / L_2' = \text{Telefonzelle}$

(2b) Telefonapparat

Wahrnehmungstyp: Situationsstruktur

Strukturkonstituente:  $G = G_1/G_2$ ,  $e = e_1/e_2$ ,  $L = L_1/L_2$ ,

$L_1(G_1) = \text{TELEFON}$ ,  $L_2(G_2) = \text{APPARAT}$

Wortinterne Struktur: Instrument-Relation

TELEFONieren mit APPARAT

Der konzeptuelle Fokus für das *TELEFON*-Konzept(=  $e_1$ ):

situativ-instrumental ausgerichtet

individuelle Wortbildung:  $L' = L_1' / L_2' = \text{Telefonapparat}$



*(3a) Schmerzschrei*

Wahrnehmungstyp: Situationsstruktur

Strukturkonstituenten:  $G = G_1/G_2$ ,  $e = e_1/e_2$ ,  $L = L_1/L_2$

$L_1(G_1) = \text{SCHMERZ}$ ,  $L_2(G_2) = \text{SCHREI}$

Wortinterne Struktur: kausal-Relation

SCHREI aus SCHMERZ

Der konzeptuelle Fokus für das *SCHREI*-Konzept ( $=e_2$ ):

situativ-kausal ausgerichtet

individuelle Wortbildung:  $L' = L_1' L_2' = \text{Schmerzschrei}$

*(3b) Hilfsschrei*

Wahrnehmungstyp: Situationsstruktur

Strukturkonstituenten:  $G = G_1/G_2$ ,  $e = e_1/e_2$ ,  $L = L_1/L_2$

$L_1(G_1) = \text{HILF}$   $L_2(G_2) = \text{SCHREI}$

Wortinterne Struktur: final-Relation

SCHREI um HILF

Der konzeptuelle Fokus für das *SCHREI*-Konzept ( $e_2$ ):

situativ-final ausgerichtet

individuelle Wortbildung:  $L' = L_1' / L_2' = \text{Hilfsschrei}$

*(4a) Schmerzschrei*

Wahrnehmungstyp: Situationsstruktur

Strukturkonstituente:  $G = G_1/G_2$ ,  $e = e_1/e_2$ ,  $L = L_1/L_2$

$L_1(G_1) = \text{SCHMERZ}$ ,  $L_2(G_2) = \text{SCHREI}$

Wortinterne Struktur: Kausal-Resultat-Relation

SCHREI aus SCHMERZ

Der konzeptuelle Fokus für das *SCHMERZ*-Konzept ( $= e_1$ ):

situativ-resultatmäßig ausgerichtet

individuelle Wortbildung:  $L' = L_1' / L_2' = \text{Schmerzschrei}$

*(4b) Schmerzpunkt*

Wahrnehmungstyp: Situationsstruktur

Strukturkonstituente:  $G = G_1/G_2$ ,  $e = e_1/e_2$ ,  $L = L_1/L_2$

$L_1(G_1) = \text{SCHMERZ}$ ,  $L_2(G_2) = \text{PUNKT}$

Wortinterne Struktur: Ort-Relation

PUNKT, wo SCHMERZt

Der konzeptuelle Fokus für das *SCHMERZ*-Konzept:

situativ-lokal ausgerichtet

individuelle Wortbildung:  $L' = L_1' / L_2' = \text{Schmerzpunkt}$

Hinsichtlich dieser Darstellung ist der Typus-Status von  $L(G)$ ,  $L_1(G_1)$  und  $L_2(G_2)$  ausdrücklich zu betonen. Bei dem lautlichen bzw. gegenständlichen Typus wird eine wortartmäßige Differenzierung nicht berücksichtigt. So spielt der Unterschied beispielsweise zwischen *TELEFON* und *TELEFONIEREN*, oder zwischen *HILF(E)* und *HELFEN* keine Rolle. Die vorangegangene Darstellung zeigt, dass hinsichtlich einer Strukturkonstituente der konzeptuelle Fokus ( $e_1$  bzw.  $e_2$ ) je nach der sprachlichen Umgebung unterschiedlich ausgerichtet bzw. realisiert wird. Darin liegt die Undercodiertheit der grammatisch codierten Wortbildungen.

Die Existenz einer grammatisch definierbaren Relation zwischen den zwei Konstituenten bedeutet jedoch nicht, dass eine untercodierte Wortbildung ohne weiteres syntaktisch paraphrasiert werden kann. Die Explikation der grammatisch definierbaren wortinternen Relation in der vergangenen Darstellung darf nicht als eine syntaktische Paraphrase betrachtet werden. Betrachten wir die folgenden zwei Bildungen: *Oktoberfest* und *Trümmerfrau*. Diese zwei Bildungen können als grammatische Codierung wie folgt beschrieben werden:

(1) *Oktoberfest*

Wahrnehmungstyp: Situationsstruktur

Strukturkonstituente:  $G = G_1/G_2$ ,  $e = e_1/e_2$ ,  $L = L_1/L_2$

$L_1(G_1) = \text{OKTOBER}$ ,  $L_2(G_2) = \text{FEST}$

Wortinterne Struktur: Zeit-Relation

FEST findet in OKTOBER statt

Individuelle Wortbildung:  $L' = L_1' / L_2' = \text{Oktoberfest}$

(2) *Trümmerfrau*

Wahrnehmungstyp: Situationsstruktur

Strukturkonstituente:  $G = G_1/G_2$ ,  $e = e_1/e_2$ ,  $L = L_1/L_2$

$L_1(G_1) = \text{TRÜMMER}$ ,  $L_2(G_2) = \text{FRAU}$

Wortinterne Struktur: Akteur-Relation

## FRAU beseitigt TRÜMMER

Individuelle Wortbildung:  $L' = L_1' / L_2' = \text{Trümmerfrau}$

Trotz der Existenz einer grammatischen Relation kann die Bildung *Oktoberfest* nicht als ‚ein Fest im Oktober‘ paraphrasiert werden. Entsprechend ist es auch falsch, *Trümmerfrau* als ‚Frauen, die Trümmer beseitigen‘ zu erklären. Unter dem Gesichtspunkt der sprachlichen Abduktion ist jede sprachliche Äußerung das augenblickliche Ergebnis eines abduktiven Prozesses und kann prinzipiell nur in diesem Prozess-Zusammenhang erklärt bzw. interpretiert werden. In dieser Hinsicht ist eine bestimmte Wortbildung und eine bestimmte syntaktische Fügung fertige Produkte bestimmter sprachlicher Abduktionen, das eine lässt sich prinzipiell nicht mit dem anderen interpretieren. Das heißt, dass eine syntaktische Paraphrase überhaupt nicht relevant ist, den natürlichen Prozess einer Wortbildung zu erklären.<sup>174</sup> Die Leichtigkeit, eine Wortbildung generisch zu paraphrasieren, wie man es bei übercodierten Wortbildungen oder bei den folgenden Bildungen, *Lederkleid* → *Kleid aus Leder*; *Telefonapparat* → *Apparat zum Telefonieren*; *Schmerzschrei* → *Schrei aus Schmerz*, machen kann, erzeugt die Täuschung, als ob man aufgrund einer grammatischen Relation eine Wortbildung syntaktisch paraphrasieren und damit erklären könnte. In Wirklichkeit ist jede sprachliche Äußerung (Wort, Satz, Text) als Sprachindividualität bzw. augenblickliche Gegenwart des Sprachorganismus nur auf der Basis eines Wahrnehmungstyps zu interpretieren, d.h. aufgrund der primär gemachten Lebenserfahrungen oder sekundär erworbenen Kenntnisse über den zugrundeliegenden Wahrnehmungstyp. Die Leichtigkeit, eine Wortbildung syntaktisch zu paraphrasieren, bedeutet nicht, dass solche Erfahrungen bzw. Kenntnisse über den jeweiligen Wahrnehmungstyp nicht relevant sind, sondern dass solche Kenntnisse für uns so alltäglich geworden sind, dass wir sie nicht mehr wahrnehmen können bzw. wollen. In dieser Hinsicht kann man sagen, dass die sogenannte syntaktische Paraphrase nichts anderes ist als eine Täuschung, die die erkenntnisfunktionale Basis jeder Sprachtätigkeit bzw. jeder Wortbildung verschleiert.

Für eine grammatisch untercodierte Wortbildung ist eine wortwörtliche Übersetzung nicht immer möglich. Aufgrund der allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes kann man grundsätzlich von einem gleichen Inventar von Wahrnehmungstypen und grammatischen Relationen ausgehen. Jedoch können bei der konkreten Realisierung sprachliche Unterschiede auftauchen. Während die Lauteinheit *Bratpfanne* im Deutschen konzeptuell auf eine

---

<sup>174</sup> Vgl. Eichinger 1982: 56f.

*Situationsstruktur* mit der wortinternen Relation *Instrument* zurückzuführen ist, hat ihre chinesische Entsprechung *pingguo* den Wahrnehmungstyp *Objektstruktur*, wobei die grammatische Attribut-Relation objektschematisch realisiert wird. *pingguo* bedeutet wortwörtlich *ebenen Topf*. Dieses Beispiel soll die These stützen, dass das sprachliche Auge selektiv fokussiert ist, was aber nicht bedeutet, dass die deutsche *Bratpfanne* nicht *eben* ist und man in China mit einem *ebenen Topf* beispielsweise kein Fleisch bratet.

Zu erwähnen ist auch der Unterschied zwischen prädikatlogischer Übercodierung und grammatischer Undercodierung bei dem Wahrnehmungstyp *Objektstruktur*. Während die prädikatlogische Übercodierung die analytische Ganz-Teil-Relation realisiert (z. B. *Haustür*), repräsentiert die grammatische Undercodierung eine synthetische Relation, die als eine grammatische Attribut-Relation (z.B. *Rotkohl*, *Lederkleid*) beschrieben werden kann. Zusammenfassend kann man sagen, dass untercodierte Wortbildungen folgende Merkmale aufweisen:

- Sie haben den Wahrnehmungstyp *Objektstruktur* oder *Situationsstruktur*.
- Sie repräsentieren wortintern eine grammatisch definierbare Relation.
- Die Identifizierung der realisierten  $e_1$  - bzw.  $e_2$ -Variante ist kontextabhängig, wobei eine grammatische Abstimmung von  $e_1$  und  $e_2$  bereits vorausgesetzt ist.
- Eine wortwörtliche Übersetzung ist nicht immer möglich.

#### 4.5 Kreative Wortbildungen

Betrachten wir zunächst die folgenden Bildungen:

- (1) *Glasnudel*, *Schwertfisch*, *Wollhandkrabbe*,
- (2) *Doktorvater*, *Abenteuerhunger*
- (3) *Tagtigall*( analog zu *Nachtigall* )

Bei den Bildungen in der Gruppe (1) besteht zwischen  $L'$  und  $L_2'$  zwar eine referentiell - konzeptuelle Identität, jedoch ist zwischen  $L_1'$  und  $L_2'$  konzeptuell keine direkte Ganz-Teil-Beziehung bzw. grammatische Beziehung festzustellen, vorausgesetzt, dass  $L_1'$  und  $L_2'$  substantiell bzw. prototypisch festgelegte Referenzbereiche besitzen . Bei den Bildungen in der Gruppe (2) liegt schon die referentiell - konzeptuelle Identität zwischen  $L'$  und  $L_2'$  nicht vor. Bildungen wie solche in Gruppen (1) und (2) werden normalerweise als metaphorisch bzw. lexikalisiert eingestuft und aus einer Wortbildungsbeschreibung ausgeklammert. Gruppe (3) ist eine individuelle Bildung, die oft als *echte Analogiebildung*, d.h. als Gegen –

Beispiel für *regelmäßige* Bildungen betrachtet wird.<sup>175</sup> Aufgrund ihrer Individualität werden solche Bildungen von einer Standardbeschreibung, die sich mit *Regel* beschäftigt, nicht berücksichtigt. Wenn man aber den Begriffe der Analogie im Sinne Humboldts auffasst und Wortbildungen als Erkenntnisformulierungen ansieht, dann müssen auch solche Bildungen beschrieben werden können. Ein Hauptanliegen der vorliegenden Arbeit ist der Versuch zu zeigen, dass auch solche Wortbildungen auf der einheitlichen Grundlage der sprachlichen Abduktion beschrieben werden können, und zwar als kreative Analogiebildung.

Sehen wir uns zunächst an, wodurch lexikalisierte bzw. individuelle Bildungen und grammatisch codierte Bildungen voneinander unterscheiden:

(4) *Flötenspiel, Fensterputzer, Gartenbank*

(5) *Glasnudel, Doktorvater, Tagtigall*

Unter dem Gesichtspunkt des Wahrnehmungstyps ist davon auszugehen, dass wir bei grammatischen Bildungen aus unseren individuellen Lebenserfahrungen Objekte oder Situationen kennen, wo die Referenten der jeweiligen zwei Lauteinheiten zugleich existieren, und zwar in einer entsprechenden grammatischen Relation. Dies gilt auch für die übercodierten Bildungen mit der Ganz-Teil-Relation. Bei Lexikalisierungen und der *echten Analogiebildung* ist uns aber ein Wahrnehmungstyp, wo die substantiellen bzw. prototypischen Referenten der Lauteinheiten in einer Ganz-Teil-Beziehung oder in einer grammatischen Relation gleichzeitig existieren, nicht bekannt. Dies bedeutet, dass es sich bei solchen Bildungen um eine andere Weltordnung bzw. Sprachanalogie handelt als um die bisherigen vorhandenen.

In Kapitel 3.3.4 wird bereits dargestellt, dass eine kreative Abduktion dadurch gekennzeichnet ist, dass das in die Hauptprämisse eingehende Gesetz situativ neu erfunden ist. Das Gesetz lässt sich nicht in Form einer G-e-L-Analogie, sondern in Form einer G'-e-L'-Analogie formulieren, wobei die Ideenform e nicht mit einem konzeptuellen Aspekt bzw. einer Relationskategorie, sondern nur mit bestimmtem Merkmal beschrieben werden kann. Die abduktive Struktur der kreativen Analogiebildung haben wir mit Formel 2 beschrieben.

Formel 2: Die abduktive Struktur der kreativen Analogiebildung

<sup>175</sup> Vgl. Motsch 1979:17,30.

Beobachtung:  $G' \text{ ist } e$

Gesetz:  $G' \text{ ist } e \text{ ist } L'$

Fall:  $G' \text{ ist } L'$

Es gilt:  $e = x$

Davon ausgehend kann man sagen, dass kreative Wortbildungen diejenigen Bildungen sind, die als sprachliche Abduktionen kreativ codiert sind. Anders formuliert bedeutet es, dass mit kreativen Wortbildungen Sprachkreativität, d.h. eine neue  $G'$ - $e$ - $L'$ -Verbindung ausgedrückt wird, wobei die Lauteinheit  $L'$  eine Merkmalsrepräsentation ist. Da man bei einer Wortbildungsbeschreibung von einer irgendwie komplexen Struktur ausgeht, nehme ich die folgende Formel an:  $L' = L_1' / L_2' / \dots / L_n'$ . Bei einer Merkmalsrepräsentation ist die Ideenform  $e$  wortintern nicht als eine Relation, sondern als eine Merkmalskonfiguration zu charakterisieren. Als Merkmalskonfiguration ist es dann nicht mehr wichtig, ob eine komplexe Bildung zweigliedrig ist oder nicht. Kreative Wortbildungsprozesse sind nicht als Abstimmungsprozesse, wie Rickheit es für grammatische bzw. systematisch mögliche Bildungen annimmt, sondern als Assimilationsprozesse zu charakterisieren. Die Merkmale sind deshalb in einem Wort assimiliert, weil der Gegenstand ( $G'$ ), worauf sich das gebildete Wort referentiell bezieht, zum Zeitpunkt der Wortbildung dem jeweiligen Individuum (Sprecher) gegenüber solche Merkmale in sich assimiliert. Eine kreative Wortbildung muss nicht zweigliedrig sein.

Es ist eigentlich schwierig, bei einer kreativen Bildung von einer internen Wortstruktur bzw. von einer strukturellen Gliedrigkeit zu sprechen. Da Merkmale sich in bezug auf einzelne Referenten gegenseitig nicht ausschließen, haben sie keine referentielle und damit keine morphologische bzw. lexikalische Identität. Eine morphologisch bzw. lexikalisch definierbare Lauteinheit kann mehrere Merkmale in sich assimilieren, umgekehrt kann ein bestimmtes Merkmal auch von unterschiedlichen Lauteinheiten repräsentiert werden. Der Einfachheit halber gehe ich von einer  $n$ -Gliedrigkeit von Merkmalen und Lauteinheiten aus, wobei zwischen  $G$ ,  $x$  und  $L$  eine 1-zu-1-Isomorphie angenommen wird. So schlage ich für kreative Wortbildungen, die als Assimilationsprozesse zu charakterisieren sind, die folgende Beschreibungsformel vor.

#### Formel 4: Die abduktive Struktur der kreativen Wortbildungen

Beobachtung:  $G'$  ist  $x_1/x_2/...../x_n$

Gesetz:  $G'$  ist  $x_1/x_2/...../x_n$  ist  $L'$

Fall:  $G'$  ist  $L_1'/L_2'/...../L_n'$

Es gilt:  $G' = G_1' / G_2' / ..... / G_n'$

$x = x_1/x_2/ ...../x_n$

$L' = L_1'/L_2'/ ...../L_n'$

Bei Sprachkreativität geht es um die Bildung einer neuen Analogie, d.h. um das Zustandekommen des Gesetzes  $G' \text{ ist } x_1/x_2/ ...../x_n \text{ ist } L'$  überhaupt. Diesbezüglich wird in 3. 3. 4 erwähnt, dass ein Individuum eine phonetische (lautsymbolische) Technik und eine intellektuelle (analogische) Technik zur Auswahl hat. Die phonetische (lautsymbolische) Technik wird in Kapitel 5 am Beispiel ausgewählter deutscher Markennamen erörtert. Die folgenden Ausführungen zielen darauf ab, kreative Wortbildungen im Rahmen der intellektuellen Technik zu beschreiben.

In Kap. 3.3.4.2 wird die intellektuelle Technik als Bildung einer analogischen Bezeichnung erklärt. Es ist davon auszugehen, dass eine neue Analogie je nach dem Verhältnis zwischen dem bekannten Ausgangsbegriff (Merkmal) und dem aktuellen Begriff (Merkmal) durch drei Verfahren zustande kommen kann. Unter dem Gesichtspunkt des Wahrnehmungstyps bedeutet es, dass es sich bei Sprachkreativität um zwei Wahrnehmungstypen mit zeitlichen Abstand und dessen Zusammenhang handelt. Kreative Wortbildungen sind durch eine gleichzeitige Aktivierung von zwei oder mehreren an sich in einem zeitlichen Abstand stehenden Wahrnehmungstypen mit Merkmalsinhalt ( $e=x$ ) gekennzeichnet. Die Basisfunktion des Wahrnehmungstyps drückt sich dadurch aus, dass eine Beschreibung kreativer Bildungen den jeweiligen Muster- Wahrnehmungstyp in den vorhandenen Sprachanalogien und dessen Zusammenhang zu dem aktuellen Wahrnehmungstyp feststellen muss. Im folgenden werden anhand einiger Beispiele die drei Merkmalsverfahren der Sprachkreativität erörtert. Dabei gehe ich von der in Kap. 3.3.4.2 aufgestellten Hypothese aus.

(1) *Glasnudel* als ein Beispiel für das Merkmalsgleichheit-Verfahren

$L' = \text{Glasnudel}$

$L' = L_1' / L_2', L_1' = \text{Glas}, L_2' = \text{Nudel}$

Es ist als bekannt vorauszusetzen, dass zwischen  $L'$  und  $L_2'$  eine referentiell-konzeptuelle Identität besteht.  $L_2'$  symbolisiert eine begriffliche Entität. Jedoch ist  $L_1'$  als eine Merkmalsrepräsentation zu interpretieren. Das Bildungsverfahren lässt sich wie folgt nachvollziehen:

Der bekannte Muster-Wahrnehmungstyp:  $G_0$  ist  $x_0$  ist  $L_0$ ,  $L_0 = \text{GLAS}$

Der aktuelle Wahrnehmungstyp:  $G_1'$  ist  $x$  ist  $L_1'$

Wenn man in seinem individuellen Alltagsleben Glas und Glasnudel kennt, dann weiß man, dass beide die gleichen Merkmale *durchsichtig* und *mit einer relativ festen Form* (im Gegensatz zu Wasser oder Luft) aufweisen.

Es gilt also:  $x = x_0$ ,

Folglich gilt auch:  $L_1' = L_0'$

Es entsteht die neue Analogie  $G_1'-x_0-L_0'$ .  $L_0'$  wird aus dem vorhandenen Lautsystem ausgewählt, um die gleichen Merkmale (durchsichtig; mit einer relativ festen Form) zu repräsentieren.

(2) *Doktorvater* als ein Beispiel für das Merkmalsverwandtschaft-Verfahren

$L' = \text{Doktorvater}$ ,  $L' = L_1'/L_2'$ ,  $L_1' = \text{Doktor}$ ,  $L_2' = \text{Vater}$

$L_1'$  und  $L_2'$  sind beide als Merkmalsrepräsentation zu betrachten. Das Bildungsverfahren lässt sich wie folgt rekonstruieren:

Muster-Wahrnehmungstyp (1):  $G_{0(1)}$  ist  $x_{0(1)}$  ist  $L_{0(1)}$ ,  $L_{0(1)} = \text{DOKTOR}$

Muster-Wahrnehmungstyp (2):  $G_{0(2)}$  ist  $x_{0(2)}$  ist  $L_{0(2)}$ ,  $L_{0(2)} = \text{VATER}$

Der aktuelle Wahrnehmungstyp:  $G'$  ist  $x$  ist  $L'$

$G' = G_1'/G_2'$ ,  $x = x_1/x_2$ ,  $L' = L_1'/L_2'$

Auf der Ebene des Wahrnehmungstyps ist davon auszugehen, dass  $G_1'$  (DOKTORKANDIDAT) und  $G_{0(1)}$  (DOKTOR),  $G_2'$  (betreuender PROFESSOR) und  $G_{0(2)}$  (VATER) jeweils in einer Verwandtschaft der Merkmale stehen.

Es gilt also:  $x_1 \approx x_{0(1)}$ ,  $x_2 \approx x_{0(2)}$ ,

folglich gilt auch:  $L_1' \approx L_{0(1)}$ ,  $L_2' \approx L_{0(2)}$



Dies bedeutet, dass  $L_{0(1)'}$  und  $L_{0(2)'}$  aufgrund eines Merkmalsverwandschaft-Verfahrens zur Repräsentation verwandter Merkmale aus dem vorhandenen Lautsystem ausgewählt worden sind. Es entsteht die folgenden neuen Analogien:  $G_1' - x_1 - L_{0(1)'}$ ,  $G_2' - x_2 - L_{0(2)'}$  bzw.  $G' - x - L'$ .

(3) *Tagtigall* als ein Beispiel für das Merkmalskontrast-Verfahren

$L' = \text{Tagtigall}$

Der Muster-Wahrnehmungstyp:  $G_0$  ist  $x_0$  ist  $L_0$ ,  $L_0 = \text{NACHTIGALL}$

Der aktuelle Wahrnehmungstyp:  $G'$  ist  $x$  ist  $L'$

Vorausgesetzt, dass man  $x_0$  und  $x$  in den folgenden Sinnen kennt:

$x_0 = \text{in der Nacht singend}$

$x = \text{am Tag singend}$

Es gilt also:  $x \neq x_0$ ,

folglich gilt auch:  $L' \neq L_0$

So kann man  $L'(\text{Tagtigall})$  als die Kontrast-Bildung von *Nachtigall* interpretieren. Es entsteht die neue Analogie:  $G' - x - L'$ , wobei die Kontrast von  $x$  bzw.  $L'$  in den vorhandenen Sprachanalogien in Form von  $x_0$  bzw.  $L_0$  bekannt ist.  $L'$  kommt als die Kontrast von  $L_0'$  zustande, um das relativ zu  $x_0$  kontrastierende Merkmal  $x$  zu repräsentieren.

Die vorangegangenen Darstellungen zeigen, dass eine kreative Bildung auf bekanntem Muster-Wahrnehmungstyp beruht. Die Bildung einer neuen Analogie ist also mit den vorhandenen Sprachanalogien eng verbunden. Der kreative Punkt liegt jedoch darin, dass die Lauteinheit weder in der substantiellen Totalität noch in einem grammatischen Aspekt, sondern merkmalsmäßig geformt wird. Das heißt, dass eine intellektuell-kreativ codierte Lauteinheit keine Wissensentität mit bestimmtem Referenzbereich, sondern Merkmale repräsentiert. Sie ist wortintern kein Relationskorrelat, sondern Merkmalsrepräsentant.

Es ist offensichtlich, dass das Verfahren der Merkmalsgleichheit, der Merkmalsverwandschaft bzw. der Merkmalskontrast in stilistischer Hinsicht jeweils dem metaphorischen Verfahren, dem metonymischen Verfahren bzw. dem Kontrast-Verfahren entspricht. Jedoch kommt es in der vorliegenden Arbeit v.a. darauf an, die zugrundeliegende abduktive Struktur dieser Verfahren zu explizieren. Offensichtlich ist auch, dass eine Beschreibung kreativer Bildungen ohne Berücksichtigung des Weltwissens überhaupt nicht möglich ist. Die Beschreibungen setzen zum einen bestimmte Muster-Wahrnehmungstypen in den vorhandenen Sprachanalogien, die letzten Endes zu den im Gedächtnis gespeicherten

Lebenserfahrungen bzw. Weltkenntnissen gehören, als bekannt voraus. Zum anderen sind sie von der aktuellen referentiellen Situation abhängig, weil sich die aktuellen Merkmale  $x$ , wodurch ein Merkmalsverfahren überhaupt möglich ist, sonst nicht feststellen lassen. Da Merkmale prinzipiell keine referentielle bzw. morpho-lexikalische Identität haben, scheint es interessant, zu erklären, warum ausgerechnet eine bestimmte Lauteinheit aufgrund eines Merkmalsverfahrens als Merkmalsrepräsentation aus dem Lautsystem ausgewählt worden ist. Eine Untersuchung in dieser Richtung könnte zu Ergebnissen kommen, die u.a. soziokulturell aufschlussreich sind. Es ist daher auch selbstverständlich, dass eine kreative Bildung prinzipiell nicht wortwörtlich in eine andere Sprache übersetzt werden kann, weil dabei soziokulturelle Faktoren berücksichtigt werden müssen.

Zusammenfassend kann man kreative Bildungen wie folgt charakterisieren:

- Kreative Bildungen sind durch eine gleichzeitige Aktivierung zweier oder mehrerer Wahrnehmungstypen mit Merkmalsinhalt ( $e = x$ ) gekennzeichnet. Die Basisfunktion des Wahrnehmungstyps liegt darin, dass die Ermittlung der in den vorhandenen Sprachanalogien bestehenden Muster- Wahrnehmungstypen, des aktuellen Wahrnehmungstyps sowie ihres Zusammenhangs für eine Beschreibung kreativer Bildungen die entscheidende Rolle spielt.
- Kreative Bildungen repräsentieren keine Relationen zwischen begrifflich-konzeptuellen Entitäten, sondern Merkmale. Sie sind daher nicht als Abstimmungsprozesse, sondern als Assimilationsprozesse zu betrachten.
- Als Merkmalsassimilation können kreative Bildungen ein-, zwei- oder mehrgliedrig sein. Die Gliedrigkeit hat keine strukturelle, d.h. relationale Bedeutung.
- Das Zustandekommen einer kreativen Bildung, wobei neue Analogie gebildet wird, kann durch drei Verfahren erfolgen: das Merkmalsgleichheit-Verfahren, das Merkmalsverwandtschaft-Verfahren und das Merkmalskontrast-Verfahren.
- Eine wortwörtliche Übersetzung ist für kreative Bildungen prinzipiell nicht möglich.

#### 4.6 Einige Überlegungen zum Akzeptabilitätsproblem

Die vorliegende Wortbildungsbeschreibung betrachtet Wortbildungen als abduktiv strukturierte individuell-sprachliche Analogiebildungen. Ein gebildetes Wort ist das Ergebnis eines individuell- Augenblicklichen Abduktionsverfahrens. Die Unterteilung in übercodierte, untercodierte und kreative Wortbildungen ist nach dem Kriterium vorgenommen, wie das in die Prämisse der sprachlichen Abduktion eingehende Gesetz codiert ist. Unter diesem

Gesichtspunkt gibt es nur übercodierte, untercodierte und kreative Bildungen, die vom einzelnen Individuum gebildet und insofern individuell sind. Der Unterschied zwischen den sog. *generell-regulären* und *individuell-analogischen* Bildungen liegt in dieser Hinsicht nur in der individuellen Codierungsart, bildungsstrukturell lassen sie sich offensichtlich auf der einheitlichen Grundlage der sprachlichen Abduktion beschreiben.

Das in die Hauptprämisse eingehende Gesetz ist prinzipiell als eine Aussagefunktion im Sinne Rapoport's zu betrachten. Nach Rapoport (1972:223) kann einer Aussagefunktion kein Wahrheitswert beigemessen werden. Das heißt, dass eine Aussagefunktion weder richtig noch falsch ist. Es kommt darauf an, wie sie aufgrund bestimmter Art der Wahrheitsfindung in einer bestimmten Situation zustande kommt. Rapoport (1972: 222ff) hat 5 Arten der Wahrheitsfindung festgestellt: soziale Werturteile, persönliche Werturteile, Beobachtung, Induktion und Deduktion. Ein Beispiel von Rapoport: *Peter ist reich*. Wenn *reich*, sehr viel Geld auf der Bank' bedeutet, dann kann dieser Satz als richtig betrachtet werden; wenn mit *reich* ,ein größeres Gehalt' gemeint ist, dann ist dieser Satz falsch. Die Richtig-Falsch-Beurteilung beruht auf dem sozialen Werturteil, dass jemand erst als *reich* bezeichnet werden kann, wenn er *sehr viel Geld auf der Bank* hat. Akzeptiert man dieses soziale Werturteil, dann ist der Satz *richtig*, vorausgesetzt, dass Peter wirklich sehr viel Geld auf der Bank hat.

Während die Meta-Abduktion im Rahmen der wissenschaftlichen Theoriebildung zum Zweck des Hypothesentestens meistens obligatorisch ist, drückt sich die Meta-Abduktion bei der Begriffsbildung mittels natürlicher Sprache eher dadurch aus, ob eine primär immer subjektiv-individuelle Codierung akzeptiert wird, d.h. ob sie eine intersubjektive bzw. intertextuelle Gültigkeit gewinnt oder nicht. Damit sind wir zu einem Punkt gekommen, der die aktuelle Diskussion über die Kommunikationsfunktion der individuellen Kognition tangiert.<sup>176</sup> Das Sprechen als individuelle Sprachbildung vollzieht sich primär in einer geistigen *abgeschlossenen Einsamkeit* (S. 429) des einzelnen Individuums. Jedoch sind Sprechen und Verstehen unter dem Gesichtspunkt der Sprachabduktion als umgekehrte Prozesse zu betrachten (vgl. Kap. 4.1). In dieser Hinsicht liegt der Kern der Akzeptabilitätsfrage bzw. der Kommunikationsfunktion der individuellen Kognition darin, ob man das in die Hauptprämisse eingehende Gesetz, d.h. ob man das selbe Werturteil, die selbe Beobachtung, Induktion bzw. Deduktion teilt oder nicht. Da übercodierte und untercodierte Wortbildungen von bereits allgemein gültigen Gesetzen und Regeln ausgehen, steht die Akzeptierbarkeit bzw. die Kommunikationsfunktion grundsätzlich außer Frage. Im Gegensatz

---

<sup>176</sup> Vgl. Trabant 1998: 198ff.

dazu können kreative Wortbildungen erst als *richtig* akzeptiert werden, wenn das jeweilige individuelle Gesetz über die Weltstruktur eine intersubjektive Geltung gewinnt.

Darin liegen offensichtlich die von Humboldt erwähnten Grenzen der Freiheit individueller Sprachbildungen (vgl. Kap. 2.2.1). Die intersubjektive Geltung kann erreicht werden, entweder durch eine spontane geistige Übereinstimmung zweier oder einer Gruppe von Individuen, oder durch sprachliche Vermittlung. Die Meta-Abduktion für kreative Wortbildungen ermöglicht eine Verbreiterung neuer Kenntnisse, aber auch eine Gelegenheit zur sprachlichen Manipulation. Die Manipulation wird ermöglicht, wenn man blind den sekundären Zugang bzw. die Verbindung (e-L) akzeptiert, ohne dabei die zugrundeliegende sachliche Grundlage, also die G-e-Verbindung zu prüfen, was man ggf. in der Werbung erleben kann.

## 5 Eine Analyse ausgewählter deutscher Markennamen (MN)

### 5.1 Zur sprachwissenschaftlichen MN-Untersuchung

MN als sprachliches Phänomen wurde Anfang dieses Jahrhunderts wegen ihrer Fremdheit von der puristischen Sprachkritik verfolgt.<sup>177</sup> Allerdings hat sich die Bewertung der MN nach und nach von einer strikten Ablehnung zu einem Akzeptieren für bestimmte Warenbereiche gewandelt, was man beispielsweise in den verschiedenen Auflagen von Wustmanns *Allerhand Sprachdummheiten* (Voigt 1985: 132, Anmerkung 2) erfahren kann. Die Veränderung der MN-Bewertung zeigt sich auch in Äußerungen Weisgerbers. In Weisgerber (1950) wurden angesichts der Massen von MN *Dauerschäden für die Gemeinsprache* (Weisgerber 1950: 136; vgl. Platen 1997: 33) befürchtet, und in Weisgerber (1962) wurden MN als *deformierte Wörter* bzw. als *Endformen einer Entwicklungsstufe, der die sprachliche Gestaltungskraft verlorengegangen ist* (Weisgerber 1962: 211; vgl. Platen 1997: 2), bezeichnet. Einige Jahre später musste Weisgerber aber zugeben: *der Sprachforscher ist selbst überrascht über die Fülle der Aspekte der Frage nach dem Verhältnis von Wort und Ware, und die Frage nach der Werbekraft der Warennamen [...] hat natürlich auch ein sprachwissenschaftliches Interesse* (Weisgerber 1969: 195). Heute kann man mit Schippan (1989: 51, 55) davon ausgehen, dass die MN bereits zum Gegenstand der Sprachwissenschaft

---

<sup>177</sup> Vgl. Voigt 1985: 124.

geworden sind und durchaus einen angemessenen Platz in der linguistischen Literatur beanspruchen können.

Der Bewertungswandel der MN vom Gegenstand der Sprachkritik zum Gegenstand der Sprachwissenschaft zeigt, dass die MN immer mehr am Interesse der sprachwissenschaftlichen Untersuchungen gewinnen. Dieses Interesse ist allerdings von Streiten über den linguistischen Status der MN begleitet.<sup>178</sup> Es handelt sich dabei um die Frage, ob man die MN kategorial als Eigennamen oder als Appellativ betrachten soll. Auf diese Frage gibt es unterschiedliche Antworten.

Ausgehend davon, dass die Eigennamen im Gegensatz zu den Appellativen durch eine *Funktionslosigkeit der Morpheme* (Fleischer 1964: 327; vgl. Voigt 1985: 130) gekennzeichnet sind, besitzen MN für Fleischer Namencharakter. In der *Kleinen Enzyklopädie* (Fleischer 1983) werden MN im onomasiologischen Kapitel als Eigennamen behandelt.<sup>179</sup> Dass das Markenzeichen auf einen Namengebungsakt zurückgeht, der die Einmaligkeit der Erfindung oder der Herstellungsweise betont, ist für Berger das Argument dafür, dass MN *insofern zweifellos zu den Eigennamen* (Berger 1976: 377) gehören. Für Kalverkämper (1978: 376), der eine *Parallelstellung des Warenzeichens (Marke) mit dem Proprium* intendiert, gilt das Warenzeichen *per Gesetz als Eigennamen einer bestimmten, klar umgrenzbaren Gruppe, Klasse, Gemeinschaft, Art, Gattung von Waren* (Kalverkämper 1978: 370). Und für Raible (1968: 498), der Warenzeichen in der Hinsicht der Unterscheidungskraft betrachtet und vor einer Degenerierung zum Gattungsbegriff warnt, zählen MN *zur großen Klasse der Eigennamen*. Schließlich werden MN in der neulich erschienenen Monographie von Platen (1997: 29) *in aller Regeln zu Kategorie der Eigennamen gezählt*.

Neben dieser eindeutigen Zuordnung zur Kategorie der Eigennamen wird von einigen Autoren eine Sowohl-als-auch-Position vertreten. Wilkowski schlägt vor, MN als Übergangserscheinungen zwischen Eigennamen und Appellativa zu betrachten. Er schreibt:

*Es ist schwer zu sagen, ob man die Markennamen als Eigennamen bezeichnen soll. Vielleicht lassen sie sich als Namen in appellativer Funktion oder als Halbnamen auffassen* (zitiert nach Schippan 1989: 50).

Für diesen Vorschlag plädiert auch Gläser (1973: 220; vgl. Schippan 1989: 50):

---

<sup>178</sup> Vgl. Voigt 1982: 201f; Koß 1996: 105ff.

<sup>179</sup> Vgl. Schippan 1989: 50.

*In der gegenwärtigen Onomastik werden Warennamen als Grenzgebiet zwischen Eigennamen und Appellativa angesehen auf Grund der Tatsache, daß sie nicht unmittelbar individuelle Exemplare bezeichnen, sondern diese nun mittels eines Gattungsnamens, eines Namens für einen Warentyp, benennen. Ein Warenname wie Wartburg [...] hat seinen Stellenwert in einem onomasiologischen Bezugssystem. Er ist sowohl Appellativum (Personenkraftwagen) als auch eine propriae Bezeichnung für einen Warentyp mit unverwechselbaren Eigenschaften.*

Eine andere Position ist die der Weder-Noch-Position. Produktnamen sind z. B. für Römer *weder reine Eigennamen noch bloße Gattungsbezeichnungen*. Jedoch spricht Römer (1980: 53, 54) von *Appellativen besonderer Art*.

Eine relativ eindeutige Bestimmung der MN als Appellativa findet man beispielsweise bei Vater (1965) und Schippan (1989). Vater betrachtet den Artikelgebrauch als das Kriterium für die Unterscheidung zwischen Eigennamen und Appellativa. *Nicht als EN angesehen werden können die Namen von Erzeugnissen aller Art; sie sind stets Bezeichnungen für eine ganze Gattung, was durch den Gebrauch von ein, kein, jeder und mancher zum Ausdruck kommt [...] (MN) dienen nicht der Identifizierung eines ganz bestimmten Gegenstandes, sondern der Bezeichnung eines Typs* (Vater 1965: 212). Dass MN nicht ein Exemplar, sondern einen Typ von Produkten bezeichnen, ist auch für Schippan (1989: 50) ein Argument, MN der Klasse der Appellativa zuzuordnen. Sie bezeichnet MN als *eine besondere Art der Appellativa, die jedoch propriae Eigenschaften besitzt* (ebd.).

Es gibt darüber hinaus Positionen, die den linguistischen Status der MN differenzierter betrachten. In seiner linguistischen Beschreibung der MN hat Voigt (1985: 132) semantische Funktionen der sog. *Markennamen-Morpheme* feststellen können und spricht gegen die eindeutige, aufgrund der *Funktionslosigkeit der Morpheme* vollgezogene Bestimmung der MN als Eigennamen. Für Voigt (ebd.) sind v.a. die erfolgreichen, den Markt stark beherrschenden Markennamen ohne weiteres als Appellativa bzw. Kontinuativa zu bezeichnen. Hinsichtlich der Frage, ob MN Eigennamen oder Appellativa sind, spielt das Bewertungskriterium für Koß eine entscheidende Rolle. Wenn der Referenzfixierungsakt bzw. der 1:1-Objektbezug als wichtiges Kennzeichen für EN angesehen wird, so könnte man aufgrund des Mangels dieses Merkmals MN nicht als EN betrachten. Betont man aber die *Individualisierung* des Produkts durch einen unterscheidungskräftigen MN, so gehören MN *zumindest zum peripheren Bereich der Propria* (Koß 1996: 106).

Eine ausführlichere Darstellung über die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen zur MN hat Voigt (1982: 50f) geliefert. Innerhalb der Sprachwissenschaft werden MN als ein komplexes sprachliches Phänomen hauptsächlich in Untersuchungen zur Sprache der Werbung, zur Onomastik und zur Wortbildung thematisiert. Als Beispiele sind folgende Arbeiten zu nennen:

Römer (1980: 53f) hat in ihrer Arbeit zur Sprache der Anzeigenwerbung den Produktnamen ein Kapitel gewidmet. Auch Flader (1974: 87) berücksichtigt die Werbestrategie der Verwendung von MN als Eigennamen. Nach Fritz (1994: 72) zeichnet sich die Werbesprache im Bereich der Lexik durch eine starke Tendenz zur Wortbildung und zur Bildung von Neologismen aus, wobei die letztere im Bereich der Substantive besonders von MN vertreten ist.

Neben der neulich im Rahmen der romanischen Philologie erschienenen Monographie von Platen (Platen 1997) hat die germanistische Onomastik in den letzten Jahren mehrere Aufsätze und Abschnitte zu den MN zu verzeichnen.<sup>180</sup> Außer den Arbeiten von Koß<sup>181</sup> ist unter den onomastischen Untersuchungen die Arbeit von Bauer zu erwähnen. Bauer (1985: 54-55) hat den Begriff *Ergonyme* eingeführt. Unter dem onomastischen Gesichtspunkt gehören MN zur Kategorie der *Ergonyme*. Der Begriff *Ergonyme* subsumiert all das,

*was als Namen für vom Menschen geschaffene Objekte und Produkte gelten kann, ohne daß in dessen ordnende Eingriffe des Menschen in die Natur in der Art der Gliederung des Raums durch administrative Einheiten usw. hier berücksichtigt würden.*

Hinsichtlich des linguistischen Status von MN ist für Bauer (1985: 57) eine sprechakt- bzw. kontext-abhängige Interpretation sinnvoller. Einen interdisziplinären Charakter zeigt die Analyse der MN durch Kalverkämper. Nach einer juristischen Charakterisierung hat Kalverkämper parallele Merkmale, insbesondere die Transposition *Proprium zu Appellativum* von Warenzeichen (Marken) und Eigennamen darstellen können, *um so für beide Disziplinen eine Erweiterung und somit Bereicherung und Ergänzung der Perspektiven zu erreichen* (Kalverkämper 1978: 364f).

Im Rahmen der Wortbildung sind MN als Beschreibungsgegenstand heutzutage weitgehend anerkannt worden. Als Ausdruck für diese Anerkennung ist die Berücksichtigung der MN-Bildung in der neuesten Auflage Fleischers *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*

---

<sup>180</sup> Vgl. Koß 1996: 105.

<sup>181</sup> Siehe Literaturverzeichnis von Platen 1997.

(Fleischer/Barz 1995: 5) zu betrachten. Vor allem haben Voigt (1982, 1985) und Schippan (1989) mit einer Monographie bzw. Aufsätzen die Pionierarbeit geleistet.

Um die Wortstruktur von MN zu beschreiben, gibt es nach Voigt (1985: 126) zwei übliche Verfahren: die Bestimmung der etymologischen Herkunft und die Segmentierung nach der Intonation. Dazu merkt Voigt an:

*Seit Meyer (1902) sind alle Untersuchungen mehr oder weniger selbstverständlich etymologisch vorgegangen. Eine Segmentierung nach der Intonation wurde meist stillschweigend ergänzend herangezogen; ausdrücklich macht sie Sialm-Bossard (1975: 103) zur methodischen Basis seiner Analyse (Voigt 1985: 133, Anmerkung 6).*

Die etymologische Methode ist nach Voigt (1985: 57) für manche Sprachwissenschaftler ein Instrument, aufgrund ihrer sprachhistorischen Ausbildung die *uneinsichtigen* und *unverständlichen* MN zu bewältigen. Wo die sprachhistorische Methode nicht weiter helfen kann, werden gelegentlich auch Berichte von Erfindern, Herstellern bzw. Werbefachleuten herangezogen. Diese Vorgehensweise drückt sich z. B. bei den Erläuterungen der Bedeutungen von den im Duden aufgeführten Kunststoff-Markennamen aus (Voigt 1982: 58ff). Die etymologische und die intonatorische Analyse setzen nach Voigt (1985: 126) eine semantische bzw. eine phonologische Interpretation voraus. Daher sind auch *viele Mutmaßungen* nicht auszuschließen (Voigt 1982: 61). Die Ergebnisse dieser zwei klassischen Verfahren geben nach Voigt (1985: 126) Anlass zu der Klage, dass eine eindeutige morphologische Segmentierung das methodische Problem der MN-Analyse ausmacht. Für aufschlussreich hält Voigt (ebd.) dagegen die von ihm vorgelegte distributionelle Analyse eines größeren Markennamencorpus. Im Gegensatz zu den zwei klassischen Vorgehensweisen hat die distributionelle Analyse den Vorteil,

*daß sie nicht bereits phonologische oder semantische Interpretationen des Markennamens voraussetzt, sondern erst einmal die Formeinheiten bestimmt, die einer Interpretation bedürftig sind.*

Anhand einer Beschreibung von Kunststoff-Markennamen lässt sich die distributionelle Analyse wie folgt charakterisieren:

*Sie (MN) sollen erst unter Absehung aller Hinweise auf möglicherweise eingeflossene Namensmotivationen nach strukturalistischen Prinzipien analysiert werden. In einer zweiten Untersuchungsphase werden die ermittelten Sequenz auf ihre Motivierung hin*



*untersucht, und es wird, davon ausgehend, die referentielle Bedeutung regelmäßig wiederkehrend auftretender Sequenzen in Kunststoff-Markennamen bestimmt werden (Voigt 1982: 67-68).*

Für eine distributionelle Systematisierung der Bildung von MN macht Voigt vier methodische Annahmen, die sich auch in seiner Untersuchung bestätigt worden sind:

- (1) *Es wird Markennamen-Morpheme angenommen, die strukturell isoliert werden können, denen aber, selbst wenn ihre etymologische Herkunft erklärbar ist, als Bildungselement eines Markennamens keine referentielle Bedeutung mehr zukommt außer der, dem Sprecher zu signalisieren, daß es sich bei einer Bezeichnung um einen Markennamen handelt. Zu Markennamen-Morphemen werden auch die isolierbaren starktonigen Auslautvokale (Voigt 1985: 126-127) gerechnet.*
- (2) *Zur Bildung von Markennamen werden Bindelaute, zumeist starktonige Vokale (aber auch Liquiden), verwendet.*
- (3) *Zwei aufeinander folgende Laute (selten auch Lautsequenzen), die gleich oder ähnlich klingen, können reduziert werden (Haplologie).*
- (4) *Gegenüber dem Basiswort bzw. dem Wortteil (Abkürzung), das zur Bildung eines Markennamens herangezogen wird, sind Abwandlungen einzelner Laute /Buchstaben möglich (S. o. Schärfung, Erweichung, Ersatz des (ð) durch einen Starktonvokal) (Voigt 1985: 127).*

Diese vier Techniken dienen nach Voigt dazu, *die Markennamen auffällig zu machen bzw. zu einer Vereinfachung des Sprechens (ebd.)*. Als Markennamen-Morpheme hat Voigt für Produkte der chemischen Industrie und der Lebensmittelindustrie beispielsweise -in, -al, -an, -az, -en, -ex, -it, -ol, -on und -a, -i, -o, -u ermittelt. Solche Morpheme sind hyponym, sie bezeichnen mehrere Warengruppen und inkludieren zugleich die Bedeutung *Markenartikel* (Voigt 1985: 130).

Von ihrer These, dass MN als Appellativa zu betrachten sind, zieht Schippan (1989: 50) für die linguistische Erfassung und Beschreibung die Konsequenz, dass MN in den Arbeiten zur Wortbildung und Phraseologie beschrieben werden müssten. In ihrer Arbeit zu den MN übernimmt Schippan stillschweigend die Methode bzw. Kategorien, die man sonst für eine formale Beschreibung vorhandener Wortbildungen verwenden kann. Als Modelle der gegenwärtig häufigsten MN-Bildungen stellt Schippan fest:

- (1) Phonetisch gebundene Kurzwörter;
- (2) spezifische Suffixe wie –blink, -fix, -ex, -san, -ol, -dent;
- (3) Eigennamen als Konstituenten;
- (4) Kombination von Appellativa, Zahlen und Kurzwort;
- (5) Appellativa in Kombination mit Substantiven und Adjektiven;
- (6) Metaphorische und metonymische Glieder.<sup>182</sup>

Es ist zu bezweifeln, ob man die MN-Bildung ohne weiteres mit Methoden für vorhandene *normale* Wortbildungen beschreiben kann. Solche Methoden sind insofern als mit der sprachhistorisch orientierten etymologischen Methode ähnlich zu betrachten, als sie auf den aus dem vorhandenen Sprachsystem abstrahierenden Kategorien wie Morphem und Wortart beruhen, die ihrerseits eine semantische Interpretation voraussetzen. Es ist nicht zu übersehen, dass es sich bei der MN-Bildung um eine schöpferische Tätigkeit, d.h. um Sprachkreativität handelt, und zwar sowohl in phonetischer (bzw. graphemischer) als auch in semantischer Hinsicht. MN sind aufgrund ihrer Multi-Funktionen per Definition *anders* als vorhandene sprachliche Zeichen. In dieser Hinsicht ist zunächst die Auffassung der Produktnamen-Etymologie von Platen zu betrachten. Platen schreibt:

*Produktnamen weisen weder eine über mehrere Sprachstufen reichende Wortgeschichte auf, noch sind an ihnen Gesetze des Lautwandels abzuleiten; ihre Entwicklung schließlich ist allenfalls im sachgeschichtlichen Sinne als Herstellung oder Erfindung zu charakterisieren* (Platen 1997: 94).

Die Produktnamen-Etymologie, die nach Entstehungsumständen und Benennungsmotiven sucht, sollte nach Platen von dem lauthistorischen Prinzip zu einer assoziativen Etymologie abkehren, die auf dem Sichtbarmachen der Beziehungen zwischen Name und Produkt beruht.<sup>183</sup> Eine Tatsache ist aber,

*daß sich viele vermeintlich phantasievolle Namen auf verblüffend einfache Motive zurückführen lassen. [...] 'Maggi' ist beispielsweise weder Frauenkurzname noch Phantasiewort mit diminutivischem Charakter, sondern das Patronym des Firmengründers 'Julius Maggi' (ebd.).*

---

<sup>182</sup> Vgl. Schippan 1989: 53.

<sup>183</sup> Vgl. Platen 1997: 94.

Angesichts der Gefahr, *daß ein bisweilen wenig subtiles, oft auch stark individuell geprägtes Bedeutungserlebnis mit der Motivation oder schwerwiegender: mit dem tatsächlichen Benennungsgrund gleichgesetzt wird* (Platen 1997: 106), lassen sich die historiographische Deutungsmethode, die die Umstände der Benennungsfindung in erster Linie im ökonomiegeschichtlichen Interesse darstellt, und die wortexegetische Herangehensweise, die eher philologisch begründet ist und auf eine Bedeutungserklärung abzielt, einander auf ausgesprochen sinnvolle Weise ergänzen.<sup>184</sup>

Die Gefahr der Verwechslung des tatsächlichen Benennungsgrundes mit einer produktbezogenen semantischen Interpretation könnte aber auch anders bewertet werden. Es wäre sinnvoller, hinsichtlich der Motive der MN-Bildung zwischen dem instrumentarischen und dem semantischen zu unterscheiden. Für den Sprachbenutzer bzw. Sprecher als Konsument ist es meistens ohne Belang, ob ein MN durch eine Übertragung des Herstellernamens oder durch *brain storming* entstanden ist. Solche Techniken sind nur ein Instrument, das verwendet werden kann, um einen MN zu erfinden, der werbekräftig, und zugleich schutzfähig, einprägsam bzw. leicht aussprechbar sein soll. Wenn die Deutung der Beziehungen zwischen Name und Produkt als das Hauptziel einer MN-Beschreibung betrachtet wird, dann spielt das instrumentarische Motiv nur eine sekundäre Rolle. In dieser Hinsicht ist die Kenntnis darüber, dass *Maggi* beispielsweise der Name des Herstellers ist, nur wichtig, wenn man sie in bezug auf das Produkt etwa in dem Sinne *Name bürgt für Qualität* interpretiert.

In diesem Zusammenhang ist auch eine Arbeit von Weisgerber betrachtenswert. In seiner Arbeit über *Wort und Ware* geht Weisgerber(1969: 187) von der *energetischen* Sprachauffassung Humboldts aus. Sprache ist nicht lediglich *Mittel* zu anderen Zwecken, sondern v.a. eine primäre Leistung, die als eigentliche Wirkungsform der menschlichen Sprachbegabung anzusehen ist. Diese primäre Leistung ist nach Weisgerber zu beschreiben *als eine geistige Verwandlung von Seiendem in bewußtes Sein für Menschen, als Überführung der Wirklichkeit in eine den menschlichen Kräften erreichbare Bewußtheit*, d.h. als *sprachliche Gestaltung der Welt* (ebd.). Davon ausgehend ist ein Wort der Wirtschaftssprache *nicht einfach eine Bezeichnung für bereits vorher 'Vorhandenes', sondern ein Prozeß sprachlicher Anverwandlung unter Gesichtspunkten der Wirtschaft* (Weisgerber 1969: 189). Hinsichtlich der *Warenamen* kommt es für Weisgerber (1969: 192) weniger auf eine sachliche Identifizierung als auf eine geistige Gestaltung an. Die *weltgestaltende Sprachkraft am Aufbau der Wirtschaft* (Weisgerber 1969: 191) liegt in dem Grundvorgang, *der von*

---

<sup>184</sup> Vgl. Platen 1997: 107.

*Materialien und Produkten zu Wirtschaftsgütern und Waren führt* (Weisgerber 1969: 189). Diesbezüglich hat Weisgerber vier wesentliche Formen festgestellt:

- (1) Von vorhandenem Rohstoff zur Ware, z. B., von *Kali* zu *Kunstdünger*
- (2) vom technisch festgelegten Produkt zur handelsfähigen Ware, z.B., von *Doppelkohlensaures* zu *Backpulver*
- (3) vom gezielten technischen Produkt zur handelsfähigen Ware, z.B., von *Bodenventilator* zu *Staubsauger*
- (4) von Wort zu Ware. Das bedeutet, *daß eine künftige Ware längst vor ihrem Handelsstart, aber auch noch vor ihrer technischen Möglichkeit primär als Wirtschaftsgut konzipiert wird; z. B. Schreibmaschine, Luftschiff* (Weisgerber 1969: 190). Weisgerber hat den Realisierungsvorgang von Wort zu Ware in der folgenden Folge geschildert:

*Ansatz bei einer zukunftssträchtigen eingängigen Wortprägung wirtschaftssprachlichen Charakters; Gegenwärtighalten der Frage nach möglichen technischen Realisierungen; Steuerung durch das Einschalten wirtschaftlicher Gesichtspunkte (Preisgestaltung; gegenwärtige und zukünftige Käuferschichten usw.) bis zur Erstellung der gedachten Ware* (ebd.).

Die sprachlichen Umwandlungen von Produkten in Waren zielen darauf ab, *der Ware auch geistig Platz und Gegenwärtigkeit (zu) schaffen*, und zwar in dem Sinne, *daß es sich häufiger um Wortprägung als um Namensprägung handelt* (Weisgerber 1969: 192).

Die Auffassung Weisgerbers, dass der Warenname eine sprachliche Gestaltung der Ware darstellt, hat es verdeutlicht, dass es sich bei der Bildung der MN um die Fokussierung bzw. Einblendung bestimmter, relevanter Merkmale der Ware handelt. An diesem Punkt sollte sich die Methodik, die die MN-Erfindung in der Hinsicht der semantischen Beziehung zwischen Wort und Ware zu beschreiben versucht, ansetzen. Diese Methodik ist auch kompatibel mit der Namenauffassung, dass ein Name nicht nur ein Referenzmittel für einen Gegenstand in der Welt ist, sondern v.a. ein Zeichen, das eine Informationsmenge bzw. Merkmalsmenge über einen Gegenstand darstellt.<sup>185</sup> In diesem Punkt stimmt die Methodik, die die MN-Erfindung im Wort-Ware-Verhältnis (jedoch nicht dem vom Sprachsystem vermittelten) beschreibt, mit der vorliegenden Modellvorstellung, die die MN als Bildungen neuer Analogien bzw. als Merkmalsrepräsentationen betrachtet, überein.

---

<sup>185</sup> Vgl. Hansack 1990: 40.

## 5.2 MN als Gegenstand einer Wortbildungsbeschreibung

In den nachfolgenden Ausführungen wird versucht, MN als Spracherfindung bzw. kreative Wortbildungen zu beschreiben. In Kap. 4.5 wird bereits dargestellt, dass kreative Wortbildungen keine Relationen zwischen vorhandenen begrifflichen Entitäten, sondern Merkmale repräsentieren bzw. assimilieren. Der individuelle Sprecher bzw. Spracherfinder befreit sich von den vorhandenen Sprachanalogien und steht direkt dem jeweiligen Gegenstand gegenüber. Es fällt normalerweise aber schwer, eine Beschreibung kreativer Bildung durchzuführen, weil uns die jeweiligen situativ-referentiellen Kontexte, die für die Identifizierung der repräsentierten Merkmale und die Auswahl bestimmter Lauteinheit als Merkmalsrepräsentation die entscheidende Rolle spielen, oft unbekannt sind. Als sprachliches Phänomen haben MN-Erfindungen pragmatische Funktionen zu erfüllen, die juristisch, wirtschaftswissenschaftlich bzw. werbekommunikativ bereits festgelegt sind. Der Referenzobjekt eines Markennamens ist beispielsweise als bestimmte Ware oder Dienstleistung patentamtlich eingetragen. In dieser Hinsicht scheinen MN für eine Beschreibung kreativer Bildung sogar besonders geeignet zu sein. Durch eine Systematisierung der pragmatischen Funktionen von MN kann man die situativ-referentiellen Rahmenbedingungen feststellen, die für die subjektiven Gestaltungen von MN als grundlegende Basis fungieren. Man muss nur solche Kenntnisse bzw. Ergebnisse für eine sprachwissenschaftliche Beschreibung ausnutzen.

## 5.3 Zum situativ-referentiellen Kontext der MN-Erfindung: Funktionen der MN

In pragmatisch-funktionaler Sicht kann man die situativ-referentiellen Rahmenbedingungen für die MN-Erfindung als Funktionen der MN bezeichnen. Die nachfolgenden Darstellungen zielen darauf ab, sprachwissenschaftlich relevante Funktionsaspekte von MN zu illustrieren. Fachspezifische Details werden dabei nicht berücksichtigt. Abgeleitet von den Funktionen der juristisch und wirtschaftswissenschaftlich definierten Begriffs der Marke kann man in der einschlägigen juristischen, absatzwirtschaftlichen bzw. werbetechnischen Literatur drei zusammenhängende Grundfunktionen von MN feststellen: Schutzfunktion, Werbefunktion und Kommunikationsfunktion.

Der Begriff *Marke* wird gesetzlich in bezug auf die Schutzzfähigkeit definiert:

*Als Marke können alle Zeichen, insbesondere Wörter einschließlich Personennamen, Abbildungen, Buchstaben, Zahlen, Hörzeichen, dreidimensionale Gestaltungen einschließlich der Form einer Ware oder Verpackung sowie sonstige Aufmachungen einschließlich Farben und Farbenzusammenstellungen geschützt werden, die geeignet sind, Waren oder Dienstleistungen eines Unternehmens von denjenigen anderer Unternehmen zu unterscheiden (Abschnitt (1) §3, Markengesetz).*

Die Schutzfunktion betrifft die Schutzfähigkeit von MN, dass sie aufgrund ihrer Unterscheidungskraft und ihrer patentamtlichen Eintragung im Geschäftsverkehr bzw. im Wettbewerb gesetzlich geschützt werden können. Aus Mangel der Unterscheidungskraft sind solche Marken nicht schutzfähig,

*die ausschließlich aus Zeichen oder Angaben bestehen, die im Verkehr zur Bezeichnung der Art, der Beschaffenheit, der Menge, der Bestimmung, des Wertes, der geographischen Herkunft, der Zeit der Herstellung der Waren oder der Erbringung der Dienstleistungen oder zur Bezeichnung sonstiger Merkmale der Waren oder Dienstleistungen dienen können, und die ausschließlich aus Zeichen oder Angaben bestehen, die im allgemeinen Sprachgebrauch oder in den redlichen und ständigen Verkehrsgewohnheiten zur Bezeichnung der Waren oder Dienstleistungen üblich geworden sind (§ 8 Markengesetz).*

Die gemeinsprachlichen Appellativa wie *Auto*, *Kühlschrank* besitzen beispielsweise keine Unterscheidungskraft und sind markengesetzlich nicht schutzfähig. Die sprachliche Konsequenz ist daher, dass MN sowohl in der lautlichen (bzw. graphemischen) Form als auch in der Bedeutung möglichst einmalig, eigenartig und kreativ sein sollen.

Die Werbefunktion bezieht sich auf die Funktion von MN, zur Etablierung eines positiv geschätzten Images von der jeweiligen Ware oder Dienstleistung die intendierte Werbebotschaft zu vermitteln. Im Rahmen der Werbefunktion weisen MN v.a. zwei zusammenhängende Aspekte auf, die sprachwissenschaftlich interessant sind. Diese zwei Aspekte bezeichne ich als Bedeutungsfunktion und Mythosfunktion. Ausgehend von der G-e-L-Verbindung kann man zwischen Bezeichnungsfunktion und Bedeutungsfunktion sprachlicher Lauteinheit unterscheiden. Unter der Bezeichnungsfunktion verstehe ich den Bezug einer sprachlichen Lauteinheit auf einen konkreten, realweltlichen Gegenstand, also die direkte G-L-Verbindung. Diese Funktion kann aber nicht sprachlich, sondern nur situativ, d.h. verhaltensmäßig hergestellt werden. Für MN realisiert sich die Bezeichnungsfunktion durch den Prozess der amtlichen Nameneintragung und durch das Kaufverhalten von

Konsumenten. Mit der Bedeutungsfunktion wird die Verbindung zwischen der geistigen Form und der lautlichen Gestalt, also die e-L-Verbindung gemeint. Für die Werbefunktion ist nicht die Bezeichnungsfunktion, sondern v.a. die Bedeutungsfunktion wichtig. Mit MN werden v.a. die differenzierenden Merkmale von Waren und Dienstleistungen repräsentiert, die sich auf die angeblichen oder tatsächlichen rationalen und emotionalen Nutzen der Ware oder Dienstleistung beziehen.<sup>186</sup> Solche Merkmale bilden den Inhalt der Werbebotschaft bzw. des sog. Markenwissens. *Markenwissen liegt vor, wenn ein Befragter einen Markennamen mit bestimmten Eigenschaften assoziiert* (Koschnik 1996: 667). Das Markenwissen kann dadurch vermittelt bzw. gelehrt werden, *daß bestimmte Begriffspaare möglichst oft gleichzeitig auftreten, also Produktgattung/Markenname und Markenname/Produkteigenschaften.*(ebd.). Das gelernte Markenwissen ermöglicht die Herstellung des Markenimages.<sup>187</sup> Gegenwärtig zeigt sich die Tendenz, dass in der Werbung immer weniger über die reale Sachleistung bzw. das rationale Nutzen, aber immer mehr über das emotionale Nutzen kommuniziert wird. Dies bedeutet, dass die Wahrnehmungstypen für MN weniger im Sinne der objektschematischen Objektstruktur bzw. der funktionalen Situationsstruktur, sondern eher im Sinne der emotionalen Einstellung zu interpretieren sind. Im Sinne der Einstellung werden MN oft als soziale Indikatoren und Repräsentanten von Philosophien und Konzepten verwendet.<sup>188</sup> Man kann aufgrund seines Markenwissens jemand, der z.B. einen *Jaguar* fährt und gerne *Havana* raucht sehr wahrscheinlich als Mitglied der sozialen Oberschicht ansehen, und jemand, der *Skoda* fährt und *Royal* raucht, eher als *Spießer* einordnen, obwohl man in Wirklichkeit nichts Persönliches über die beiden weiß.<sup>189</sup> Die Bedeutungsfunktion von MN vermittelt also die intendierte Werbebotschaft, die die Nutzensvorstellungen bzw. die Wertvorstellungen der Zielgruppe ansprechen soll.

Die Bedeutungsfunktion von MN drückt sich auch bei der Entwicklung von Einzelmarke zu Dachmarke aus. Eine Einzelmarke ist eine Marke für eine bestimmte Produktart. Dagegen stellt eine Dachmarke die Marke für verschiedene Produktarten dar.<sup>190</sup> Man kann eine bewährte Einzelmarke markentechnisch zu einer Dachmarke machen und damit die Philosophie bzw. das Markenimage auf andere Produktarten übertragen. Die Marke *Nivea*

---

<sup>186</sup> Vgl. Gotta 1988:25.

<sup>187</sup> *Das Markenimage ist das bei bestimmten Personenkreisen wie den beteiligten Verkehrskreisen, den Abnehmern, den Kunden, der Konkurrenz usw. oder auch der allgemeinen Öffentlichkeit vorherrschende Vorstellungsbild über einen Markenartikel* (ebd.).

<sup>188</sup> Vgl. Gotta 1994: 774.

<sup>189</sup> Vgl. ebd..

<sup>190</sup> Vgl. Wolf 1995: 173.

bezeichnet ursprünglich als Einzelmarke nur die Produktart Creme, als Dachmarke steht sie für verschiedene Produktarten der Hautpflege. Es gibt beispielsweise *Nivea milk*, *Nivea Sonne*, *Nivea Baby* usw. (Prick 1988: 93). Unter dem Markennamen *Siemens* kann man Produktarten wie Telefongerät, Kühlschrank und Medizinanlagen finden. Das Phänomen der Dachmarke macht deutlich, dass MN nicht durch ihre Bezeichnungsfunktion, sondern v. a. durch ihre Bedeutungsfunktion ausgezeichnet sind. Die Bezeichnungsfunktion, dass der Konsument schließlich zum Kaufen bestimmter Ware oder Dienstleistung angeregt werden soll, ist als eine intendierte Folge der Bedeutungsfunktion zu betrachten.

Die allgemeine Unterscheidung zwischen dem rationalen und dem emotionalen Nutzen dient v.a. dem Zweck der Analyse. Das rationale Nutzen entspricht oft dem informativen Aspekt der MN-Bildung, der sich auf Faktoren wie Hersteller, Produktionsort, Rohmaterial, sachliche Eigenschaften, Gebrauchszweck, Verwendungseffekt und Benutzerkreis beziehen kann.<sup>191</sup> Dabei ist die Tatsache natürlich nicht zu übersehen, dass das produktbezogene rationale Nutzen Träger des emotionalen Nutzens ist. Rational bewährte Marken können nicht nur markenstrategisch zu Dachmarken, sondern emotional zu Mythen gemacht werden. Mythische MN sind große Marken als *die Zusammenfassung aller rationalen und nicht rationalen Werte, die unverwechselbar und schutzfähig die Identität eines Produkts, einer Dienstleistung oder eines Unternehmens in unterschiedlichen Ländern sicherstellt* (Gotta 1988:25). Solche Marken

*strukturieren nicht nur Märkte, sondern ganze Wertsysteme ..... können sich gewandelten Werten anpassen, zeitgerecht aktuellen Trends folgen, sie sogar beeinflussen, ohne ihre Substanz, ihre Identität zu verlieren. ....(Sie) polarisieren und beeinflussen Kultur und Kulturen als multinationale und multikulturelle Botschafter ..... (Süddeutsche Zeitung, 28. Juni 1995: Marken werden Mythen).*

Den Wirkungsmechanismus von Mythos-MN kann man als eine Art *reziproke Determination* (Köller 1975: 177ff) zwischen Markennamen, den intendierten Werten und der Warengattung charakterisieren. Da mythische MN allgemeine Werte repräsentieren, haben sie ausschließlich den Wahrnehmungstyp der Einstellung.

Allgemein kann man sagen, dass ein Markenname der Name für bestimmte Waren und Dienstleistungen ist, der markengesetzlich aufgrund seiner Unterscheidungskraft schutzfähig ist und eine Zusammenfassung aller sachlichen und emotional-konzeptuellen Merkmale bzw.

---

<sup>191</sup> Vgl. Lötscher 1992: 345.

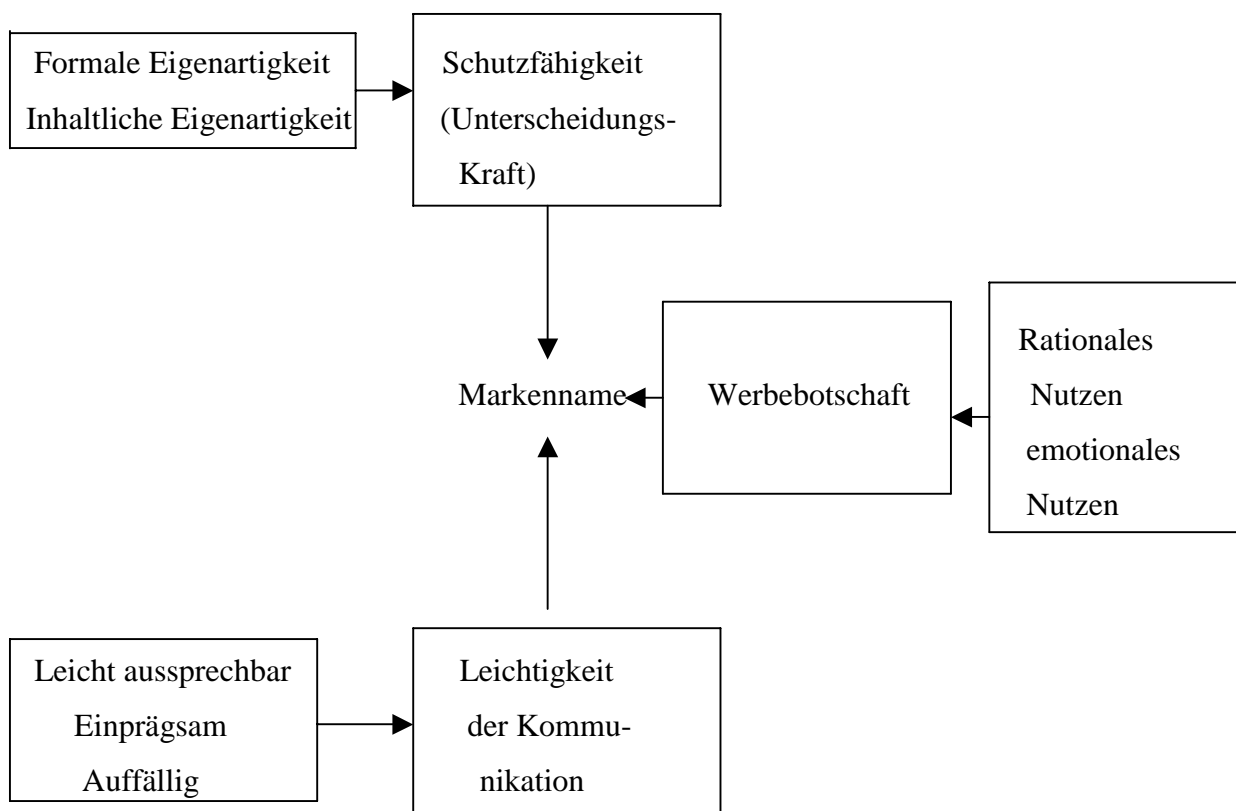


Eigenschaften darstellt, die für den Verbraucher von Nutzen sind und unverwechselbar die Identität der markierten Waren und Dienstleistungen bewahren.<sup>192</sup>

Die Kommunikationsfunktion der MN liegt darin, die Identifizierung bestimmter Waren und Dienstleistungen durch den Verbraucher zu ermöglichen bzw. zu erleichtern. Dem Verbraucher gegenüber sollen MN eine pragmatische Orientierungshilfe sein, wenn sie ihm bekannt und vertrauenswürdig sind. Beim Einkaufen würde der Verbraucher sich nach dem Markennamen orientieren, der das gewünschte Produkt von den Massen gleichartiger anderer Produkte hervorhebt. Die sprachliche Konsequenz ist, dass MN leicht auszusprechen, auffällig und einprägsam sein sollen, so dass der Abnehmer beim Nennen, Merken, Erkennen bzw. Wiedererkennen keine große Schwierigkeit haben.

Das nachfolgende Abbild soll die Auswirkungen der Funktionen der MN auf ihre formale und inhaltliche Gestaltung skizzieren.

Abbild: Auswirkungen der Funktionen der MN auf ihre Gestaltung



<sup>192</sup> Vgl. Gotta 1988:25.

Für eine Beschreibung von MN im Rahmen des vorliegenden Wortbildungsmodells kann man von dieser pragmatisch-funktionalen Systematisierung folgende Ergebnisse ziehen:

- (1) Die Merkmale, die MN als kreative Wortbildungen repräsentieren, sind die intendierte Werbebotschaft in Form von dem rationalen und/oder emotionalen Nutzen der Produkten.
- (2) MN können die Wahrnehmungstypen der objektschematischen Objektstruktur, der funktionalen Situationsstruktur und der Einstellungsstruktur haben. Mythische MN sind ausschließlich mit dem Wahrnehmungstyp der Einstellung zu interpretieren.
- (3) Die Auswahl bestimmter Lauteinheit muss die Kriterien der Schutzfähigkeit und der leichten Kommunizierbarkeit berücksichtigen.

#### 5.4 Eine Typologie von MN nach dem Kriterium der Erfindungstechnik

MN können verschiedene sprachliche Formen haben. Sie können Sätze, Phrasen, Wörter, Buchstaben (Kurzwörter), Zahlen oder Kombinationen von ihnen sein. Beispiele:

Sätze: Nimm 2 (Bonbons), Du darfst (Butter);

Phrasen: Deutsche Bank (Kreditinstitut), die lachende Kuh (Weichkäse);

Wörter: Puma (Sportartikel), Löwensenf (Senf), Boss (Herrenanzug), Nivea(Creme);

Buchstaben: AEG (Kühlschrank), VW (Auto), BMW (Auto), ZDF (Fernsehsender);

Zahlen: 4711 (Parfum), 4 \* 8 (Seife), 3M (Bürobedarf), Pro 7 (Fernsehsender)<sup>193</sup>

MN sind als kreative Wortbildungen zu betrachten, weil sie aufgrund ihrer Multi-Funktionen per Definition nicht die vorhandenen Sprachanalogien wiederherstellen, sondern Merkmale bzw. neue G-e-L-Verbindungen repräsentieren. Als kreative Wortbildungen kann man MN nach dem Kriterium der Erfindungstechnik in drei Haupttypen teilen: durch phonetische Technik erfundene MN, durch intellektuelle Technik erfundene MN und durch eine Kombination von diesen zwei Techniken erfundene MN. Zu betonen ist aber, dass hier mit *Technik* nicht das instrumentarische Motiv, sondern das semantische Motiv der Analogiebildung gemeint ist.

Die durch phonetische Technik erfundenen MN sind Kunstwörter, die rein psychophonetisch motiviert sind. Beispiele: *Pixi* für Reihe von Miniaturbücher für Kinder, *Pritt* für Klebstoff. Bei den durch intellektuelle Technik erfundenen MN kann man zwischen halb-kreativen und voll-kreativen MN unterscheiden. Unter den halb-kreativen MN verstehe ich solche, die eine

referentielle Identität zwischen der Wortbildung und ihrer letzten Konstituente aufweisen. Das sind diejenigen Markennamen, die die Sachbezeichnung der jeweiligen Ware bzw. Dienstleistung als Konstituente enthalten, z. B., Löwensenf, Citibank. Im Gegensatz dazu besteht bei voll-kreativen MN keine substantiell oder prototypisch definierbare referentielle Identität zwischen der gesamten Wortbildung und ihrer letzten Konstituente. Außerdem sind die Konstituenten in lexikalischer Hinsicht als natürliche Lexeme zu betrachten. Beispiele: *Kuschelweich* (Weichspüler), *Teekanne* (Tee). MN mit gemischter Technik sind ebenfalls Kunstwörter. Dabei werden bestimmte Merkmale zum Teil durch intellektuelle Technik, und zum Teil durch phonetische Technik repräsentiert. Beispiele: *Exquisa* (exquis(t) + a, Fruchtquack), *Smacks* (schm(e)k(t) + a ...s, Getreideflocken). MN mit gemischter Technik entstehen grundsätzlich durch eine minimale phone-graphemische Abwandlung von bestimmter lexikalischen Ausgangsbasis. Dadurch unterscheiden sie sich von MN, die vollständig psychophonetisch motiviert sind. Die Grenzen zwischen den durch phonetische Technik erfundenen MN und den MN mit gemischter Technik sind aufgrund der Mitwirkung des instrumentarischen Motivs oft nicht eindeutig zu ziehen.

## 5.5 Eine MN-Analyse

In der vorliegenden Analyse wird versucht, das vorgeschlagene Modell der Wortbildungsbeschreibung auf die Beschreibung der MN-Erfindung anzuwenden. Dabei wird v.a. das Lexikon der Produktnamen von Lötscher *Von Ajax bis Xerox* (Lötscher 1992) als Referenzwerk verwendet. In diesem eher wortexegetisch orientierte Lexikon werden die versammelten Produktnamen v.a. in bezug auf sprachlichen Kontext, Produktzusammensetzung, Hersteller oder Gebrauchseigenschaften gedeutet, wobei die Deutungen ihrerseits auf Sprachwörterbücher, Speziallexika, Produktnamen-Monographie und Herstellerberichte stützen.<sup>194</sup> Die vorliegende Beschreibung basiert auf diesem Lexikon, betrachtet allerdings die ausgewählten MN in erster Linie als Merkmalsrepräsentation. Damit wird intendiert, MN-Erfindung mittels Gesetzmäßigkeiten der Sprachbildung zu erklären.

---

<sup>193</sup> In der vorliegenden Analyse werden hauptsächlich die Wort-MN berücksichtigt.

<sup>194</sup> Vgl. Platen 1997: 102.

### 5.5.1 MN mit phonetischer Technik

Nach Schuhmacher sind in keiner natürlichen Sprache die theoretisch möglichen Elementkombinationen eines gegebenen Phoneminventars ausgenutzt.<sup>195</sup> *Positionen, die mit bestimmten Elementen oder Elementgruppen des zentralen Lautsystems einer Sprache gar nicht oder nur gering belegt sind, können durch Elemente des peripheren Systems einer Sprache besetzt werden* (ebd.). Darin liegen die phonetischen Möglichkeiten der Spracherfindung. Nach dem in der vorliegenden Arbeit vorgeschlagenen Modell sind MN durch phonetische Technik erfunden, wenn sie zur Repräsentation der Werbebotschaft lautmalerisch oder lautsymbolisch codiert sind. Von dieser Annahme ausgehend werden 60 MN betrachtet, die in Lötscher (1992) ausdrücklich als Phantasiewörter bzw. Bildungen ohne sprachliche Hintergründe eingestuft sind. Solche MN sind also keine Verfremdung, Entlehnung, Abkürzung, bzw. Kurzbildung. Es handelt sich dabei um die folgenden Bildungen:

Araldit: Klebstoff	Arbid: Schnupfenmittel
Ata: Reinigungsmittel	Autan: Mittel gegen Fliegen
Balahe´: Parfum	Balisto: Schokoriegel
Bilz: Süßgetränk	Blendax: Zahnpasta
Boxazin: Schmerzmittel	Camry: Automobilmodell
Celica: Automobilmodell	Cilia: Papiertefilter
Cordia: Automobilmodell	Elmex: Zahnpasta
Estanza: Grapefruitsaft	Exxon: Benzinmarke
Fa: Seife	Fanta: Süßgetränk
Ffft: Insektizid	Glad: Frischhaltefolie
Glaid: Raumerfrischer	Gliz: Bohnerwachs
Go: Deodorant	Ilgon: Künstlicher Süßstoff
Junita: Fruchtsaftgetränk	Ke´ora: Parfum
Kim: Zigarette	Liz: Waschmittel
Maga: Waschmittel	Meccarillo: Zigarrillo
Mirinda: Limonade	Mum: Deodorant
Nan: Säuglingsnahrung	Omo: Waschpulver
Pan: Haarshampoo	Pattex: Lebstoff

<sup>195</sup> Vgl. Schuhmacher 1969: 68.

Pez: Bonbons	Pixi: Reihe von Miniaturbüchern für Kinder
Ponal: Holzleim	Potz: Scheuermittel
Pritt: Klebstoff	Sanso: Feinwaschmittel
Saptil: Spezialwaschmittel	Sarabé: Eau de toilette
Snipp: Enthaarungsspray	Somat: Geschirrspülautomatenmittel
Spic: Allzweckreiniger	Starion: Automobilmodell
Sugus: Bonbons	Tamango: Parfum
Tredia: Automobil	Valium: Beruhigungsmittel
Veet: Entharrungscreme	Vel: Spülmittel
Vif: Scheuermittel	Vim: Scheuermittel
Viss: Scheuermittel	Voltaren: Schmerz- und Rheumamittel
Xa: Hungerreduzierende Tabletten	Y: Parfum; Automobil

Die Analyse ist darauf gezielt, festzustellen, ob zwischen den Namen und den jeweiligen Waren bzw. Eigenschaften der Waren Zusammenhänge bestehen, die lautmalerisch oder lautsymbolisch interpretierbar sind. Die Ergebnisse werden nach den Kriterien *eindeutig*, *weniger deutlich* und *neutral* bewertet.

Eindeutig:

Araldit (Klebstoff): aral-, valenz-positiv, klebfähig; -dit, erregung-positiv, schnell

Ata (Reinigungsmittel): valenz-positiv, sanft, angenehm, Ordnung

Ffft (Insektizid): erregung-positiv: schnell, Bewegung (lautmalerisch)

Gliz (Bohnerwachs): erregung-positiv, schnell glänzend

Liz (Waschmittel): erregung-positiv: schnell sauber

Nan (Säuglingsnahrung): potenz-negativ, weich; valenz-positiv, angenehm (lautmalerisch)

Pixi(Miniaturbücher für Kinder): erregung-positiv, klein, bewegend

Pritt(Klebstoff): erregung-positiv, schnell geklebt

Sanso(Feinwaschmittel): valenz-positiv: angenehm, fein

Snipp(Entharrungsspay): erregung-positiv, schnell weg

Spic(Allzweckreiniger): erregung-positiv, schnell sauber

Valium(Beruhigungsmittel): erregung-negativ, beruhigend

Veet(Entharrungscreme): potenz-positiv, kräftig; erregung-positiv, schnell weg

Weniger deutlich:

Arbid (Schnupfenmittel): erregung-positiv, wirkungsvoll

Cilia (Papierteefilter): valenz-positiv, angenehm

Exxon (Benzin): potenz-positiv, kräftig

Fa (Seife): valenzpositiv, angenehm

Junita (Fruchtsaftgetränk): valenz-positiv, angenehm

Maga (Waschmittel): valenz-positiv, angenehm

Mirinda (Limonade): valenz-positiv, angenehm

Omo (Waschpulver): valenz-positiv, rund, Ordnung

Pattex (Klebstoff): potenz-positiv, fest

Ponal (Holzleim): valenz-positiv, Anziehung

Neutral:

Autan (Mittel gegen fliegen), Balahe´(Parfum), Balisto (Schokoriegel), Bilz (Süßgetränk),

Blendax (Zahnpasta), Boxazin (Schmerzmittel), Camry (Auto), Celica (Auto), Cordia (Auto),

Elmex(Zahnpasta), Estanza (Saft), Fanta (Süßgetränk), Glad (Frischhaltefolie), Glaid

(Raumerfrischer), Go (Deodorant), Ilgon (Künstlicher Süßstoff), Ke´ora (Parfum), Kim

(Zigarette), Meccarillo (Zigarillo), Mum (Deodorant), Pan (Haarshampoo), Pez (Bonbons),

Potz (Scheuermittel), Saptil (Spezialwaschmittel), Sarabe´ (Eau de toilette), Somat

(Spülmittel), Starion (Auto), Sugus (Bonbons), Tamango(Parfum), Tredia (Auto),

Vel(Spülmittel), Vif (Scheuermittel), Vim (Scheuermittel), Viss (Scheuermittel), Voltaren

(Schmerzmittel), Xa (Hungerreduzierende Tabletten), Y(Parfum; Auto)

Unter den 60 Phantasie-Bildungen sind 13 Bildungen, etwa 21%, als *zusammenhang-eindeutig*, 12 Bildungen, etwa 17%, als *zusammenhang- weniger deutlich* und 37 Bildungen, etwa 62% als *zusammenhang- neutral* zu interpretieren. Wenn man die ersten zwei Gruppen zusammenrechnet, dann beträgt der Anteil der zusammenhang-aufweisenden Bildungen 38% des gesamten Korpus, während die zusammenhang-neutralen Bildungen mit 62% nach wie vor den nominierenden Anteil ausmachen. Dieses Ergebnis kann man zugunsten der lautmalerischen bzw. lautsymbolischen Bildungen wie folgt interpretieren: Bei den neutralen Bildungen könnten aus markentechnischen Gründen die Unterscheidungskraft bzw. die Einprägsamkeit der MN der Werbekraft gegenüber bevorzugt werden. Außerdem scheint es, dass es Bildungen gibt, die in der Ware-Wort-Beziehung zwar neutral sind, jedoch bilden sie sich ihrerseits zu kleineren Gruppen, die man nach dem Sachgebiet kategorisieren kann. Z. B.

Automobil-Bildungen: Camry, Celica, Cordia ; Getränk-Bildungen: Estanza, Fanta, Junita, Mirinda; Pflege- bzw. Waschmittel-Bildungen. Fa, Go, Mum, Pan, Vel, Vif, Vim, Viss. Solche Bildungen können gruppeneinheitliche phonetische Eindrücke erwecken, so kann man die Gruppenzugehörigkeit als das Hauptkriterium ihrer Bildungen ansehen. Darüber hinaus werden die zahlreichen Kunstwörter, die durch das Verfahren der Abkürzung gebildet sind, in dieser Analyse nicht berücksichtigt. Da die Wahl der Bildungselemente von Menschen getroffen wird, ist anzunehmen, dass dabei psychophonetische Gesetzmäßigkeiten sehr wahrscheinlich mitwirken. Und dies gilt auch für die mittels Computer gebildeten MN. Obwohl es diesbezüglich noch weiterer Untersuchungen bedarf, ist allerdings aus diesen Überlegungen grundsätzlich davon auszugehen, dass die phonetische Technik bei der MN-Erfindung mitgewirkt hat. Anders formuliert heißt es, dass reine Phantasie-MN zum Teil als kreative Wortbildungen zu interpretieren sind, wobei die erfundenen Lauteinheiten (L<sub>1</sub>) Merkmale der Gegenstände bzw. Waren lautmalerisch bzw. lautsymbolisch repräsentieren.

Die phonetische Repräsentation der nutzenstiftenden Merkmale ist auf die Symbolfähigkeiten bestimmter Lauteinheiten zurückzuführen. Die gesamte Repräsentation kann von verschiedenen Lauteinheiten, v.a. starktonigen Vokalen ausgeprägt werden. Man kann z.B. bei der Bildung *Araldit* zwei merkmalsrepräsentierende Einheiten feststellen, nämlich *aral-* und *-dit*. Da das Vokal *a* besonders valenzpositiv wirkt, liegt es nah, anzunehmen, dass sich die Lauteinheit *aral-* auf die Klebfähigkeit des Klebstoffs bezieht. Im Gegensatz dazu zeichnet sich die Lauteinheit *-dit* durch den positiven Erregungswert von dem Vokal *i*, *d* und *t* aus, der die Schnelligkeit eines Klebverfahrens symbolisieren kann. Diese Merkmalsdifferenzierung, die auf der besonderen Ausprägung beteiligter Phoneme stützt, ist allerdings bei den phonetischen Bildungen eher selten. Die konzeptuelle Struktur der phonetisch gebildeten MN ist grundsätzlich holistisch zu charakterisieren. Auch wenn ein MN aus zwei oder mehreren Silben besteht, z. B. *Pixi*, *Valium*, macht er eher eine einheitliche Qualität aus. Der Grad der konzeptuellen Gliedrigkeit der phonetisch gebildeten MN muss also als sehr gering geschätzt werden.

## 5.5.2 MN mit intellektueller Technik

### 5.5.2.1 Halb-kreative MN mit intellektueller Technik

MN sind halb kreativ, wenn eine referentielle Identität zwischen der letzten Konstituente und der gesamten Bildung besteht, und die anderen Konstituenten konzeptuell Merkmale

repräsentieren. Als halb-kreativ zu interpretieren sind beispielsweise die folgende drei MN : Löwensenf, Citibank, Leibniz-Keks. *Löwe*, *Citi*, *Leibniz* als Merkmalsrepräsentation sind offensichtlich durch das Merkmalsgleichheit-Verfahren ausgewählt worden: *Löwe* ist stark, kräftig und königlich; *Citi* basiert auf dem englischen Wort *City* und kann die Merkmale wie *modern*, *dynamisch* repräsentieren; *Leibniz* bezieht sich auf den Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Zusammenhang zwischen *Leibniz* und *Leibniz-Keks* liegt nach Lötscher (1992) darin, dass Leibniz mehrere Jahrzehnte bis zu seinem Tod in Hannover, wo *Leibniz-Keks* produziert wird, gelebt hat. Mit dem MN wird also auf die Produktionsort bezogen. Das Motiv der Hervorhebung dieses Merkmals liegt offensichtlich darin, mit dem Namen *Leibniz* ein positives Image von der Ware zu schaffen.

Halb-kreative MN sind in dem mir zugänglichen Korpus ziemlich selten. Im Rahmen der halb-kreativen MN ist auch der Markenname *P-C-Kleber* zu betrachten. Nach Lötscher (1992) ist *P-C-Kleber* Klebstoff, der aus Polivinyln und Chlorid hergestellt wird. Die Bildung *P-C-Kleber* ist insofern als halb-kreativ anzusehen, als *P-C* das Materialmerkmal von *Kleber* repräsentiert. Auf der anderen Seite wäre *Polivinyln-Kleber* oder *Chlorid-Kleber* keine halb-kreative Bildung, weil zwischen den zwei substantiell definierbaren Konzept-Einheiten eine grammatische Beziehung vorliegt. *Polivinylnkleber* und *Chloridkleber* würden die gleiche grammatische Relation wie *Lederkleid* oder *Pelzmantel* aufweisen. Mit Hilfe der Abkürzung wird die Bildung kreativ und schutzfähig gemacht.

#### 5.5.2.2 Voll-Kreative MN mit intellektueller Technik

MN sind voll- kreativ gebildet, wenn sie bzw. ihre Konstituenten, die in lexikalischer Hinsicht als natürliche Lexeme zu betrachte sind, als Merkmalsrepräsentation fungieren. Solche MN sind v.a. durch ihre Bedeutungsfunktion bzw. Mythosfunktion ausgezeichnet. Die Bedeutungsfunktion der MN liegt darin, dass MN Merkmale repräsentieren, die den Nutzeigenschaften der jeweiligen Ware oder Dienstleistung entsprechen. MN können die Wahrnehmungstypen der objektschematischen Objektstruktur, der funktionalen Situationsstruktur und der Struktur der Einstellung haben. Bei dem Wahrnehmungstyp der Einstellung sprechen wir von Mythosfunktion. Als Merkmalsrepräsentation können voll-kreative Bildungen morphologisch ein-, zwei- oder mehrgliedrig sein.



Die folgenden MN sind dem Wahrnehmungstyp der objektschematischen Objektstruktur zuzuordnen:

*Fön* (Heißlufttrockner), *Hohes C* (Obstsaft), *Plexiglas* (glasartiger Kunststoff), *Hakle Dreilagig* (Toilettenpapier), *Hakle Feucht* (Toilettenpapier), *Kanterbrau* (Bier), *Knussperriegel* (Schokoriegel), *Kuschelweich* (Weichspüler), *Panzer* (Waffenzeitschrift), *Starfrucht* (Fruchtyoghurt)

MN mit dem Wahrnehmungstyp der Objektstruktur beziehen sich auf die sachlichen Merkmale der Produkten, wodurch das rationale Nutzen vermittelt werden soll. Solche MN sind heutzutage eher selten. Viel mehr werden mit MN Merkmale repräsentiert, die v.a. die funktionalen Gebrauchseffekten der Produkten beschreiben. Solche MN sind mit dem Wahrnehmungstyp *Situationsstruktur* zu interpretieren, wobei mit der Situation die Gebrauchssituation der jeweiligen Ware angenommen wird. Beispiele:

*Atem-Gold* (Erfrischungspastillen -> frisch), *Genie* (Waschmittel -> genial), *Gutnacht* (Beruhigungsmittel -> beruhigend), *Homa-Gold* (Margarine -> wertvoll), *Idee* (Kaffe -> intelligent), *Impulse* (Parfum -> wirkungsvoll), *Lebewohl* (Hühneraugenpflaste -> wohl), *Puma* (Sportartikel -> dynamisch), *All* (Waschmittel -> sehr mächtig), *Abflußfrei* (Rohrreinigungspulver -> frei), *Forstfrisch* (Bier -> frisch), *Husteflucht* (Bronchialtonikum -> hustenfrei), *Kapitän* (PKW -> Steuernspaß), *Loewe* (Fernsehgeräte -> königlich), *Nachtflug* (Herrenparfum -> geheimnisvoll), *Obstgarten* (Fruchtquark -> frisch, gesund), *Rekord* (PKW -> meisterhaft), *Rosenheim* (Sofa -> wohl), *Schmutzteufel* (Handstaubsauger -> unheimliche Sauberkeit), *Schoko-Zauber* (Schokopralinen -> zauberhafter Genuß), *schwarzer Samt* (Parfum -> elegant), *Glänzer* (Fußbodenreiniger -> glänzend)

Die Bedeutungsfunktion dieser MN ist offensichtlich auf das Merkmalsgleichheit-Verfahren zurückzuführen, wobei manche Lauteinheiten an sich Merkmalsbezeichnungen sind. Als Beispiele für das Merkmalsverwandschaft-Verfahren sind die folgenden zwei MN anzusehen: *Humboldt* (Taschenbuchverlag), *Schwarzkopf* (Haarpflegeprodukte). Die merkmalsmäßige Verwandtschaft zwischen *Humboldt* (Alexander von Humboldt) und dem betreffenden Taschenbuchverlag liegt darin, dass dieser Verlag Bücher veröffentlicht, deren thematische Auswahl von dem Forschungsbereich Humboldts ausgeht.<sup>196</sup> *Schwarzkopf* stellt ein

---

<sup>196</sup> Vgl. Lötscher 1992).

bestimmtes Effekt der Haarpflege dar und ist insofern mit *Haarpflegerprodukten* als merkmalsmäßig verwandt anzusehen.

Bei dem Wahrnehmungstyp der Einstellung liegt die Mythosfunktion der MN vor. Dabei werden weder über sachliche Merkmale noch über funktionale Effekte kommuniziert, sondern eher über Werte, die allgemeine Gültigkeit haben. Der Vollzug der Mythosfunktion kann linguistisch als *reziproke Determination* zwischen MN, allgemeinen Werten und Produktgattung beschrieben werden. Markentechnisch kann die Mythosfunktion durch Vermittlung des Markenwissens oder durch Auswahl der konzeptuell als mythische Ausdrücke zu betrachtenden Lauteinheiten erreichen. Als Beispiel für die Vermittlung des Markenwissens dient der Markenname *Teekanne* für Tee. An sich ist *Teekanne* als ein Markenname anzusehen, der in seiner Bedeutungsfunktion auf dem Merkmalsverwandschaft-Verfahren beruht. In der Werbung wird aber versucht, diesem Namen eine Mythosfunktion zuzuschreiben.

*Teekanne* – Tee

Werbetext im Fernsehen:

(Frauenstimme:) Tee ist Ruhe, Tee ist Erinnerung, Tee ist Freude, Tee ist Nähe, Tee ist Phantasie, Tee ist Leben. Tee von Teekanne.

(Männerstimme) Tee ist Sehnsucht, Tee ist Frische, Tee ist Energie, Tee ist Leben, Tee ist Begegnung. Tee von Teekanne. Harmonisch, fruchtig, romantisch. Tee von Teekanne.

Die intendierte Mythosfunktion liegt darin, dass emotionale Einstellungen über das Referenzobjekt *Tee* durch eine Parallelstellung von Produktgattung, allgemeinen Werten und MN als Markenwissen vermittelt wird.

Tee = Ruhe = Erinnerung = Freude = Phantasie = Leben = Teekanne

Tee = Sehnsucht = Frische = Energie = Leben = Begegnung = harmonisch = fruchtig = romantisch = Teekanne

Diese reziproke Determination kann schließlich den Markennamen *Teekanne* geistig eine Gegenwart schaffen, die im Bereich der allgemeinen Werte liegen, was zugleich die sachliche Bedeutung von *Teekanne* als *Kanne für Tee* vernichtet.

Die Mythosfunktion kann auch mittels der sog. mythischen Ausdrücke intendiert werden. Als mythische Ausdrücke sind z. B. Namen von Göttern/Göttinnen, großen Persönlichkeiten, Weltmetropolen, Sehenswürdigkeiten und Symboltieren geeignet. Beispiele: *Alcina* (Körperpflegemittel → Inselgöttin von Schönheit), *Leibniz-Keks* (Keks), *Paris* (Parfum),

*Berlin* (Parfum), *Loewe* (Fernsehgerät). Auch Buchstaben, die an sich Abkürzungen sind, können ein mythisches Effekt erzeugen. Beispiele *BMW* (Auto), *CD* (Parfum). Die Gemeinsamkeit der mythisch verwendeten Ausdrücke ist, dass ihre Sachbedeutung keine Gegenwart mehr besitzt. Sie wird entweder vernichtet bzw. ausgeblendet, oder es gibt an sich keine Sachbedeutung, z.B. bei Abkürzungen. Solche MN-Bildungen stehen ausschließlich für allgemeine Werte, die positiv geschätzt sind. (*Leibniz* → großartig; *Paris* → romantisch; *Löwe* → königlich). Interessanterweise scheint es, dass an sich sinnlose Abkürzungen im Vergleich mit ihrem Ausgangsausdruck ein besonders mythisches Effekt erzeugen können. *BMW* wäre weniger edel und attraktiv, wenn man dabei an das *Bayerische Motorenwerk* denkt. In diesem Punkt sind MN offensichtlich demselben Wirkungsmechanismus unterworfen, der beispielsweise auch für Ausdrücke wie *Nazi* und *Gestapo* gilt. *Nationalsozialismus* wirkt offensichtlich *freundlicher* als *Nazi*; *Geheime Staatspolizei* wäre wohl weniger *grausam* als *Gestapo*. Die Nicht-Gegenwärtigkeit der Sachbedeutung ist also die optimale Voraussetzung für eine mythische *Beseelung* sprachlicher Lauteinheiten mit allgemeinen Werten. Wenn man an die G-e-L-Verbindung denkt, dann liegt diese *Beseelung* darin, dass die Lauteinheit (L) mit der Ideenform (e), die in diesem Zusammenhang allgemeine Werte ist, eingepägt wird, ohne die Sachbedeutung L(G) zu berücksichtigen. Da der Konsument doch in einer Sachwelt lebt, können die Mythos-MN ohne Pflege durch die Werbung bzw. ohne ständige Verbesserung der Warenqualität nicht von Dauer leben.<sup>197</sup>

Schließlich ist auch zu bemerken, dass die Unterscheidung zwischen sachlichen Eigenschaften, funktionalen Effekten und emotionalen Einstellungen, wie die Unterscheidung zwischen rationalem und emotionalem Nutzen, keine klar markierte Grenze hat. Vor allem ist die Unterscheidung zwischen funktionalen Effekten und emotionalen Einstellungen oft schwer zu ziehen.

### 5.5.3 MN mit gemischter Technik

MN können durch phonemische (bzw. graphemische ) Verfremdung eines lexikalischen Ausgangswortes bzw. einer Wortgruppe erfunden werden. Diese lexikalische Basis kann ihrerseits aus verschiedenen Sprachquellen stammen. Man kann den Verfremdungsgrad mit einem Distanz-Wert (D) beschreiben, der die Zahl der nicht übereinstimmenden Elemente beträgt.<sup>198</sup> Solange sich das lexikalische Ausgangswort bzw. die natürlichsprachliche

---

<sup>197</sup> Vgl. Wirtz 1992: 12.

<sup>198</sup> Vgl. Schuhmacher 1969: 70.

Wortgruppe identifizieren lässt, kann man mit Hilfe des Distanz-Wertes MN typologisieren. Bei dem Distanzwert *null* handelt es sich offensichtlich um eine direkte Entlehnung, die unter dem Gesichtspunkt des vorgeschlagenen Wortbildungsmodells der intellektuellen Technik entspricht. Ein Beispiel: *Allegro* als MN für Fahrrad. Das Wort *Allegro* ist italienisch und bedeutet *lebhaft, fröhlich* (Lötscher 1992). Mit dem MN *Allegro* wird offensichtlich aufgrund des Merkmalsgleichheit-Verfahrens Dynamik, Rhythmus und Fahrensfreude angedeutet. Jedoch besteht bei dem Distanz-Wert *null* die Gefahr, dass die Unterscheidungskraft bzw. die Schutzfähigkeit des Markennamens fehlt. So lässt sich feststellen, dass MN mit Null-Distanz entweder aus einer Fremdsprache entliehen ist (*Allegro* für Fahrrad), oder besteht zwischen dem MN und der Produktgattung ein größerer semantischer Sprung (*Romantik* für Türbeschläge), oder werden die MN mythisch verwendet (*Teekanne* für Tee). Wenn man sowohl die Sachzusammenhänge bzw. Produkteigenschaften als auch die Unterscheidungskraft und die Auffälligkeit bewahren will, dann scheint die Verfremdung eines vorhandenen Lexems, das mit der Produktgattung im gleichen semantischen Feld steht, der beste Ausweg zu sein.

Es gilt also  $D \neq 0$ .

Bei einem höheren Distanzwert geht es oft um Abkürzung bzw. Kurzbildung von Herstellernamen, Firmenbezeichnungen, Ausgangsmaterial, Verwendungszweck usw. Beispiele: *Adidas* (Sportartikel) ist eine Kurzbildung von dem Herstellernamen *Adi Dassler*, *Agfa* (Film) stellt eine Abkürzung von der Firmabezeichnung *Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation* dar und *Swatch* (Uhr) ist *Swiss watch* (Lötscher 1992). Wenn man von der Unterscheidung zwischen dem instrumentarischen Motiv und dem semantischen Motiv der MN-Erfindung ausgeht, dann scheint es, dass das instrumentarische Motiv mit dem Distanzwert in einem proportionalen Verhältnis steht. Je größer der Distanzwert ist, desto mehr wird die MN-Erfindung von dem instrumentarischen Motiv ausgeprägt. In dieser Hinsicht nehme ich an, dass MN mit gemischter Technik, die in erster Linie als Ergebnis einer semantischen Motivation zu beschreiben sind, kleinere Distanzwerte aufweisen. Von dieser Annahme ausgehend, werden die folgenden MN in Lötscher (1992) ermittelt, die für eine Beschreibung der MN –Erfindung mit gemischter Technik geeignet scheinen. Die Hypothese ist, dass MN mittels gemischter Technik erfunden sind, wenn sie sich formal grundsätzlich in zwei Teile teilen lassen, wobei bestimmte Merkmale teils aufgrund der intellektuellen Technik von dem lexikalischen Anteil, und teils aufgrund der phonetischen Technik von dem phonetischen Anteil repräsentiert werden. Dies bedeutet, dass der

lexikalische Anteil praktisch die Rolle des Ausgangswortes spielt, und der phonetische Anteil, der aufgrund seiner Symbolfähigkeit ebenfalls eine Merkmalsrepräsentation darstellt, fungiert zugleich als das verfremdende Element. Dies ist der instrumentarische Aspekt, der die Schutzfähigkeit garantiert. Für die vorliegende Arbeit ist aber nicht die instrumentarische Motivation, sondern die semantische Auffassung solcher MN als Merkmalsrepräsentation relevant.

<i>Alete:</i> ( Säuglings- und Kleinkindernahrung)	alere, lat. = ernähren, aufziehen
<i>Allurelle:</i> (Haarfestiger)	allure, franz. = Haltung, Benehmen, Erscheinungsweise
Argenta (Automobil)	argento, ital. = Silber
Aromat (Gewürzmischung)	arom, lat = Gewürz
Atarax (Tranquilizer)	ataraxia, griech. = Gemütsruhe
Avant (Automobil)	avanti, ital. = vorwärts
Backin (Backpulver)	backen, deut.
Beby (Säuglingsnahrung)	baby, engl.
Birkin (Haarpflegemittel)	Birken, deut.
Blankin (Staubtuch)	blank, deut.
Candida (Zahnpasta)	candidus, lat. weiß
Cementit (Klebstoff)	Cement, lat.-frz.
Certina(Uhren)	certus, lat. = sicher, zuverlässig
Dynamisan (Aufbaupräparat)	dynamisch, deut.
Flaman (Anzündwürfel)	Flamme, deut.
Floffy (Weichspüler)	fluffy, engl. = locker, weich
Floris (Waschmittel)	flor, lat. = Blume
Handsan (Cremeseife)	Hand, deut.
Humana (Säuglingsnahrung)	humanus, lat. =menschlich
Isi (Sahneapparat)	easy, engl =leicht
Juvena (Hautpflegemittel)	juventus, lat. = Jugend
Lavada (Spülmittel)	lavare, franz. = waschen
Magenal (Medikament gegen Magenbeschwerden)	Magen, deut.
Malan (Farben)	malen, deut.
Mali (Fingerfarben),	malen, deut.
Mobilat (Salbe gegen Gelenkentzündung)	mobil, lat.-ital. = beweglich.

Optigal (Brathähnchen)	optimal, lat. = sehr gut
Pfanni (Schnellgerichte)	Pfanne, deutsch
Planta (Margarine),	Pflanze, deut.
Radial (Ski)	radikal, lat.-frz. = an die Wurzel gehend
Rapi (Schuhcreme)	rapid, engl. = schnell
Ravissa (Körperpflegemittel)	ravissant, franz. = hinreißend
Schauma (Haarshampoo)	Schaum, deut.
Serena (Hygieneartikel für Damen und Kinder)	serenus, lat. = heiter, zufrieden
Smacks (Getreideflocken)	schmeckt, deut.
Solaria (Sommerschuhe)	sol, lat. = Sonne
Spidi (Reinigungsmittel)	speedy, engl. = schnell
Spüli (Spülmittel)	spülen, deut.
Tapi (Teppichreinigungsmittel)	Teppich, deut.
Wella (Haarpflegeprodukte)	Welle, deut.
Whiskas (Katzenfutter)	whiskers, engl. = Schnurrbart

Hinsichtlich der lexikalischen Basis kann man feststellen, dass es sich dabei grundsätzlich um Konzepte handelt, die eher als sachliche, nutzenstiftende Merkmale der Produkte zu betrachten sind. Beispiele: *Aromat* (Gewürzmischung) hat *Aroma*, *Flaman* (Anzündwürfel) erzeugt *Flamme*. Die Auswahl solcher Ausdrücke ist offensichtlich auf das Merkmalsgleichheit-Verfahren zurückzuführen, wobei die meisten Ausdrücke selbst Merkmalsbezeichnungen sind.

Was den phonetischen Anteil betrifft, so ist bei den ermittelten MN v.a. die Symbolfähigkeit von dem Vokal *a* sehr deutlich. Das starktonige *a* ist allgemeinqualitativ von der Valenz-Dimension geprägt und weist positive Werte wie ‚angenehm‘, ‚wohl‘, ‚Freude‘, ‚Spaß‘ auf, was durchaus als emotionales Nutzen des Produkts angesehen werden kann. Beispiele: *Argenta* (Automobil), *Beba* (Säuglingsnahrung), *Candida* (Zahnpasta), *Humana* (Säuglingsnahrung), *Juvena* (Hautpflegemittel), *Lavada* (Spülmittel), *Planta* (Margarine), *Ravisa* (Körperpflegemittel), *Schauma* (Haarshampoo), *Serena* (Hygienartikel), *Smacks* (Getreideflocken), *Solaria* (Sommerschuhe), *Wella* (Haarpflegeprodukte), *Whiskas* (Katzenfutter). Als valenz-positiv sind auch die Sequenzen *-san* (*Dynamisan*, *Handsan*), *-an* (*Flaman*, *Malan*) und *-al* (*Magenal*, *Radial*) zu betrachten. Im Gegensatz dazu sind die Sequenzen *-at* (*Aromat*, *Mobilat*) und *-ax* (*Atarax*) eher durch den Erregungswert

ausgezeichnet. Die unterschiedliche Ausprägung ist offensichtlich auf den Lautcharakter der umgebenden Konsonanten zurückzuführen. Die Konsonanten *s*, *m*, *n*, und *l* sind gegenüber *t* und *x/ks* eher weich und nachgiebig als aggressiv und mächtig. Ziemlich deutlich ist darüber hinaus die Symbolfähigkeit von dem Vokal *i*. Allgemeinqualitativ ist das Vokal *i* v.a. durch den positiven Erregungswert gekennzeichnet, der durch Merkmale wie Schnelligkeit, Bewegung dargestellt werden kann. Solche Merkmale lassen sich eindeutig an den folgenden MN feststellen: *Isi* (Sahneapparat), *Mali* (Fingerfarben), *Pfanni* (Schnellgerichte), *Rapi* (Schuhcreme), *Spidi* (Reinigungsmittel), *Spüli* (Spülmittel), *Tapi* (Teppichreinigungsmittel). Außerdem weist das Vokal *i* in der Valenz-Dimension Werte wie Freude, Helle und Klarheit auf, die auf der emotionalen Ebene ebenfalls als Positiv zu bewerten ist. Wenn man von der *Charakter-Bescheidenheit* des Konsonats *n* ausgeht, dann ist der allgemeinqualitativ positiven Lautcharakter von *i* auch auf die Sequenz *-in* zu übertragen: *Backin*, *Birkin* und *Blankin*. Auch wenn man die *Kleinigkeit* von *i* berücksichtigt, ist die Sequenz *-in* emotional mindestens nicht als negativ zu bewerten. Im Gegensatz zu dem intellektuell repräsentierten rationalen Nutzen des Produkts werden von dem phonetischen Anteil allgemeinqualitativ beschreibbare Merkmale repräsentiert, die eher dem emotionalem Nutzen entsprechen.

Die hier als MN mit gemischter Technik beschriebenen Bildungen machen insgesamt nur einen ziemlich kleinen Anteil des gesamten Korpus des Produktnamenlexikons von Löttscher (1992) aus. Dies lässt sich u.a. dadurch erklären, dass das instrumentarische Motiv, das MN als Abkürzungen bzw. Kurzbildungen erzeugt, bei der MN-Erfindung eine größere Rolle spielt.

## 5.6 Bemerkungen zur konzeptuellen Struktur kreativer Bildung

In 5.5.1 wird bereits erwähnt, dass die konzeptuelle Struktur der phonetisch gebildeten MN grundsätzlich holistisch zu charakterisieren ist. Für die phonetisch gebildeten MN scheint die Annahme des konzeptuellen Holismus ziemlich logisch zu sein, weil sie als reine Kunstwörter konzeptuell v.a. als eine Einheit zu interpretieren sind. In Wirklichkeit gilt der konzeptuelle Holismus nicht nur für die phonetisch gebildeten MN, sondern auch für MN mit intellektueller Technik und MN mit gemischter Technik.

Kreative Bildungen werden als Merkmalsrepräsentation bzw. Merkmalsassimilation definiert. Die konzeptuelle Struktur solcher Bildungen ist nicht von dem vorhandenen Sprachsystem bzw. den vorhandenen Sprachanalogien, sondern von der individuellen merkmalsmäßigen Auffassung des situativ gegebenen Gegenstands (*G'*) bestimmt. Da

Merkmale keine referentielle Identität besitzt, die für eine prädikatlogische bzw. grammatische Strukturierung als notwendige Basis fungiert, können sie nur *unstrukturiert* in einer Einheit assimiliert werden. Sprachliche Lauteinheiten sind nur gewählt, um bestimmte Merkmale entsprechend in einer Lauteinheit zu repräsentieren. Auch wenn eine Bildung morphologisch zweigliedrig ist, z.B. *Forstfrisch*, repräsentiert sie konzeptuell nur ein Merkmal, z.B. *frisch*. Das holistische Prinzip lässt auf der anderen Seite zu, dass eine kreative Bildung morphologisch eingliedrig sein kann, z.B. *Fön*. Eine Merkmalsdifferenzierung, die man eventuell bei den phonetisch gebildeten MN und bei den MN mit gemischter Technik vollziehen kann, hat jedoch keine *strukturelle* Bedeutung.

Der konzeptuelle Holismus bedeutet also, dass MN als kreative Bildungen in erster Linie eine Merkmalsassimilation darstellen. Es handelt sich bei der kreativen Bildung nicht um eine morphologische Komposition, sondern um die Auswahl bestimmter Lauteinheit als Merkmalsrepräsentation. Bei der Komposition geht man von den vorhandenen G-e-L-Analogien bzw. von den fertigen Bedeutungsbausteinen aus, die sich zueinander abstimmen. Im Gegensatz dazu ist die Auswahl ein Prozess der geistigen neuen Gestaltung, die sich durch eine Fokussierung bzw. Einblendung relevanter Merkmale vollzieht. Die konzeptuelle Abstimmung ist für den Kompositionsprozess zugleich Voraussetzung und Ergebnis, während der Auswahlprozess eine Merkmalsassimilation bewirkt, die zwar eine interne Merkmalskonfiguration aufweisen kann, aber die gesamtstrukturelle Elastizität wird dadurch nicht beeinträchtigt, weil eingeblendete Merkmale wieder ausgeblendet werden können.

Geht man von dem konzeptuellen Holismus kreativer Bildung aus, dann ist die Annahme der Markennamen-Morpheme insofern zu modifizieren, als sie keine strukturelle Elemente sind, sondern nur Lauteinheiten, die statistisch bei der MN-Erfindung auf einem bestimmten Sachgebiet einen höheren Häufigkeitswert besitzen. In diesem Zusammenhang muss auch die Frage nach dem linguistischen Status der MN als irrelevant betrachtet werden. Sowohl Eigennamen als auch Appellativa können zum Zweck der Merkmalsrepräsentation verwendet werden.

MN sind offensichtlich ein sehr komplexes Phänomen, wo unterschiedliche Faktoren auf verschiedenen Ebenen zusammenwirken. Die vorliegende Analyse versucht, MN-Erfindung mittels der sprachbildenden Gesetzmäßigkeiten der Analogie zu beschreiben. Wie bereits erwähnt, kann es sein, dass das semantische Motiv bei der MN-Bildung dem instrumentarischen Motiv gegenüber eine untergeordnete Rolle spielt. Außerdem ist nicht zu übersehen, dass die ausgewählten MN von den Millionen von MN nur einen sehr kleinen



Anteil ausmacht. Trotzdem ist die Merkmalsrepräsentation, die auf der wirtschaftswissenschaftlichen Ebene der Vermittlung der nutzenstiftenden Eigenschaften des Produkts entspricht, als einen Anhaltspunkt zu betrachten, an dem das komplexe Phänomen der MN in linguistischer Hinsicht als kreative Sprachbildung beschrieben werden können.

## 6 Zusammenfassung

Die Hauptgedanken und Ergebnisse der vorliegenden Arbeit lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Die Anwendungen des Analogiebegriffs in der gegenwärtigen Wortbildungsbeschreibung erfolgen grundsätzlich in der Tradition Hermann Pauls. Die erweiterte, jedoch sprachinterne Analogieauffassung von Paul kann zwar die syntaktisch-reguläre und die lexikalisch-analogische Beschreibung gleichermaßen legitimieren, aber ihren inneren Zusammenhang und dazu den kreativen Aspekt der Wortbildung nicht erfassen. Der lebendige bzw. geistige Charakter der Sprache spricht dafür, den Analogiebegriff im Sinne Wilhelm von Humboldts aufzufassen. Ein in diesem Sinne aufgefasster Analogiebegriff kann eine einheitliche Beschreibungsgrundlage liefern, auf der der innere Zusammenhang der vorhandenen Beschreibungsmethoden erkennbar wird und der kreative Aspekt der Wortbildung in gewisser Hinsicht beschrieben werden kann.

Die Sprachtheorie Humboldts ist eine Theorie der Spracherzeugung bzw. Sprachbildung, wobei die Sprache für Humboldt einen geistigen Organismus darstellt. Der Sprachorganismus besitzt ein eigentümliches Dasein, das in den augenblicklichen individuellen Wirkungen der geistigen Einheit des Menschen als der einheitlichen Grundlage des Zusammenwirkens der Macht der Sprache und der Gewalt des Individuums liegt. Der Analogiebegriff Humboldts zeichnet sich durch seine geistigen bzw. erkenntnisfunktionalen Implikationen aus. Er weist grundsätzlich drei Aspekte auf: die Herstellung einer analogen Beziehung zwischen Welt (G), Geist (e) und Sprache (L) als den einheitlichen Grundsatz der Sprachbildung, die analogisch wirkende Macht der Lautform bzw. Wiederherstellung der vorhandenen Sprachanalogien und die Bildung neuer Analogien durch Gewalt des Individuums. Unter dem Gesichtspunkt des Sprachorganismus ist jedes individuelle Sprechen eine G-e-L-Analogiebildung. Dabei wird je nach der dominierenden Kraft entweder eine vorhandene Sprachanalogie wiederhergestellt,

oder eine neue Sprachanalogie gebildet. Im individuellen Sprechen erfährt die Sprache bzw. der Sprachorganismus eine augenblickliche Gegenwart. Die Analogie als der einheitliche Grundsatz der Sprachbildung bezieht sich auf die einheitliche analogische Natur des menschlichen Denkens, der zu Folge jedes Sprechen eine Hypothese über die Weltordnung aufstellt. Die Struktur des Hypothesenaufstellens, die erkenntnistheoretisch mit dem Konzept der Abduktion beschrieben werden kann, stellt daher zugleich die Struktur einer individuell-sprachlichen Analogiebildung dar. Dies bedeutet, dass jede individuell-sprachliche Analogiebildung strukturell auf der einheitlichen Grundlage der Abduktion beschrieben werden kann.

Eine sprachliche Abduktion hat die kanonische Form einer abduktiven Schlussfolgerung und besteht aus Beobachtung, Gesetz und Fall. In der Beobachtung  $G' \text{ ist } e$  wird ein gegenständlicher bzw. referentieller Token  $G'$  individuell augenblicklich in einer geistigen Form  $e$  gestaltet, was dem Prozeß der Ideenformung bzw. dem Verfahren, *die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu giessen*, entspricht. Auf der Basis des Gesetzes  $G \text{ ist } e \text{ ist } L$ , die eine G-e-L-Analogie bzw. eine mentale Weltstruktur formuliert, wird der gegenständliche Token ( $G'$ ) aufgrund des von ihm gemachten Gedanken ( $e$ ) sprachlich ( $L'$ ) repräsentiert, was im Fall  $G' \text{ ist } L'$  (=  $G'-e-L'$ -Analogie) zum Ausdruck kommt und dem Prozess *den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen* entspricht.  $G$  und  $L$  besitzen einen Typus-Status, während  $G'$  und  $L'$  als einen gegenständlich-referentiellen Token bzw. lautlichen Token (artikulierten Laut) zu betrachten sind. Der Fall als Ergebnis einer individuell-sprachlichen Analogiebildung stellt sich nichts anderes dar als eine augenblickliche Wirkung bzw. Bestätigung des Gesetzes.

Das Gesetz in einem abduktiven Prozess bzw. die G-e-L-Analogie wird als eine dreifache Wissenseinheit definiert, wobei  $G$ ,  $e$  und  $L$  zueinander in einer analogischen Einheitsbeziehung stehen. Im Rahmen einer Wissenseinheit kann man  $G$  als Referenzbereich der Lauteinheit  $L$  bezeichnen, und eine Lauteinheit  $L$  kann einen Referenzbereich indizieren, der sich einer unmittelbaren Darstellung entzieht.

Die Wissensentität, die eine Sprachanalogie bzw. mentale Weltordnung darstellt, hat einen funktionalen Charakter. Die Abkehr von der Substanzontologie zugunsten einer Funktionenontologie kennzeichnet eine Entwicklung des menschlichen Geistes, wo nicht nur die substantiell-wahrheitsmäßige Kongruenz von Gegenstand und Lauteinheit (G-E-L) und damit verbunden die analytische Ganz-Teil-Beziehung, sondern v. a. die analogische Bestimmung vom Gegenstand-Lauteinheit-Verhältnis (G-e-L) und damit verbunden die

synthetischen Relationen die menschliche Denkweise determinieren. Das funktionale Denken impliziert, dass Analogie- bzw. Wissensbildung grundsätzlich als einen unendlichen Prozess anzusehen ist, wobei die geistige Form (e) insgesamt als ein System von Relationen und Merkmalen konzipiert werden kann. Während die Stufe der allgemeinen Relationen (y) als ein geschlossenes System organisiert werden kann, muss die Stufe der Merkmale (x) aufgrund ihrer referentiellen Gegenseitig-Nicht-Ausschließbarkeit als ein offenes System angesehen werden.

Unter dem Gesichtspunkt der Abduktion ist die Wissensbildung als Wissenscodierung anzusehen, die zugleich die Codierung einer Lauteinheit bedeutet. In Anlehnung an Eco kann man zwischen drei Haupttypen der Wissenscodierung bzw. Lautcodierung (Lautformung) unterscheiden: übercodiert, untercodiert und kreativ codiert. Hinsichtlich der sprachlichen Wissenscodierung habe ich drei Hypothesen gemacht: (1) Eine Lauteinheit ist übercodiert, wenn sie prädikatlogisch codiert ist. Bei Übercodierung besteht die substantiell-wahrheitsmäßige Kongruenz zwischen G, e und L. Für eine übercodierte Lauteinheit L gibt es eine, und nur eine G-e-L-Verbindung, nämlich die G-E-L-Kongruenz. (2) Eine Lauteinheit ist untercodiert, wenn sie grammatisch codiert ist. Bei Untercodierung besteht eine begrenzte Anzahl von e-Varianten und G-Varianten. Die e-Varianten lassen sich mit grammatischen Kategorien beschreiben. (3) Eine Lauteinheit ist kreativ codiert, wenn sie nach Gesetzmäßigkeiten der Merkmalsbildung bzw. –repräsentation codiert ist.

Prädikatlogisch-übercodierte Wissensseinheiten machen unser allgemeinstes Weltwissen aus, das die G-E-L-Isomorphie und die damit verbundenen analytischen Ganz-Teil-Beziehungen zwischen Referenzobjekten beschreibt. Eine Prädikatlogisch-übercodierte Lauteinheit hat einen substantiell-wahrheitsmäßig bestimmten Referenzbereich, wodurch die G-E-L-Isomorphie als die einzige Lesart ohne situativen und sprachlichen Kontext verwendet bzw. verstanden werden kann. Grammatisch-untercodierte Wissensseinheiten sind derjenige Anteil des gesamten Wissensdepots eines Individuums, der die für eine Sprachgemeinschaft typischen, funktionalen G-e-L-Analogien und die damit verbundenen synthetischen Relationen zwischen Objekten beschreibt. Der Referenzbereich einer grammatisch codierten Lauteinheit ist nur prototypisch bestimmt. Eine grammatisch codierte Lauteinheit kann mehrere G-e-L-Verbindungen, die den synthetischen, grammatisch definierbaren Relationen entsprechen, aufweisen. Eine konkrete Auswahl kann nur nach dem jeweiligen sprachlichen Kontext getroffen werden. Kreativ codierte Wissensseinheiten sind eine neue Sprachanalogie, die individuell erfunden wird. Sie können nicht in der Typus-Form *G-e-L-Analogie*, sondern

nur in einer Token-Form *G'-x-L'-Analogie* formuliert werden, weil kreative Codierungen situationsabhängig sind. Kreativ codierte Wissenseinheiten sind zunächst nur für das jeweilige Individuum, das von einem situativ gegebenen Gegenstand (G') Merkmale (x) bildet und diese lautlich (L') repräsentiert, gültig. Da Merkmale in bezug auf ihre Referenten sich gegenseitig nicht ausschließen, ist davon auszugehen, dass sie keine dauerhafte referentielle und lautliche Identität besitzen. Der Referenzbereich einer kreativ gebildeten Lauteinheit ist unbestimmt bzw. nur situativ- Augenblicklich bestimmt. Zur Bildung einer neuen Wissenseinheit stehen einem Individuum zwei Techniken zur Verfügung, die phonetische Technik und die intellektuelle Technik.

Die vorliegende Wortbildungsbeschreibung betrachtet Wortbildungen als abduktiv strukturierte individuell-sprachliche Analogiebildungen. Ein gebildetes Wort (L') ist das Ergebnis eines individuell- Augenblicklichen Abduktionsverfahrens. Eine abduktiv orientierte Wortbildungsbeschreibung basiert nicht auf dem Wortkonzept, sondern auf dem Wahrnehmungstyp (e) bzw. auf dem Gesetz einer sprachlichen Abduktion. Menschliche Wahrnehmungen können konzeptuell drei Haupttypen aufweisen: Objektstruktur, Situationsstruktur und Einstellung. Das Gesetz einer sprachlichen Abduktion (G-e-L-Analogie) stellt den Inhalt unseres Gedächtnisses dar, der Augenblicklich aktiviert werden kann. Die Aktivierung der Verbindungen von Wahrnehmungsmaterial (G') und Wahrnehmungstyp (e), wobei G' als der Token eines Typus G identifiziert wird, kann als der primäre Zugang, und die Aktivierung der Verbindungen von Wahrnehmungstyp (e) und Lauteinheit (L'), wobei L' als der Token eines Typus L identifiziert wird, als der sekundäre Zugang zum Gedächtnisinhalt angesehen werden. Daher sind Wortbildung und Wortverstehen als umgekehrte Prozesse zu interpretieren. Das Sprechen bedeutet, einen Wahrnehmungstyp, der bestimmtes Wahrnehmungsmaterial strukturiert, sprachlautlich zu repräsentieren. Das Verstehen bedeutet umgekehrt, hinsichtlich einer sprachlichen Lauteinheit den jeweiligen Wahrnehmungstyp, der bestimmtes Wahrnehmungsmaterial strukturiert, zu identifizieren. Die Betrachtung des Wahrnehmungstyps als Beschreibungsbasis impliziert, dass eine abduktiv orientierte Wortbildungsbeschreibung nicht von dem Kompositionsprinzip, sondern holistisch von der Struktureinheit der gesamten Bildung ausgeht. Diese Beschreibungsweise schließt auf der anderen Seite nicht aus, dass eine Wortbildung eine wortinterne Struktur aufweisen kann. Dass eine zweigliedrige Komplexbildung ihren syntaktisch- semantischen Status an ihrer rechts stehenden Konstituente markiert, kann als eine Folge des linearen Charakters der Sprache interpretiert werden. Parallel zu den drei Haupttypen der Wissenscodierung gibt es

prädikatlogisch-übercodierte Wortbildungen, grammatisch-untercodierte Wortbildungen und kreative Bildungen. Übercodierte Wortbildungen sind Bildungen, die als sprachliche Abduktionen prädikatlogisch codiert sind. Übercodierte Bildungen besitzen den Wahrnehmungstyp *Objektstruktur* und weisen eine wortinterne Struktur auf, die sich als eine Ganz-Teil-Relation identifizieren lässt. Lautkonstituenten übercodierter Wortbildungen sind als Relationskorrelat zu betrachten. Untercodierte Wortbildungen sind Bildungen, die als sprachliche Abduktionen grammatisch codiert sind. Untercodierte Wortbildungen können den Wahrnehmungstyp der Objektstruktur oder den der Situationsstruktur haben. Die wortinterne Struktur ist als eine grammatische Relation zu definieren. Lautkonstituenten untercodierter Bildungen sind als Relationskorrelat anzusehen. Kreative Wortbildungen sind Bildungen, die als sprachliche Abduktionen kreativ codiert sind. Kreative Bildungen sind auf eine gleichzeitige Aktivierung zweier oder mehrerer Wahrnehmungstypen mit Merkmalsinhalt (e = x) zurückzuführen. Wortintern weisen kreative Bildungen keine definierbare Relation auf, sondern eine Merkmalskonfiguration. Lautkonstituenten kreativer Wortbildungen sind kein Relationskorrelat, sondern Merkmalsrepräsentant, der aufgrund eines Merkmalsgleichheits-Verfahrens, oder eines Merkmalsverwandtschaft-Verfahrens oder eines Merkmalskontrast-Verfahrens aus dem Lautsystem ausgewählt worden ist.

Unter dem Gesichtspunkt der Sprachabduktion kann man sagen, dass der Unterschied zwischen den sog. *kompositionell-regulären* und den *analog-holistischen* Bildungen nur in der individuellen Codierungsart liegt. Bildungsstrukturell lassen sie sich prinzipiell auf der einheitlichen Grundlage der sprachlichen Abduktion darstellen. Die Auffassung der Wortbildungen als abduktiv strukturierter individuell-sprachlicher Analogiebildungen ermöglicht darüber hinaus, Markennamen als kreative Wortbildungen bzw. als Merkmalsrepräsentationen zu beschreiben.

Die Meta-Abduktion drückt sich bei der Begriffsbildung mittels natürlicher Sprache eher durch die Akzeptierbarkeit einer primär subjektiv-individuellen Wortcodierung aus. Unter dem Gesichtspunkt der Sprachabduktion liegt der Kern der Akzeptabilitätsfrage bzw. der Kommunikationsfunktion der individuellen Kognition darin, ob man das in die Hauptprämisse eingehende Gesetz, d.h. ob man das selbe Werturteil, die selbe Beobachtung, Induktion oder Deduktion teilt oder nicht. Es ist grundsätzlich davon auszugehen, dass sich der Sprachorganismus durch eine Heterogenität der Wissenscodierung auszeichnet. In diesem Sinne ist wohl auch der Satz Humboldts zu verstehen, *dass das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dass jeder Mensch eine besondere besitzt* (S. 424). Die Auffassung der

Sprachindividualität als augenblicklicher Gegenwart des Sprachorganismus, die abduktiv beschrieben werden kann, fordert Selbstbeachtung und Nächstenbeachtung, denn, in jedem Sprechen und Verstehen kommt die einheitliche geistige Natur des Menschen zum Ausdruck.

## 7 Literaturverzeichnis

- Bauer, Gerhard (1985): *Namenkunde des Deutschen*. Bern usw. : Lang.
- Berger, Dieter (1976): Zur Abgrenzung der Eigennamen von den Appellativen. In: *Beiträge zur Namenforschung* 11, 375 – 387.
- Brekle, Herbert E. u. Kastovsky, Dieter (1977): *Perspektiven der Wortbildungsforschung. Beiträge zum Wuppertaler Wortbildungsskolloquium vom 9. – 10. Juli 1976*. Bonn: Bouvier.
- Böhler Michael (1973): Nachwort zu: Wilhelm von Humboldt. *Schriften zur Sprache*. Stuttgart: Philipp Reclam Jun.
- Bonfantini, Massimo A. /Proni, Giampaolo (1985): Raten oder nicht Raten? In: Eco, Umberto/Sebeok, Thomas A. (Hg.): *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei: Dupin, Holmes, Peirce*. München: Fink, 180 – 202.
- Bußmann, Hadumod (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 2. Aufl. Stuttgart: Kröner.
- Christmann, Hans Helmut (1979): Zum Begriff der Analogie in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts. In: *Festschrift für Kurt Baldinger zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Niemeyer, 102 – 115.
- Christmann, Hans Helmut (1980): Zum Begriff der Analogie in der Sprachbetrachtung des 16. bis 19. Jahrhunderts. In: Schmidt, Gerhard u. Tietz, Manfred (Hg.): *Stimmen der Romania. Festschrift für W. Theodor Elwert zum 70. Geburtstag*. Wiesbaden: Heymann, 519 – 535.
- Christmann, Hans Helmut (1984): Wilhelm von Humboldts *Schriften zum Baskischen* und sein Begriff der Analogie. In: Francisco J. Oroz Arizcuren (Hg.): *Navicula Tubingensis*. Tübingen: Narr, 85 – 88.
- Di Cesare, Donatella (1989): Wilhelm von Humboldt: Die analogische Struktur der Sprache. In: Scharf, Hans-Werner (Hg.): *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken*. Essen: Hobbing, 67 – 80.
- Eberhard, Kurt (1987): *Einführung in die Geschichte und Praxis der konkurrierenden Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie: Erkenntniswege*. Stuttgart usw.: Kohlhammer.
- Eco, Umberto (1985): Hörner, Hufe, Sohlen. Einige Hypothesen zu drei Abduktionstypen. In: Eco, Umberto/Sebeok, Thomas A. (Hg.): *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei: Dupin, Holmes, Peirce*. München: Fink, 288 – 322.
- Eichinger, Ludwig M. (1982): *Syntaktische Transposition und Semantische Derivation. Die Adjektive auf –isch im heutigen Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- Ertel, Suitbert (1969): *Psychophonetik. Untersuchungen über Lautsymbolik und Motivation*. Göttingen: Hogrefe.

- Flader, Dieter (1974): Strategien der Werbung. Kronberg/Ts: Scriptor.
- Fleischer, Wolfgang (1964): Zum Verhältnis von Name und Appellativum im Deutschen. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe 13, 369 – 378.
- Fleischer, Wolfgang (1983): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Leipzig: VEB.
- Fleischer, Wolfgang u. Barz, Irmhild (1992/1995): Wortbildungen der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen: Niemeyer.
- Fritz, Thomas (1994): Die Botschaft der Markenartikel. Vertextungsstrategien in der Werbung. Tübingen: Stauffenburg.
- Gläser, Rosemarie(1973): Zur Namengebung in der Wirtschaftswerbung: Warenzeichen im britischen und amerikanischen Englisch. In: Eichler, Ernst u.a. (Hg.): Der Name in Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie der Onomastik, Berlin, 220-238.
- Glinz, Hans (1973): Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. 6. Aufl. München: Franke.
- Gotta, Manfred (1988): Die Rolle des Markennamens im Marketingmix: Global Branding und die Zukunft von Markennamen. In: Brand News. Wie Namen zu Markennamen werden. Hamburg: Spiegel-Verlag, 15-28.
- Gotta, Manfred (1994): Branding. In: Bruhn, Manfred (Hg.): Handbuch Markenartikel. Bd. 2. Stuttgart: Schäffer-Poeschel, 773 – 789.
- Hansack, Ernst (1990): Bedeutung, Begriff, Name. Regensburg: Roderer.
- Henzen, Walter (1965): Deutsche Wortbildung. Tübingen: Niemeyer.
- Hermann, Eduard (1931): Lautgesetz und Analogie. Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philo.–hist. Klasse, neue Folge, Bd. 23, 3. Berlin.
- Humboldt, Wilhelm v. (1963a): Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. In: Werke in fünf Bänden, Bd. 3. Darmstadt.
- Humboldt, Wilhelm v. (1963b): Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. In: Werke in fünf Bänden, Bd. 3, Darmstadt.
- Kalverkämper, Hartwig (1978): Textlinguistik der Eigennamen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Köller, Wilhelm (1975): Semiotik und Metapher. Untersuchungen zur grammatischen und kommunikativen Funktionen von Metapher. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Koschnick, Wolfgang J. (1996): Standard-Lexikon Werbung, Verkaufsförderung, Öffentlichkeitsarbeit. München usw. : K.G. Saur.



- Koß, Gerhard (1996): *Namenforschung. Eine Einführung in die Onomastik*. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Kucharczik, Kerstin (1998): *Der Organismusbegriff in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts*. Berlin. Diss.
- Lerch, Hans-Jürgen/Schlesier, Alfred (1992): *Informationsverarbeitung durch Begriffe*. Göttingen: Hogrefe.
- Lötscher, Andreas (1992): *Von Ajax bis Xerox. Ein Lexikon der Produktnamen*. 2. Aufl. Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler.
- Luukkainen, Matti (1984): Zur Stellung der Wortbildung im System der Sprache. In: *Neuphilosophische Mitteilungen*, 476 – 490.
- Markengesetz: Erläutert von Reinhard Ingerl und Christian Rohnke. München: C.H Beck, 1998.
- Motsch, Wolfgang (1979): Zum Status von Wortbildungsregularitäten. In: *DRLAV* 20, 1 – 40.
- Müller, Rolf (1995): Möglichkeiten der Kategorisierung von Bedeutung. In: Pohl, Inge (Hg.): *Semantik von Wort, Satz und Text*. Frankfurt a. M. usw. : Lang, 15 – 24.
- Neuhaus, H. Joachim (1977): Wortbildungssemantik. In: Brekle, Herbert E./Kastovsky, Dieter (Hg.): *Perspektiven der Wortbildungs-Forschung*. Bonn: Bouvier, 203-209.
- Olsen, Susan (1988): Flickzeug vs. Abgasarm: eine Studie zur Analogie in der Wortbildung. In: Gentry, Francis G. (Ed.): *Semper idem et novus*. Festschrift for Frank Banta. Göppingen: Kümmerle, 75 –97.
- Paul, Hermann (1920): *Deutsche Grammatik*. Bd. 5. Tübingen: Niemeyer.
- Paul, Hermann (1975): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 9. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Platen, Christoph (1997): *Ökonymie. Zur Produktnamen-Linguistik im Europäischen Binnenmarkt*. Tübingen: Niemeyer.
- Prick, Hans-Jürgen (1988): Warum Line Extension für Nivea? In: *Brand News*, 89 – 103.
- Raible, Wolfgang (1968): Das Warenzeichen aus der Sicht des Sprachwissenschaftlers. In: *Der Markenartikel* 30, 498 – 504.
- Rapoport, Anatol (1972): *Bedeutungslehre. Eine semantische Kritik*. Darmstadt: Darmstädter Blätter.
- Rickheit, Mechthild (1993): *Wortbildung. Grundlagen einer kognitiven Wortsemantik*. Opladen: Westdt. Verlag.
- Rogge, Christian (1925): Die Analogie im Sprachleben, was sie ist und wie sie wirkt. In: *Archiv für die Gesamte Psychologie* 52, Leipzig, 441- 468.

- Rohr, Susanne (1993): Über die Schönheit des Findens: Die Binenstruktur menschlichen Verstehens nach Charles S. Peirce: Abduktionslogik und Kreativität. Stuttgart: M und P Verlag
- Römer, Christine(1995): Kann der Begriff „Begriff“ etwas für die Semantik leisten? In: Pohl, Inge (Hg.): Semantik von Wort, Satz und Text. Frankfurt a. M. usw.: Lang, 25 – 33.
- Römer, Ruth (1980): Die Sprache der Anzeigenwerbung. 6. Aufl. Düsseldorf: Schwann.
- Saussure, Ferninand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin: de Gruyter.
- Schippan, Thea (1989): Markennamen – Linguistische Probleme und Entwicklungstendenzen. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache. Bd. 9, 48 – 55.
- Schuhmacher, W. W. (1969): Zur Typologie der Markenartikelnamen. In: Linguistics 48, 68 – 72.
- Schwarz, Monika (1992): Kognitive Semantiktheorie und neuropsychologische Realität. Repräsentationale und prozedurale Aspekte der semantischen Kompetenz. Tübingen: Niemeyer.
- Schwarz, Monika (1995): Kognitivismus und Lexikon. In: Harras, Gisela (Hg.): Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen. Berlin. New York: de Gruyter, 359 – 367.
- Schwarz, Monika/Chur, Jeannette (1996): Semantik. 2. Aufl. Tübingen: Narr.
- Strohner, Hans (1995): Kognitive Systeme. Eine Einführung in die Kognitionswissenschaft. Opladen: Westdt. Verl.
- Süddeutsche Zeitung: „Marken werden Mythen“, 28. Juni 1995.
- Tiemann, Axel (1993): Analogie. Analyse einer grundlegenden Denkweise in der Physik. Thun u.a.: Deutsch.
- Toman, Jindr´ich (1983): Wortsyntax. Eine Diskussion ausgewählter Probleme deutscher Wortbildung. Tübingen: Niemeyer.
- Trabant, Jürgen (1986): Apeliotes oder der Sinn der Sprache. München: Fink.
- Trabant, Jürgen (1998): Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache. Frankfurt a. M. ; Suhrkamp.
- Vater, Heinz (1965): Eigennamen und Gattungsbezeichnungen. In: Muttersprache 75, 207 – 213.
- Voigt, Gerhard (1982): Bezeichnungen für Kunststoffe im heutigen Deutsch. Hamburg: Buske.

- Voigt, Gerhard (1985): Zur linguistischen Bestimmung des Markennamens. In: Wilfried Kürschner u. Rüdiger Voigt (Hg.): Grammatik, Semantik, Textlinguistik. Tübingen: Niemeyer, 123 – 136.
- Weisgerber, Leo (1950): Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur. Düsseldorf: Schwann.
- Weisgerber, Leo (1962): Die sprachliche Gestaltung der Welt. Düsseldorf: Schwann.
- Weisgerber, Leo (1969): Wort und Ware. In: Koppelman, Udo (Hg.): Die Ware in Wirtschaft und Technik. Festschrift zum 65. Geburtstag von Artur Kutzelnigg. Herne/Berlin: Verlag neue Wirtschafts-Briefe, 187 – 195.
- Wirth, Uwe (1995): Abduktion und ihre Anwendungen. In: Zeitschrift für Semiotik 17, H. 3-4, 405 – 424.
- Wirz, Adolf (1992): Signale im Supermarkt – Geburtschein und Lob des Markenartikels. In: Lötscher, Andreas: Von Ajax bis Xerox. 2. Aufl. Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler, 11 – 16.
- Wolf, Jakob (1995): Lexikon Betriebswirtschaft. München: Heyne.